

Dr. Uwe Krause

**Die
Hyleg-Schädel**

Band 7


Agent der Weißen Väter

Dr. Uwe Krause

Tony Tanner - Agent der Weißen Väter

Band 7

Die Hyleg-Schädel

www.geisterspiegel.de

Cover © 2010 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Tony Tanners Tagebuch

Collesalvetti 8.30 Uhr. Die Bedienung bittet zum Frühstück.

8.35 Uhr. Fräulein Lucille Chaudieu ruiniert mir meine Krawatte. Totale Zerknitterung des Seidenstoffes durch übermäßige mechanische Beanspruchung.

8.40 Uhr. Frisur ruiniert.

8.42 Uhr. Beende Kuss wegen akuter Erstickungsgefahr. Negative Reaktion seitens Fräuleins Chaudieu, verbunden mit kritischen Bemerkungen über meine körperliche Fitness. Fortführung der Lippenberührung seitens L.C. Krawatte weiter unter Beanspruchung. L.C. nutzt dieses Accessoire, um mich in eine dunkle Nische zu ziehen.

8.50 Uhr. Ende des zweiten Anlaufes wegen Erscheinens eines Mitglieds des Dienstpersonals. Kehre in mein Zimmer zurück, um die Krawatte zu wechseln. Stelle fest, dass die alte nicht mehr zu retten ist. Muss mir überlegen, ob ich u. U. auf andere Marke wechsele, angesichts des Temperamentes von L.C. Vielleicht sollte ich beim nächsten Mal freiwillig kommen, wenn sie winkt. Verlust der Krawatte jedenfalls zu verschmerzen, hat sich alles in allem gelohnt. (War sowieso eine ältere). Leichtes Lippenbluten wg. Temperamentsanfall seitens L.C. Tolle Zungenarbeit ihrerseits, muss was mit der Sprache zu tun haben, französisch macht die Zunge offensichtlich geschmeidiger. Rein urologisch scheint bei mir alles in Ordnung zu sein, trage zum Glück eine Bundfaltenhose.

9.03 Uhr. Erscheine am Frühstückstisch. Allgemeine Heiterkeit wegen meiner Verspätung, launige Bemerkung seitens Dorkas, deutliche Missbilligung seitens des Conte, Lucille ignoriert mich völlig. 9.07 Uhr. Drei Tassen Tee getrunken. Dorkas isst sein viertes Würstchen und redet über einen Futuristen, der ein Kochbuch schrieb, weil er der Meinung war, die Italiener würden durch Genuss von zu viel Pasta und Reis zu friedfertig und müssten mehr Fleisch zu sich nehmen, um sich das kriegerische

Wesen, das er den germanischen Völkern zuschrieb, anzueignen. Anschließend heftige Diskussion, ob das britische Empire auf Frühstückswürstchen fußt und welche Bedeutung das Aufkommen der Corn-Flakes für seinen Niedergang hatte. Dorkas kann die Anekdote eines schottischen Thans, der mit einem Schinken erschlagen wurde, beisteuern.

9.41 Uhr. Zwölfte Tasse Tee getrunken. L.C. ignoriert mich noch immer und unterhält sich angeregt mit Steele, das heißt, sie redet und er sagt keinen Ton. Frage mich, ob ich sie flachlegen sollte, bevor ich sie mit einem Frühstückswürstchen erschlage.

9.45 Uhr. Dorkas doziert über Robert Steele, einen schottischen Prediger des 18. Jahrhunderts, der sich mit dem Versuch beschäftigte, Elfen und Feen mit der christlichen Weltvorstellung zu verbinden. Dorkas vermutet, dass er viel eher den Versuch unternommen hatte, das Christentum vor den Elfen-Gläubigen zu rechtfertigen als umgekehrt.

9.50 Uhr. Muss dringend austreten.

10.00 Uhr. Begegne auf dem Rückweg L.C. L. C. weigert sich, mich weiterhin zu ignorieren und versucht weiteren Anschlag auf meine modischen Accessoires. Muss zur Rettung meiner Krawatte weitgehende Maßnahmen ergreifen. L.C. fühlt sich sehr gut an, trägt leider eine Jeans, die weiteren haptischen Erkundungen wg. Stoffdicke Widerstand entgegensetzt. Urologisch immer noch alles bestens.

10.10 Uhr. L.C. äußert sich nach häufigem Luftholen weitgehend positiv über Verlauf des Kusses und stellt nachhaltige Verschärfung des sozialen Umgangs in Aussicht. Urologischer Zustand lästig. Kann meine Frisur mit Bordmitteln auf dem Gang reparieren.

10.15 Uhr. Kehre zur Frühstückstafel zurück. Dorkas und der Conte diskutieren über bestimmte Bäume, deren Stamm eine gewindeartige Drehung aufweist. Dorkas erläutert, dass dies im Volksglauben mit einem Spiel von Kobolden in Zusammenhang gebracht wurde. Little scheint interessiert, wenn er auch ein ge-

langweiltes Gesicht macht.

10.33 Uhr. Dorkas beendet seine Erläuterungen. L.C. Ist wieder am Tisch und ignoriert mich. Hat sich umgezogen und trägt ein Sommerkleid aus leichtem Stoff. Frage mich, ob ich sie *Miststück* nennen darf. Der Conte und Dorkas diskutieren über Kraftfelder und deren Einfluss auf das Pflanzenwachstum. Steele ist der Meinung, dass meteorologische Gegebenheiten zur Erklärung ausreichen, was seitens Dorkas heftig bestritten wird. Ich habe keine Meinung, ignoriere L.C. aber völlig.

10.54 Uhr. Beende meinen Boykott von L.C., nachdem klar ist, dass sich ihre Hand auf meinem Bein befindet.

10.55 Uhr. Dorkas vertilgt ein weiteres Würstchen und macht launige Bemerkung über den englischen Wissenschaftler Francis Galton, den Dorkas als Eugeniker bezeichnet, was immer das bedeuten soll. Galton führte eine Statistik über die Städte mit den hübschesten Frauen im Vereinigten Königreich. Demnach befanden sich in Aberdeen die allerwenigsten ansehnlichen Frauen. Steele merkt an, er habe nicht gewusst, dass in Aberdeen überhaupt Frauen leben. Allgemeine Heiterkeit.

10.56 Uhr. Das Gespräch bewegt sich von Galton auf das Thema Rassenkunde, Rassismus, Menschenzüchtung. Daraufhin wendet sich das Gespräch nationalen Überlegenheitsgefühlen zu, die jenseits rassischer Fragen existieren.

10.58 Uhr. Dorkas erwähnt den Prediger Cotton Mather, der in seiner Schrift *Magnalia Christi Americana* - hoffe, ich habe den Titel richtig im Gedächtnis behalten - prophezeit, dass am Jüngsten Tag die USA als einziger Staat nicht vom Weltbrand vernichtet werden.

11.00 Uhr. Heftige Diskussion über das Thema Christentum USA - Überlegenheitswahn usw. Dorkas beginnt eine seiner weitschweifigen Ausführungen über das Thema kolonialer Puritanismus und ausgewähltes Volk im Laufe der Geschichte.

11.05 Uhr. Dorkas ist schätzungsweise am Ende des Anfangs des ersten Viertels seiner kulturtheoretischen Vorlesung ange-

langt. Wird von Steele ziemlich rüde abgebügelt, der Zweifel am tiefer gehenden Einfluss des Christentums auf die US-Bevölkerung hat und stattdessen auf eine Tradition der Eroberung und Gewaltanwendung verweist. Steele weist darauf hin, dass der Gründungsmythos der USA, womit er den *Wilden Westen* meint, Christen nur als Opfer oder als fanatische Henker von Verbrechern kennt und sie ansonsten ignoriert. Dorkas widerspricht und verweist auf Eroberung des Gelobten Landes durch das auserwählte Volk Gottes. Es entwickelt sich ein heftiges Streitgespräch, in dem plötzlich ziemlich Zunder steckt. Obermiese Stimmung, ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, zumal L.C. ihre Hand in unziemlichster Weise auf meinem Oberschenkel ruhen lässt. Größtes Interesse seitens des Conte an dem Gespräch. Bemerke, dass er einige Male Öl ins Feuer gießt, anstatt wie sonst ausgleichend zu wirken. Halte das für einen Test - er beobachtet aufmerksam, und zwar weniger denjenigen, der gerade redet, als den anderen. Fordert Little, L.C. und mich zu Meinungsäußerungen auf. Little stottert nur herum, L.C. redet sich auf nette Art heraus und beginnt parallel dazu, meine urologischen Konfigurationen bis an den Rand des Machbaren und gesellschaftlich Schicklichen zu strapazieren. T.T. schwafelt diplomatisch und nichtssagend, gute Leistung, aber der Conte durchschaut den Trick, ohne sich viel anmerken zu lassen.

11.17 Uhr. Der Conte hebt die Tafel auf. Er erklärt, dass L.C., Steele und ich nach einem Kaff namens Loreta fahren sollen. Little soll mit Hilfe von Fräulein Sonnenschein versuchen, seine Fähigkeiten besser zu kontrollieren (zwischen den beiden scheint sich was anzubahnen), Dorkas soll weiter Studien betreiben und sich ansonsten mit diesem Peak-Maude kurzschließen, der sich inzwischen als *Kaiserpinguin* tituliert, was irgendwas zu bedeuten zu haben scheint. Bin sicher, dass der Conte alle diese Entscheidungen erst in den letzten Minuten getroffen hat.

11.22 Uhr. Kehre in mein Zimmer zurück, um mich für die Abfahrt fertigzumachen. Bin ganz froh, dass ich von Collesalvetti

wegkomme. Habe keine Lust mehr auf weitere Schießereien und stelle bei mir eine heftige Hubschrauberallergie fest.

11. 30 Uhr. Steele taucht mit einem offenen französischen Vier-sitzer älterer Bauart (Napoleon oder schon Ludwig der Soundso-vielte?) auf. L.C. ist entzückt, T.T. ist entsetzt.

11.35 Uhr. Gewisse Peinlichkeit, weil mein Gepäck nicht in den Kofferraum passt. Ich habe aus mir nicht näher verständlichen Gründen das meiste Gepäck.

11.37 Uhr. Dorkas nimmt mich zur Seite. Befürchte, er würde mir einen Heiratsantrag machen, aber er kriegt einen roten Kopf und erklärt mir dann, dass das Tragen von einem doppelten Paar Unterhosen ihn stets auf seinen gefährvollen Reisen vor Er-kältungen und anderen körperlichen Unbilden bewahrt habe, weshalb er mir nun dringendst auch dazu raten möchte.

11.38 Uhr. Bedanke mich herzlich für Dorkas' Fürsorge und gehe in mein Zimmer.

11.52 Uhr. Lachanfall beendet.

11.57 Uhr. Erscheine vor dem Gebäude. Gewisse Peinlichkeit, weil ich der Letzte bin.

11.58 Uhr. L.C. setzt sich auf die Rückbank. Keine Chance, sich neben ihr zu platzieren, um sich weiter befummeln zu lassen. Muss neben Steele Platz nehmen.

16.17 Uhr. Steele hat etwas gesagt. Klang wie *Muss tanken*.

Missgelaunt öffnete Tony Tanner die billige Mappe aus streng riechendem Plastik, dessen Farbe von zweifelhaftem ästheti-schem Wert war, und ließ den Inhalt auf den Tisch gleiten.

»Aufregend«, maulte Lucille Chaudieu. Sie meinte das exakte Gegenteil.

Steele knurrte nur und lehnte sich mit verschränkten Armen in seinen Plastikstuhl zurück, so als ginge ihn das alles nichts an.

Lucille ließ die Blicke ihrer schönen, dunklen Augen zwischen ihm und Tony pendeln und entschied sich für ein Lächeln, das wie eine Reklametafel am Straßenrand an alle und keinen gerich-

tet war. Sie richtete sich auf.

»Ich besorge mir noch einen Espresso. Möchte einer von euch Hübschen was?«

»Cappuccino«, antwortete Tony, während Steele etwas grunzte, das man mit einiger Interpretationskunst als *ne Cola* verstehen konnte.

Tony blickte Lucille nach, die auf die schäbige Holzbaracke zuschlenderte. Sie ließ sich ganz offensichtlich sehr viel Zeit. Sie empfand es als eine Erleichterung, wenigstens für eine Weile aus der Gesellschaft der beiden anderen entfliehen zu können. Tony ging es genau so und er war sich sicher, dass auch Steele liebend gerne auf seine beiden Begleiter verzichtet hätte.

So war die Stimmungslage, stellte Tony Tanner resigniert fest und lehnte sich zurück. Es war ein Fehler, wie ihm der stechende Schmerz in seinem Rücken sofort deutlich machte.

Die Kollektion blauer Flecken, die er verteilt auf seinem Körper mit sich trug, harmonierte nicht mit der scharfen Kante am oberen Ende der Lehne billiger Plastikstühle.

Steele schien damit keine Probleme zu haben. Jedenfalls nicht in dem Maße, dass sie ihn zu einer anderen Sitzhaltung bewegt hätten. So verharrte er in seiner zurückgelehnten Stellung und ließ die Vorderbeine seines Sitzmöbels in der Luft hängen. Steele wirkte auf Tony wie ein ebenso selbstbewusster wie übel gelaunter Gewerkschaftsführer, der sich von einem *Kapitalisten* die obszöne Höhe seiner Lohnforderung anhören muss und dabei nicht sehr betroffen wirken will. Und, so sagte sich Tony, um das Bild weiterzuführen, der überhaupt wenig Aufmerksamkeit für die Reden der Gegenseite erübrigte.

Mit ausgestrecktem Zeigefinger schob Tony die Papiere auseinander. Irgendetwas musste passieren, beschloss er, nur um Sekunden später diesen Gedanken wieder als frommen Wunsch abzuheften. Seit vorgestern, seit sie Collesalvetti verlassen hatten, war die Stimmung gesunken wie ein Bleigewicht. Steele

hatte dazu in nicht unerheblichem Maße beigetragen, denn statt auf der A 14 direkt nach Süden zu fahren oder die näher liegende A 1 zu nutzen, um dann auf der A 17 den italienischen Stiefel von West nach Ost zu queren, hatte Steele es vorgezogen, eine Art von Indianerspiel zu inszenieren, in dem er sich bemühte, einen imaginären Verfolger abzuschütteln. Sie waren also über Landstraßen gefahren, hatten nur manchmal eine Autobahn genutzt, hatten inzwischen schon den vierten Leihwagen und waren trotz ständiger Bewegung und zweier nicht sonderlich pompöser Übernachtungen immer noch eine Tagesfahrt von ihrem Ziel entfernt.

Sicherlich, so sagte sich Tony, hatten sie allesamt schon die Erfahrung gemacht, dass Vorsicht angebracht war, weil ihnen eine ganze Reihe mächtiger Leute an den Kragen wollten. Andererseits war es nicht angenehm, ständig und auf penetrante Weise daran erinnert zu werden, dass man möglicherweise in Gefahr schwebte. Vor allem dann nicht, wenn die ganze Aktivität nur noch darin zu bestehen schien, diese Gefahr zu vermeiden, ohne dabei dem eigentlichen Ziel näher zu kommen. Wie immer war auch hier nichts zufällig, alles hatte seine Bedeutung und seinen Wert. Tony war sogar sicher, dass er diesen Sinn fast erkannt hatte - er lag ihm auf der Zunge, wie ein Wort, das sich noch dagegen sträubt, als Ton und Schall ausgesprochen zu werden.

Warum tu ich mir das alles, fragte sich Tony düster. Zumal er es nicht einmal nötig hatte. Er konnte jetzt aufstehen und nach London reisen, um sein altes Leben wieder aufzunehmen. Die Anklage wegen versuchter Vergewaltigung war endgültig aus der Welt geschafft. Der Conte teilte ihm diese erfreuliche Nachricht kurz vor ihrem Aufbruch von Collesalvetti mit (und Tony hatte sich telefonisch bei seinem Anwalt vergewissert. Der Conte di Saloviva besaß beste Beziehungen, soviel war klar. Es war sogar gelungen, Dorkas und Tony aus den polizeilichen Untersuchungen wegen des Überfalls auf die Galerie verschwinden zu lassen.)

Dass diese Mitteilung direkt vor der Abreise gemacht wurde, war natürlich auch alles andere als Zufall. Sie bedeutete für Tony Tanner nichts weniger als eine offizielle Hintertür, durch die er sich aus der gesamten Sache verabschieden konnte. Der Gedanke hatte für Tony immer größeren Reiz entwickelt, während er sich von Steele auf einem scheinbar zufälligen Zickzackkurs zu einem völlig uninteressanten Kaff namens Loreta fahren ließ. Dann allerdings stieg in Tony Widerwillen gegen seine eigene Laschheit auf. Nein, das war nicht sein Stil. Niemand würde jemals die weiße Fahne über Tony Tanners Scheitel wehen sehen! Dann bildete sich in seinen Gedanken der Verdacht, dass auch diese elende Fahrt und das damit verbundene Stimmungstief einer klaren Planung des Conte di Saloviva entspringen könnte. Trotz allem - eine besondere Gier, in das London seines Berufs, das London seiner Eltern und das London Francines zurückzukehren, verspürte Tony Tanner wirklich nicht. In ihm stieg ein Gefühl auf, das mit *Pflicht* edel genug beschrieben ist.

In den letzten Tagen hatte auch Dorkas Beispiele seiner ruhelosen Tätigkeit gezeigt. Es gab häufige Telefonate - Steele bestand darauf, dass sie nur über das Festnetz und von wechselnden Orten geführt wurden. Am Ende dieser verschwörerischen Aktivitäten stand ein Schließfach in einem kleinen Haltepunkt einer Nebenbahn, aus dem Steele diese ominöse Plastikmappe zog, die durch einen Kurier dort platziert worden war, der den Schlüssel an einem vorher abgemachten Ort versteckt hatte.

Die ganze Sache dünstete eine derartige naive Freude an verwickelten Konspirationen aus, dass allen klar war, dass nur Dorkas höchstselbst für die Planung verantwortlich gewesen sein konnte.

Klappernde Tassen rissen Tony aus seinen trüben Gedanken. Lucille schob Tony seinen Cappuccino hin und stellte eine Flasche Cola an Steeles Platz.

»Na, was sagt uns dieses Chaos an Papier?«, wandte sie sich

Tony zu.

Ihre dunkle Stimme erinnerte Tony blitzartig daran, dass eine Rückkehr nach London wahrscheinlich auch das Ende der Beziehung zu Lucille bedeuten würde. *Beziehung* klang zwar besser, als es war und vielleicht würden sie sich ja auch ab und zu einmal sehen, aber sie würden ihm auf keinen Fall an einer heruntergekommenen italienischen Raststätte gegenüber sitzen und mit ihren Beinen seine Beine berühren.

»Es ist etwas faul im Staate Dänemark«, antwortete Tony.

Die Aussage war ziemlich pauschal, aber sie gab ihm Gelegenheit kurz über die Papiere zu schauen, die sein Zeigefinger geordnet hatte.

Steele betrachtete die Szene aus zusammengekniffenen Lidern, die Arme im Nacken verschränkt. Während der ganzen Fahrt waren ihm nur zwei Gedanken durch den Kopf gegangen. Der Erste lautete kurz und bündig: Was will ich noch hier? Und der Zweite: Welche Macht gibt es, die die Gegenseite noch nicht hat? Steele hatte in den letzten Wochen mehr über den Tod seiner Familie herausgefunden, als in der gesamten Zeit, die von ebenso skrupelloser wie intensiver Suche bestimmt war, vorher. Jetzt empfand er eine tiefe Mattigkeit. Nie würde er die Gelegenheit haben, seine Foltergeräte an dem einzigen, eigentlichen Schuldigen anzuwenden, um in den Schreien eines sich windenden Verstümmelten ein ganz persönliches Totenopfer für seine Familie aufsteigen zu lassen. Mehr noch - diese Vorstellungen, die ihn in den letzten Jahren wie ein Außenskelett aufrecht gehalten hatten, erschienen Steele nun selbst abartig und von kindisch-dummer Grausamkeit. Derjenige, der die Rakete abgefeuert hatte, war selbst nur ein Opfer gewesen. Lucille Chaudieus Aussagen hatten daran keinerlei Zweifel gelassen. Und die Männer dahinter, die Befehlsgeber, die Intriganten, die Schreibtischtäter verschwanden im Halbdunkel der Anonymität. Am Ende war dann nur die Spitze eines Füllfederhalters schuld, mit der ein Befehl unterzeichnet wurde oder das Papier, auf dem der Befehl stand,

oder der Fahrradkurier, der den Befehl weiterbeförderte ... Die Verwicklungen der Gedanken ließen den Rachedurst Steeles ausbluten, bis er nur noch eine absurde Fantasie auf der Bühne persönlicher Vorstellungen war. Aber was blieb dann von Steele?

Ja, was blieb von ihm? Ein Mann, der auf einem wackeligen Plastikstuhl das Gleichgewicht zu halten versuchte.

Ein Lieferwagen verlangsamte und fuhr von der Straße auf die Parkfläche des Rasthauses. Instinktiv belauerte Steele den Neuankömmling, bis sich ein älterer Mann aus der Fahrerkabine schälte und auf die Tische, die näher am Eingang der Baracke standen, zuschlurfte. Man kannte ihn, er wurde lautstark begrüßt und umrundete Hände schüttelnd die Gesellschaft, bis er auf einem freien Stuhl Platz nahm. Die Szene wirkte harmlos und vielleicht war sie genau deswegen gefährlich.

Steele nahm die Hände aus dem Nacken und legte sie neben sich auf die Lehnen. Das war seine zweite Frage. Die Elektronik der Hubschrauber, die Collesalvetti angegriffen hatten, ihre Bewaffnung, erschienen derart ausgefeilt und perfektioniert, dass sich bei Steele das Gefühl von Ausgeliefertsein einstellte. Sicherlich, sagte er sich, kann man in einer globalisierten Welt zivile Bauteile aus allen Kontinenten kaufen, um sie schließlich zu einer Waffe zusammenzufügen. Die Bauanweisung für eine Atombombe war im Internet zu finden, der Konkurs der Sowjetunion hatte Kohorten von Experten auf den freien Markt gespült, die aus schierem Überlebenswillen oder auch aus alter ideologischer Verblendung, dem Meistbietenden ihre Kenntnisse zur Verfügung stellten. Wer sagte ihm, dass er nicht in genau diesem Moment von einem Satelliten aus beobachtet wurde?

Steele legte den Kopf in den Nacken und starrte nach oben, als wollte er dem Gegner, der sich dort in der Unendlichkeit verbarg, ins Auge sehen. Graue Schleierwolken bedeckten den Himmel und machten zumindest diese Befürchtung überflüssig. Knurrend setzte sich Steele auf und warf noch einmal einen Blick

auf die Umgebung. Sie war wenig erhebend - jenes Italien, von dem die Italiener immer behaupten würden, es existiere nicht. Da gab es eine schmale Landstraße, besagte schäbige Baracke mit defekter Lichtreklame, einiges Plastikgestühl aus dem nächsten Baumarkt und im Hintergrund einige Kombis und Transporter, letztere aufgemotzt wie US-Trucks, als gelte es, jeden Tag die Route 66 entlangzudröhnen.

Tony Tanner tippte auf eines der Papiere auf dem Tisch. Es handelte sich, wie bei allen anderen auch, um die Kopie eines Zeitungsausschnittes.

»Hier wurde vor einigen Jahren der Bürgermeister von Loreta wegen einer ziemlich widerlichen Sexgeschichte abgesägt.«

»Das hatte uns Dorkas schon vor ein paar Tagen gesagt«, antwortete Lucille ungerührt.

»Sicherlich, aber die Umstände kannte er noch nicht so genau ...« Tony schwieg pikiert und überflog den Artikel. Jedes Blatt war in der oberen linken Ecke mit einem Datum versehen. Tony erkannte sofort die penible Handschrift von Dorkas.

In diesem Moment klingelte Lucilles Handy. Sie warf einen schnellen Blick auf Steele und nahm den Anruf dann entgegen.

Auch Tonys Blick wandte sich unwillkürlich in Richtung auf den anderen Mann. Er erwartete, dass Steele im nächsten Augenblick explodieren würde. Steele hatte, und es war die einzige Gelegenheit gewesen, bei der er mehr als einen Satz innerhalb einer Stunde geäußert hatte, erklärt, dass eingeschaltete Mobiltelefone als Ortungsmittel eingesetzt werden konnten. Mehr nicht, aber sowohl Tony - der diese Tatsache schon kannte - noch Lucille Chaudieu konnten eine Sekunde im Unklaren darüber sein, was Steele ihnen damit mitteilen wollte.

Steele bekam nicht den erwarteten Wutanfall. Im Gegenteil, er blieb bei seiner *Geht mich nichts an*-Haltung und wirkte dadurch nur umso bedrohlicher.

Zumindest auf Tony wirkte er so. Lucille hatte sich inzwischen vollständig aus der Gesellschaft ihrer Begleiter abgemeldet, war

an einem völlig anderen Ort und konzentrierte sich nur auf ihr Telefonat. In Tonys Ohren klang es seltsam befremdlich, sie in ihrer französischen Muttersprache reden zu hören. Seine eigenen Kenntnisse schienen inzwischen eingerostet zu sein, denn obwohl er, zwar mit schlechtem Gewissen, aber doch aufmerksam, zuhörte, verstand er nicht übermäßig viel. Ohne es zu wollen, ärgerte er sich darüber. Lucille telefonierte mit einer Freundin und hechelte mit ihr zusammen genussvoll die Liste der lebensnotwendigen Informationen über den gemeinsamen Bekanntenkreis durch, so viel konnte sich Tony immerhin zusammenreimen.

Es gab ihm einen Stich ins Herz, Lucille so zu sehen - ihm direkt gegenüber und doch Welten entfernt. Sie hatte einen entspannten Gesichtsausdruck, den er bei ihr noch nie bemerkt hatte. Ihr Blick war nach innen gerichtet, und als sie das Gesicht hob und Tony anschaute, wusste er, dass sie ihn nicht bemerkte und dass ihr Lächeln einer Stimme galt, die er nicht kannte.

Zumindest der Cappuccino war gut und half Tony über seine seelischen Befindlichkeitsstörungen hinweg. Nachdem er die Zeitschriftenartikel zeitlich geordnet und überflogen hatte, wurde ihm langsam klarer, warum der Conte sie auf die Reise zu diesem Ort geschickt hatte. Während er sich nun die Artikel genauer durchlas und versuchte, sich Namen und Einzelheiten einzuprägen, wurde ihm immer deutlicher bewusst, warum diese lästige Reise bisher nichts als eine Aufeinanderfolge unterschwelliger oder offener Reibereien gewesen war.

Der Aufenthalt auf Collesalvetti hatte sie in einen Kokon aus Aufmerksamkeit und Fürsorge gesponnen. Dann gab es den Feind, gegen den sie sich zu wenden hatten. Aber nun waren sie mit sich allein gelassen, waren sich nicht darüber im Klaren, wer wann was zu sagen hatte. Es gab nur Steeles Sicherheitsfanatismus, Tonys brütendes Abwarten und Lucilles munteres Desinteresse, das sie ebenso wie den Rest von sich hinter Frauen- und Modezeitschriften verbarg, die sie auf der Rückbank dutzend-

weise las, nur um ab und zu ihren Begleitern mit honigsüßer Stimme Artikel mit den neuesten Extremerkenntnissen von US-Psychologinnen zum Thema 'Der Mann, wie man ihn einfängt und wieder los wird' vorzulesen.

Tony Tanner wusste nicht, wie es um die anderen stand, aber für seine Person war er sich sicher - er hatte sich in den letzten Tagen gehäutet wie eine Schlange. Wieder einmal.

Und nun saß er hier im südlichen Italien an einer billigen Raststätte und bemühte sich, seine blauen Flecke nicht allzu schmerzhaft mit dem Plastikgestühl in Kontakt zu bringen.

Auch Lucille spürte, dass Tony jetzt aus seinem dumpfen Zögern aufgetaucht war. Sie nickte ihm zu und beendete nach einigen Sätzen das Telefonat. Dann hielt sie das Gerät in die Höhe und drückte mit einer weit ausholenden Pantomime auf den Aus-Knopf. Tony Tanner zog den Kopf in den Nacken. Diese Aktion wirkte so provozierend, dass Steeles Kragen gar nicht anders konnte, als zu platzen.

»Abgeschnitten von der weiten Welt«, seufzte Lucille theatralisch und rollte die Augen. »Ich habe das Ding übrigens erst angemacht, als wir hier anhielten, damit das schon mal ganz klar ist.«

»Ich hatte nie was anderes erwartet«, knurrte Steele und ließ sich samt Stuhl in eine normale Sitzposition fallen.

»Also, wie steht's?«, fragte er Tony aufmunternd.

»Vor 15 Jahren wird von der italienischen Regierung der Bau eines Kernreaktors beschlossen, der zugleich Forschungszwecken dient und wirtschaftlichen Strom produziert. Hauptpunkt ist die Entwicklung einer Technik, den Reaktor mit Meerwasser zu kühlen.«

Tonys Finger löste sich von dem ersten Blatt, übersprang die nächsten drei und landete dann auf einer Balkenüberschrift.

»In den nächsten fünf Jahren begann das übliche Hickhack - die Atomkraftgegner hatten einen neuen Lieblingsplatz für Sitzblockaden und Prügeleien mit der Polizei, die Befürworter aber

bestanden darauf, dass Italien in die Steinzeit zurückfallen würde, wenn der Meiler nicht gebaut wird. Es gab endlose Gerichtstermine bis hin zur höchsten Instanz. Die Gegner argumentierten unter anderem mit der Erdbebengefahr. Mmmhh - es scheint so, als hätte man diese Leutchen in die eigene Falle laufen lassen. Erst durften sie eine Weile die Apokalypse heraufbeschwören, dann gab es einen öffentlichen Termin, bei dem man ein 1:4-Modell des Meilers und ein 1:1 Stück der Hauptkuppel auf einem Truppenübungsplatz testete. Hier steht was von *größter konventioneller Sprengung, die jemals im Mittelmeerraum stattfand ...* jedenfalls überlebten die Testobjekte die Belastung. Ich brauche noch einen Cappuccino.«

»Hol ihn dir«, beantwortete Lucille Tonys auffordernden Blick.
»Und mir kannst du ein Wasser mitbringen.«

Irgendwie hatte sich Tony die Sache anders vorgestellt, aber so war er nun gezwungen, in die Baracke oder besser in die Raststätte zu gehen. Schon an der Tür kam ihm eine Mischung aus Zigarettenrauch und Küchendunst entgegen, die der Wirkung einer rechten Geraden auf die Kinnschuppe gleichkam. Im Halbdunkel unterschied Tony einige Gäste, die links eines Mittelganges an zwei langen Tischen saßen. Rechts war eine Theke, über der ein Fernseher hing. Offensichtlich flimmerte gerade eine Spielshow über den Bildschirm. Die Zuschauerquote in der Baracken-Raststätte war mäßig, nur immer dann, wenn eine schrille Fanfare ertönte und eine sehr leicht geschürzte Wasserstoffblondine ins Bild hüpfte, um dem Moderator einen Umschlag zu überreichen, ruckten die Köpfe der Anwesenden in einem bedingten Reflex herum.

Hinter der Theke war nur ein dunkler Lockenschopf erkennbar, der sich beim Nähertreten als zu einem bildhübschen weiblichen Wesen gehörig entpuppte. Die schöne Erscheinung gehörte allerdings nur äußerlich in diese Umgebung, denn ihre Augen waren an dem Bildschirm festgeheftet und unterbrachen keine

Sekunde lang die Betrachtung der flimmernden Bilder, auch als Tony seine Bestellung aufgegeben hatte und die Hebel der Kaffeemaschine in Bewegung gesetzt wurden. Das alles fand mit der mechanischen Sicherheit tausendfach geübter Handgriffe statt, eine Vorstellung aus einer geschlossenen Welt, in die lediglich die Bestellungen eindringen wie Münzen, die einen Automaten in Bewegung setzen. Mit zwei Tassen in den Händen und einer Flasche unter dem Arm balancierte Tony zurück zu seinem Tisch und stellte mit befriedigter Eitelkeit fest, dass Lucille und Steele auf ihn gewartet hatten, ohne selbst einen Blick auf die Unterlagen zu werfen.

»Also, zuerst schafften sie es - wer immer *sie* auch sein mögen - die Stimmung komplett auf ihre Linie zu drehen«, fuhr Tony fort. »Der Reaktor bedeutete Arbeitsplätze, Einkommen, Kaufkraft, Fortschritt, Industrieansiedlungen, was weiß ich noch alles. Jubel, Jubel. Die Antifraktion wurde teils weggeprügelt. Dann, als alles schon im Bau war, kippte die Stimmung in die andere Richtung. Plötzlich gab es Änderungen am Bauplan. Ein Fluss wurde komplett umgeleitet, riesige Landflächen unter Wasser gesetzt, weil jetzt eine Notkühlanlage mit Süßwasser installiert werden musste. Die Bauern stiegen auf die Barrikaden, die Leute kapierten langsam, was sie sich eingehandelt hatten.«

»Das könnte ein Grund sein, warum man uns in diese gottverlassene Gegend geschickt hat«, unterbrach Steele. »Das war mir bisher nämlich alles andere als deutlich.«

»Stimmt. Kanalisierter Fluss, künstlicher See, miese Stimmung - das passt alles zusammen. Ich meine, das könnte so etwas wie einer dieser Energieknoten sein.« Das war jetzt Lucille. Unfair, fand Tony, denn sie hatte ihm seinen großen Auftritt vorweggenommen.

»So sehe ich das auch«, kommentierte er daher leicht angesäuert und sortierte ein wenig die Unterlagen.

»Es gibt allerdings noch eine bemerkenswerte Sache. Bei der folgenden Kommunalwahl lässt ein unabhängiger Kandidat na-

mens Cecilio Demonti die Kandidaten der etablierten Parteien alt aussehen. Er wird Bürgermeister von Loreta und beginnt sofort damit, den Widerstand zu organisieren. Er nutzt alle juristischen Tricks und bekommt es andererseits hin, die Leute von Loreta friedlich demonstrieren zu lassen. Die Medien haben also keine Chance, die Leute als Chaoten abzustempeln. Es gibt immer wieder Straßenblockaden und so weiter, der Bauplan gerät in Verzug, obwohl ursprünglich schneller gebaut worden war als geplant, um Fakten zu schaffen, nehme ich mal an.«

Jetzt war es Zeit für den Cappuccino.

»Kommen wir zum Ende der Geschichte. Der Bau ist kurz davor eine Ruine zu bleiben, da gerät Demonti in die Schlagzeilen, weil diverse Damen über Sexspielchen mit dem kommunalen Oberhengst berichten. Es gibt Anklagen wegen Nötigung und versuchter Vergewaltigung und das war's dann auch schon mit Demonti als Bürgermeister. Er muss zurücktreten, ein neuer Bürgermeister wird gewählt, der Reaktor wird weitergebaut und läuft seit einigen Jahren.«

»Schon mal irgendwo gehört, meinst du nicht? Und was ist mit den Anklagen?«, wollte Lucille wissen.

»Immer noch anhängig, soweit ich das hieraus ersehen kann«, antwortete Tony.

Diese Methode, unliebsame Personen unter Zuhilfenahme der Damenwelt in die Bredouille zu bringen, war ihm nur allzu bekannt. Andererseits war es übertrieben, hinter jeder Schmuttelgeschichte eine Weltverschwörung zu wittern.

»Stochern im Dunkeln«, zog Steele das Fazit.

»So was gänzlich Neues ist das ja nicht«, sagte Tony Tanner.

»Ja«, ergänzte Lucille Chaudieu«, und vielleicht gewöhnt man sich sogar mal daran.«

Loreta empfing sie mit der unerfreulichen, feuchten und stickigen Wärme eines gebrauchten Saunalakens. Der Wind wehte von der See her und wickelte sie in die schale Lauheit eines sterbenden Sommers, der sich selbst überlebt hatte, wie in Mumien-

tüchern aus klebrigen Böen.

Steele lenkte den Wagen über die breite Küstenstraße, auf der ihnen nur von Zeit zu Zeit ein Lastwagen oder ein privater Pkw entgegenkam. Ansonsten wirkte die Landschaft seltsam ausgestorben, als wäre eine Pestepidemie über das Land hinweggegangen. Auch auf dem Meer war kein Boot zu entdecken, abgesehen von einem weit entfernten Tanker, der sich eilig entfernte, als müsse er fliehen.

Die Wellen liefen in endlosen Reihen gegen eine flache Küste, brachen sich auf schmalen Kiesstränden und rannten gegen vorstehende Felsen. Auf der Landseite der Straße zogen sich Felder hin, unterbrochen von Baumbeständen und grasbewachsenen Hügeln.

»Da ist es«, sagte Steele plötzlich.

Hinter einer Hügelkuppe erschien die Betonkuppel des Reaktors. Sie war von glänzendem Weiß, als hätte sie alles Licht an diesem trüben Tag in sich hineingesaugt. Auf Tony wirkte die Anlage wie ein riesiges Drachenei, das in eine weite Senke gelegt worden war. Stromleitungen schwangen sich an filigranen Mastkonstruktionen entlang und verschwanden hinter einer Kuppe.

Steele schaute in den Rückspiegel, und da sich kein anderes Auto zeigte, verzögerte er die Fahrt, bis der Wagen nur noch dahinschlich. Aber dennoch gelang ihnen kein Blick auf die gesamte Anlage, denn immer schob sich eine Baumgruppe oder eine Böschungskante in das Bild. Für einige Meter war die Stacheldrahtkronen eines Sicherheitszaunes zu erkennen, der parallel zur Straße verlief und dann wieder zurücksprang.

»Fahren wir doch einfach in die Straße rein, wenn ihr so scharf drauf seid, euch das Teil anzuschauen«, schlug Lucille vor. Tony schluckte, Steele zögerte. Die Straße, die Lucille meinte, war eine breite Zufahrt, die zum Haupteingang des Geländes führte.

»Zu auffällig«, entschied Steele dann.

»Ich übernehme das«, ließ sich Tony Tanner hören.

Achselzuckend lenkte Steele in die Straße, deren Breite offensichtlich darauf angelegt war, auch überlangen Sattelschleppern das Wenden zu ermöglichen. Links und rechts waren Böschungen von etwa einem Meter Höhe, daran schloss sich schon der massive Sicherheitszaun an.

»Fällt euch was auf?«, fragte Steele.

»Meine Bandscheiben mögen diesen Boulevard nicht«, antwortete Lucille.

»Das ist Betonuntergrund«, erklärte Steele. »Gegossene Betonplatten mit Dehnungsfugen.«

Sie rollten einige Meter weiter auf das Haupttor zu, ehe sich Tony meldete.

»Was ist so bemerkenswert an der Straße?«

»Dass sie für ganz enorme Gewichte ausgelegt zu sein scheint.«

»Das ist doch nicht weiter verwunderlich. Ich meine, es müssen doch auch mal Schwertransporte in so ein Kraftwerk?«

Steele schüttelte den Kopf. »Natürlich gibt es Maschinen zu ersetzen oder so was. Aber diese Schwertransporte kommen über ganz normale Straßen hierhin, warum sollen also die letzten Kilometer derart massiv ausgebaut werden?«

»Also, mich erinnert diese blöde Straße an die Startbahnen, von denen ich in die große weite Welt abgeflogen bin«, sagte Lucille plötzlich. Sie hatte einen scherzhaften Ton gewählt, aber Steele antwortete nur knapp *Eben* und sein Tonfall machte deutlich, dass er genau diesen Gedanken gehabt hatte.

Warum hatte er nicht selbst diesen Einfall gehabt?, ärgerte sich Tony Tanner. Die beiden hatten völlig recht. Die Zufahrt bildete eine schnurgerade breite Piste, die direkt auf das Meer zulief, während der Reaktor weit abseits lag. Es gab tatsächlich keinen erkennbaren Grund, warum die Zufahrt mehrere Kilometer lang auf das Haupttor zulief, während beiderseits schon der Zaun das Gelände abtrennte.

»Von hier aus könnte für den Notfall sogar eine Antonow oder eine Superguppy starten. Die Breite der Piste stimmt, die Länge,

die Richtung - auf das Meer zu, gegen den Wind, und genügend Platz, um in aller Ruhe Höhe zu gewinnen«, sagte Steele.

»Wäre wohl nur ein wenig auffällig, wenn hier ein Transporter hochsteigen oder landen würde«, wandte Tony ein.

»Warum? Ich sehe hier nirgendwo eine Spur von der Ortschaft!«

Tatsächlich war sowie nicht viel zu sehen. Auf der anderen Seite des Sicherheitszaunes verlief ein schmaler asphaltierter Weg, ansonsten war das Gelände mit kurz geschnittenem Gras bedeckt. Einige Maste mit großen Lampen ragten in die Höhe.

»Ich bin sicher, dass dort auch Kameras sind«, knurrte Steele.

»Nicht nur das, sie haben uns schon erfasst«, ergänzte Tony, der gerade die Bewegung eines mitschwenkenden Kameragehäuses zwischen den Scheinwerfern bemerkt hatte.

»Nicht in die Kamera schauen«, bellte Steele, als könnten im nächsten Moment die Blitzlichter von Schmuddelfotografen aufscheinen und ihr Bild auf eine Titelseite katapultieren. »Fenster geschlossen halten, nicht in die Kameras schauen und die Finger möglichst bei sich behalten. Wir wollen ja niemandem die Arbeit erleichtern.«

Lucille rückte in die Mitte der hinteren Sitzbank. Und Tony fragte sich, ob Steele ganz bewusst einen Wagen mit abgedunkelten Scheiben geliehen hatte, weil er eine solche Situation vorausahnte.

Die Straße endete an einem verschlossenen Gittertor. Daneben versperrte ein Schlagbaum eine schmale Durchfahrt, neben der ein Pfortnerhaus mit verspiegelten Scheiben wachte.

»Iii, die haben Hunde«, rief Lucille und deutete zur Seite, wo zwei Männer in der schwarzen Uniform eines privaten Sicherheitsdienstes am Zaun entlang liefen. Beide führten einen Hund an der Leine. Die weiße Aufschrift *Security*, die die Männer auf dem Rücken ihrer Bomberjacken trugen, war gänzlich überflüssig. Ihr Anblick und ihr Auftreten sprachen für sich.

»Dobermänner«, erklärte Steele. Die Hunde hatten den Wagen

im Blick und steckten die spitzen Schnauzen vor.

»Die Viecher scheinen verteufelt scharf zu sein. Und gut trainiert, sonst würden sie jetzt losbellen.«

»Ich möchte den Kötern jedenfalls nicht begegnen«, machte Tony Tanner aus seinen Gefühlen keinen Hehl.

»Ist wohl auch besser so«, bestätigte Steele.

Auf dem Rücksitz verschränkte Lucille Chaudieu die Arme, als hätte sie ein kalter Luftzug erfasst.

Zwei Männer erschienen in der Tür des Pfortnerhauses, traten zum Schlagbaum und schauten mit verschränkten Armen dem langsam heranrollenden Wagen entgegen.

Steele ließ den Wagen mit durchgetretener Kupplung ausrollen und drehte dabei, sodass sie mit der Motorhaube Richtung Küstenstraße standen.

»Dann wollen wir mal unsere Existenz an diesem Ort rechtfertigen«, sagte Tony Tanner und stieg aus. Er lief auf den Schlagbaum zu und versuchte sich gleichzeitig darauf zu konzentrieren, seine Sprachkenntnisse zu unterdrücken. Während es ansonsten sein Ehrgeiz war, eine Sprache möglichst so zu beherrschen, dass er nicht durch den fremden Akzent auffiel, musste er nun in einer Mischung aus Englisch und schlechtem Italienisch radebrechen, die die beiden Wachen zuerst vor ein unlösbares Problem stellten.

Vom Wagen aus beobachteten Steele und Lucille, wie Tony mit Händen und Füßen redete und die Wachen seine Gesten dann ihrerseits mit ausschweifenden Bewegungen beantworteten. Immer wieder deutete sie in die Richtung, in der Loreta lag. Schließlich bedankte sich Tony und ging zum Wagen zurück.

»Ich habe den absolut sprachunkundigen Touristen gegeben«, erklärte er, von seinen eigenen mimischen Fähigkeiten nicht gänzlich unbeeindruckt. »Man hat mir den Weg zur Stadt gezeigt und außerdem habe ich herausgefunden, dass die Pfortner aus der Stadt stammen, während die anderen Wachen von ei-

nem Sicherheitsdienst gestellt werden und nach einem festen Plan ausgewechselt werden.«

»So, so«, sagte Steele versonnen. In diesem Moment passierte der Wagen die erwähnten Wachen. Die beiden Männer blieben stehen als Ausrufungszeichen von Missbilligung und Aufmerksamkeit, die Hunde steckten ihre Schnauzen vor.

»Wenn die beiden Pfortner aus Loreta stammen, wenn du weiterhin ihnen gegenüber den radebrechenden Touristen gegeben hast, dann bist du dir doch wohl darüber im Klaren, dass du auch weiterhin keinen geraden Satz auf Italienisch rauskriegen darfst! Das ist eine kleine Stadt, wo jeder jeden kennt«, meldete sich Lucille plötzlich kichernd vom Rücksitz.

Eine derartige Konsequenz hatte Tony Tanner nicht bedacht. »Ich wollte ja keine Reden ans Volk halten«, gab er patzig zurück und fragte sich gleichzeitig, was das Gurren aus Richtung des Fahrers zu bedeuten haben könnte. Sie erreichten die Küstenstraße und schlugen die Richtung auf Loreta ein. Nach der ersten Kurve, als die Reaktorkuppel hinter ihnen verschwunden war, lenkte Steele den Wagen an den Straßenrand und sie stiegen aus. Wortlos überquerten sie die Straße, fanden einen Weg zum Strand hinunter und standen einige Minuten später auf dem schmalen Streifen aus grobem dunklem Kies. Inzwischen dämmerte es, die hellen Schaumkronen der anrollenden Wellen leuchteten unnatürlich hell.

Eine Weile standen sie herum, es schien zwischen ihnen keine Beziehung zu bestehen, als würden sie hier nur auf zufällig auf denselben Bus warten.

»Wir sind also Touristen«, sagte Steele dann und bohrte die Schuhspitze zwischen die Kiesel.

Das war exakt die Frage, die Tony erwartet hatte.

»Als was sollen wir denn sonst auftauchen?«, fragte er zurück. »Als Zeitungsschreiberlinge, die einen Artikel über das Sexleben italienischer Bürgermeister machen wollen oder was? Oder als

Geschäftsleute? Das nimmt uns sowieso keiner ab. Was hätte ich denn sonst sagen sollen - wir haben von der Schmutzaffäre des Ex-Bürgermeisters gehört und wollen mal nachschauen? Mal ganz abgesehen davon, ich habe derart herumgestottert, dass die Pförtner alles Mögliche missverstanden haben können. Wenn es darum geht, könnten wir auch als Emissäre des Vatikans durchgehen. Obwohl - na ja, die werden wahrscheinlich ganz gut italienisch sprechen. Es sei denn, sie sind Polen.«

»Warum solle polnische Emissäre des Vatikans nicht Italienisch sprechen?«, fragte Steele.

Tony zuckte die Achseln. Ihm kam die ganze Sache unreal vor, schlimmer noch, sie erschien ihm blöd. Da standen sie nun vor den Mauern einer Stadt und fragten sich, ob sie als Touristen oder als sonst was auftreten sollten. Und spätestens die glitzernen Augen der Wachhunde hatten ihn davon überzeugt, dass solche Fragen nicht überflüssig waren. Nicht, wenn sie nicht auf der Stelle umdrehen wollten.

»Schluss jetzt«, sagte er energisch. »Wir treten als Touristen auf, die eine Reise die Küste entlang machen. Was mich angeht, werde ich einfach die Klappe halten, so gibt es keine Gefahr, dass wir einem der Pförtner begegnen, während ich perfekte italienische Sätze mit tiefeschürfendem Inhalt sage. Abgesehen davon, die Leute sprechen hier einen Dialekt, die würden gutes Italienisch nicht mal verstehen.

»Ob wir als Touristen überzeugend sind? Na, ich weiß nicht«, murmelte Lucille. Dann stapfte sie missmutig hinter den beiden Männern her, die ihren Einwand gar nicht zur Kenntnis genommen hatten.

Nach einigen Minuten kamen sie an einem großen See vorbei. Die gerade Uferböschung zeigte, dass er künstlich angelegt worden war.

»Das muss das Reservoir für die Notkühlanlagen sein«, stellte Steele fest. Auf der anderen Seite des Sees ragten einige flache Hallen auf, die einen Teil der Stromleitungen aufnahmen. Hinter

dem nächsten Hügel begrüßte sie eine Müllkippe, über der Vogelschwärme mit schwarzen und weißen Schwingen die Luft mit Unruhe erfüllten.

»Jetzt brauchen wir noch einen Vergnügungspark, dann haben wir den Horror dieses Jahrhunderts zusammen«, entfuhr es Tony, als durch die Lüftung der faulige Gestank des Abfallberges in den Wagen drang.

Loreta hatte knapp 6.000 Einwohner und bestand aus einer Altstadt und einem Kranz von Neubauten. Die Altstadt ähnelte einer Frau, der die Jahre nichts an Würde geschenkt hatten, ihr aber die Schönheit raubten, die sie in ihrer Jugend, wenn auch nicht besonders reichlich, gehabt haben mochte.

Hingestreckt im Halbkreis einer Bucht drängten sich die alten Viertel, überragt von zwei Kirchturmspitzen, auf ebenem Grund und schoben sich den flacheren Teil des umgebenden Hügels hoch. Die Neubauten waren mit viel Aufwand und gewaltigen Erdbewegungen in die höheren und steileren Teile der Hänge gebaut worden und saßen nun wie ein Betonkranz über der Stadt. Zwischen kastenförmigen Mietskasernen entdeckte Tony am Hang auch Villen, von denen einige einen Zehnseitenbericht in einer Architekturzeitschrift wert gewesen wären.

Er pfiß durch die Zähne.

»Das ist es! Wir sind exzentrische Briten und suchen Material für einen Artikel über moderne italienische Villenarchitektur!«

Ein zweistimmiges *Häh* quittierte diesen Einfall. Tony tippte mit dem Finger an die Fensterscheibe. Jetzt, wo sie schon am Rand von Loreto waren, ragten die Hügel steil über ihnen auf. Im schwindenden Licht waren nur noch wenige Umrisse auszumachen.

»Diese Villa da oben«, erklärte Tony. »Dieser waagerechte, vorspringende Baukörper, der sich auf diesen senkrechten Pfeiler stützt. Das ist doch interessant.«

»Architekturzeitschrift, nicht schlecht. Irgendwo muss dieser

Cecilio Demonti ja wohnen - wenn er denn hier noch wohnt«, antwortete Steele. Lucille fand den Einfall schlicht genial, und sie bewunderte Tonys Bildung mit heißem Herzen, ihre Antwort war jedoch nur eine Variante des *Häh*, die aus einem, ein wenig in die Richtung des hohen C gesprochenem *Pföh* bestand.

Die Straße führte direkt zwischen der erste Häuserreihe der Altstadt und der Bucht entlang. Die Lage schien auf einen hervorragenden Naturhafen hinzudeuten.

Loreta schien mit Gästen weder zu rechnen, noch mit ihnen gesegnet zu sein. Es gab offenbar nur ein einziges Hotel. Das Haus mit dem pompösen Namen *Savoia* lag in der Altstadt, an der Ecke der Hauptstraße mit einer der zahllosen kleinen Gassen, die sich durch die eng stehende Häusermasse drängten. Die blaue Neonschrift über dem Eingang warf einen Schimmer auf die gepflasterte Uferstraße und eine hoch aufragende Fassade, an der neobarocker Schnickschnack um die Fenster herum den Eindruck von Grandeur hervorrufen sollte.

»Na, wie viele Sterne geben wir diesem Haus denn?«, fragte Steele sarkastisch, nachdem er den Wagen angehalten hatte.

»Jedenfalls mehr als diesem Auto, in dem wir sonst übernachten müssten«, antwortete Tony. Er fühlte sich inzwischen so müde, dass er auch mit einem Feldbett in einem Hinterhof vorlieb genommen hätte.

Auch als sie ausstiegen, blieb diese Schläfrigkeit, denn die laue Luft, die nach Kanalisation und brackigem Meerwasser roch, wirkte nicht erfrischend. Der Wind schien die stickige Wärme vom Meer direkt in diese Bucht zu treiben, wo sie sich an den Hängen fing und wie eine fette Henne über der Stadt brütete.

Zum Glück stellte sich das Hotel als ein recht angenehmer Ort heraus. Als Tony Tanner durch das erleuchtete Foyer auf den Schalter zuing, war er wieder in seiner eigenen Welt. Das Gefühl eines weichen Teppichs unter den Ledersohlen gut geputzter Schuhe gab ihm eine Sicherheit wieder, die er schon völlig

verloren glaubte. Mit einem geübten Rundblick schätzte er die Umgebung ein. Die roten schweren Plüschsessel, die zu Sitzgruppen zusammengestellt waren, die verspiegelten Säulen und leicht angestaubten Palmen in den riesigen Terracottakübeln waren eindeutige Anzeichen tiefster Provinzialität. Hier hatte eine Person Hand angelegt, deren Geschmack durch die Hotelpaläste der 20er-Jahre geprägt worden war, durch Fotografien aus dieser Hochzeit des elitären Reisens, um genauer zu sein, und die mit einem Namen wie Philipp Starck nichts anzufangen wusste. Für Tony Tanner, dessen empfindliche Hinterseite schon allzu oft unter der totalen Negierung der menschlichen Anatomie, die man *modernes Design* nennt, gelitten hatte, waren das keine üblen Voraussetzungen.

Die Gäste, die sich in den Sesseln flegelten - es handelte sich um genau jene sympathische Art von Riesenfauteuills, in denen man sich flegeln musste, weil sie keine andere Wahl ließen - schienen die Einschätzung zu teilen. Es war nur eine Handvoll meist älterer Herrschaften, die plaudernd beisammensaßen, sich hinter Zeitungen versteckten oder an einem Likör nippten. Zwei Kinder wirkten geradezu exotisch in dieser Umgebung - ein dicklicher Junge, der Tony hinter seinem Manga hervor die Zunge herausstreckte und ein ebenso pummeliges Mädchen, das einer Barbiepuppe die Glieder verrenkte, um sie anschließend in ihrem Krankenhaus, das sie auf einem Sessel aufgebaut hatte, zu verarzten. Ein weißer Köter im Trethupenformat kläffte Tony an und wurde von *Frauchen* herrisch zurechtgewiesen, als müsste sie eine Meute halb verhungertes Deutscher Doggen in Zaum halten.

Tony war instinktiv zusammengezuckt, was den dicklichen Jungen zu einem verachtungsvollen Grien bewog hatte. Tony fühlte in diesem Moment das Bedürfnis, an diesem heranwachsenden Menschenkind einen erzieherischen Auftrag zu erfüllen - was heißen soll, er wollte dem Balg links und rechts eine scheu-

ern. Aber saftig! Dann entschloss er sich spontan, aus der Situation das Beste zu machen.

Also nahm Tony allen Mut zusammen und trat zu der Gruppe. Der Köter, in dem Zustand einer Gruppe von Rekruten, die gerade von einem schlecht gelaunten Feldwebel zusammengebrüllt worden waren, ließ das vorsichtige Streicheln über sich ergehen.

»Was für ein schöner, mutiger Hund«, schleimte Tony in seinem fürchterlichen *Will wohl, kann aber nicht-Italienisch*. »Er will sein Frauchen beschützen«, setzte er noch eins drauf.

Frauchen war eine hagere Mittfünfzigerin, die auch einen ansonsten aller Boshaftigkeit unverdächtigen Beobachter sofort an ein Stück Trockenfisch erinnert hätte. Sie war sich dieser Tatsache bewusst und kaschierte sie recht geschickt mit einem geschmackvollen hellen Hosenanzug. Andererseits weigerte sie sich, ihr Alter zu akzeptieren, das in dem schmalen Gesicht schon eindeutige Spuren hinterlassen hatte. Daher waren die spitzen, hochhackigen Schuhe, die sie trug, eindeutig zu jugendlich und auch die Farbe, die sich reichlich auf Lippen, Wangen und Lider befand, wirkte wie ein hochtrabendes Reklameschild vor einer wenig überzeugenden Baracke.

Die Dame verzog die Lippen zu einem zuckersüßen Lächeln.

»Toto ist allzu eifrig. Von Ihnen sollte mir wohl keine Gefahr drohen?«

Tony verbeugte sich und nutzte die Gelegenheit, um tief Luft zu holen. Auf eine solche Breitseite an Charme war er nicht gefasst gewesen.

»Man bemüht sich, ein Gentleman zu bleiben - auch wenn es nicht immer leicht fällt«, orakelte er als Antwort und versuchte sich zu erinnern, welche Mundwinkelstellung für ein eindeutig zweideutiges, aber keineswegs unanständiges Lächeln eingenommen werden musste. In dieser Hinsicht war er schon ein wenig aus der Übung gekommen.

»Oh, Sie sind Engländer«, proklamierte die Dame das, was durch Tonys Schauderaussprache inzwischen auch dem Köter

deutlich geworden sein musste. »Was führt Sie in dieses gottverlassene Nest?«, fuhr sie, nun mit ihrer dünnen Stimme ihrerseits auf Englisch fort.

Tony, der von Berufs wegen auch etwas von einem Heiratschwindler an sich hatte, war spätestens in diesem Moment mit dem Psychogramm seiner Gesprächspartnerin fertig. Nicht unermögende Witwe mit passabler Bildung, fest zementiertem Weltbild und kulturellem Dünkel lautete das Fazit.

»Moderne italienische Villenarchitektur«, antwortete Tony und gab die schon vorbereitete Geschichte zum Besten, nicht ohne anzudeuten, dass er sich freuen würde, Hilfe von einem Ortskundigen zu erhalten.

In diesem Moment erreichte von der rechten Seite ein Ton sein Ohr, der seinen Blutdruck in die Höhe trieb. Es war das Knistern, mit dem ein Nylonschenkel über den anderen reibt. Aus den Augenwinkeln erkannte Tony die Quelle dieser aufwühlenden Geräuschkulisse. Er hatte, in seinem Ansturm gegen den Schalter und in seiner Konzentration auf den Köter samt Anhang diese Dame glatt übersehen. Dabei war sie sicherlich keine Erscheinung, der so etwas oft zustieß.

Jetzt sprach sie Tony an und gab ihm die ersehnte Gelegenheit, sie gänzlich in Augenschein zu nehmen.

»Sie haben hier schon eine Expertin bei der Hand. Meine Schwester ist ein wahres Lexikon, was Loreta und seine Bauten angeht - von der Antike bis zum neuesten Sozialbauklotz.«

»Ach bitte doch, Nicci, Du übertreibst mal wieder fürchterlich«, wehrte Frauchen ab. Sie stieß die gespreizte Hand von sich, als käme ein ungerechtfertigstes Kompliment wie ein Monstrum auf sie zu und wurde rot bis an den Ansatz der dunkelblond gefärbten Haare, ein Schauspiel, das Tony allerdings wegen der Schminkschicht nur unvollkommen wahrnehmen konnte.

»Oh, ich bin für jede Hilfe dankbar«, legte er los. »Meine

Kenntnisse des Italienischen sind nun leider nicht so optimal ...«

Jetzt war nur noch der Dackelblick einzusetzen und Tony Tanner hatte die beiden Damen dort, wo er sie haben wollte. Bei einer spontanen Verabredung zum Abendessen im Hotelrestaurant nämlich.

Frauchen drohte inzwischen ihrem Köter, der sich knurrend Tony Hosenbein näherte, mit dem Finger. Der Köter duckte ab und verschwand zwischen den Troddeln des Sessels, wo er weiterhin ein unzufriedenes Knurren von sich gab. Nicci produzierte noch einmal jenes Geräusch und schlug ein Bein über das andere. Von beiden konnte man dank eines gerade noch als kurz zu bezeichnenden Rocks eine Menge sehen. Tony kam nicht umhin, dieses Fahrgestell als äußerst ansehnlich einzustufen. Dabei war ihm klar, dass sich Nicci ihrer Vorzüge bewusst war und sie gnadenlos einsetzte. In Tonys Hinterkopf begann ein Warnlicht zu blinken. *Scharf wie ein Rasiermesser*, tackerte die erste vorläufige Beurteilung durch sein Hirn, *was Männer angeht ein weißer Hai, aber einer mit Stil*.

Nicci war eindeutig die ältere der beiden Schwestern und ebenso eindeutig war sie nicht nur im Vergleich mit ihrer Verwandten eine attraktive Erscheinung. Fülliger als ihre Schwester hatte sie eine Figur, der man die Stunden an schweißtreibenden Übungen anmerkte, die sie aufwandte, um in Form zu bleiben. Ballettübungen schätzte Tony. Mit der Ausnahme von ein wenig Lippenstift verzichtete sie auf jedes Make-up, verbarg keines der Fältchen, die um Augen- und Mundwinkel ihre helle Haut durchzogen. Die silberweißen Haare trug sie extrem kurz geschnitten. Ihre tiefblauen Augen, mit denen sie Tony interessiert musterte, komplettierten den Eindruck einer immer noch attraktiven Frau.

»Oh, Sie sind nicht allein?«, kam es von Frauchen, als sich Lucille und Steele am Eingang des Foyers blicken ließen.

Als Antwort zuckte Tony nur leichthin die Schultern. »Der Fotograf und seine Assistentin. Ich glaube, sie ist Französin. Ich

kenne die beiden kaum, sie wurden mir von der Redaktion aufs Auge gedrückt.« Zusammen mit dieser Erklärung produzierte Tony ein entschuldigendes Lächeln.

Jetzt aber musste er schnell sein, bevor Steele oder Lucille am Schalter irgendwas sagten, was im Widerspruch zu Tonys Erklärungen gegenüber den beiden Damen stand. Also verabschiedete er sich, so schnell es ging, und strebte dem Schalter zu. Der Hotelangestellte in dezenter Fantasieuniform nahm bei Tonys Annäherung eine Haltung irgendwo zwischen unaufdringlicher Aufmerksamkeit und freundlichem Abwarten ein. Dafür bekam er von Tony Tanner, dem Experten, einen dicken Pluspunkt. Sein Eindruck bestätigte sich - das Personal gab sich alle Mühe, den Kunden als Gast zu behandeln und das war für Tony mehr wert als hochmodisches Design. Als Selbsttest stellte er sich die Frage, wen er hier guten Gewissens unterbringen würde und kam zu dem Ergebnis, dass dieses Hotel für die hohen Herrschaften wohl doch etwas zu dürftig war, aber für einen Schriftsteller oder Wissenschaftler, der in offiziellem Auftrag zu einem Symposium unterwegs war, stellte dieses Haus geradezu eine Maßanfertigung dar.

Lucille, Tony und Steele nahmen ihre Zimmer in der obersten Etage. Dort waren sie unter sich und hatten einen herrlichen Blick auf die Bucht. Auf den legte Steele besonderen Wert (Tony hatte ihm zwischendurch zugeflüstert, dass er die Rolle eines Fotografen zu spielen habe) und setzte sich damit gegen Tony durch, der, zumindest dem Anschein nach, protestierte, weil die oberste Etage nicht mehr per Aufzug zu erreichen war, der in dem darunterliegenden Stockwerk endete.

Als sie sich in dem rappenden Aufzug befanden, einem Käfig aus verschnörkelten schmiedeeisernen Stäben, der Tony an alte Kriminalfilme oder Theaterrequisiten erinnerte, fiel ihm auf, dass Lucille ihn mal wieder ignorierte. Sie stand Tony gegenüber - neben Steele - und Tony bemerkte mit Unwillen, wie nahe bei-

einander die beiden waren und dass sie bei jedem Rucken des Aufzugs mit den Schultern gegeneinanderstießen.

Steele entschied sich für ein Eckzimmer, von dessen Tür aus er die Treppe direkt im Blick hatte. Tony belegte das daran anschließende Zimmer, das erste an der Vorderfassade, Lucille wohnte neben ihm. Den Gang hinunter gab es noch einige leere Gästezimmer, dann folgten Personalräume.

»Sehr gut«, kommentierte Steele das deutliche Klacken, mit dem der Aufzug an seine obere Arretierung schlug. Ebenso so sehr gefiel ihm das Knacken der Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Man hatte die Etage vor nicht allzu langer Zeit renoviert, es lag sogar noch ein Geruch von Farbe und Teppichkleber in der Luft, aber das Alter des Bauwerkes ließ sich nicht leugnen. Für Steele bedeutete das Sicherheit, denn kaum jemandem würde es gelingen, in die oberste Etage zu gelangen, ohne durch Geräusche auf sich aufmerksam zu machen.

Alle zogen sich in ihre Zimmer zurück, um die Koffer auszupacken. Bedingt durch die Menge, die er in Schränken und Schubladen zu verteilen hatte, brauchte Tony Tanner dazu am längsten. Als er seinen Smoking aufhängte, bestätigte sich Tony hochzufrieden, dass die Mitnahme dieses Ausrüstungsstückes kein Luxus, sondern bittere Notwendigkeit gewesen war. Ja, er gelangte zu der Gewissheit, dass das Mitschleppen jedes einzelnen Gepäckstückes keine Marotte seinerseits, sondern nichts als die Erfüllung einer bitteren Pflicht war, die er trotz aller damit verbundenen Beschwerden und trotz des aus blödestem Unkenntnis sprossenden Spotts seiner Begleiter wacker und männlich auf sich nahm. Tonys Brust schwoll und er blies liebevoll ein Stäublein vom Kragen. Danach meditierte er über den Einstecktüchern. Nach einer Weile kam er zu dem Ergebnis, dass sich die beiden Damen, mit denen er den Abend zubringen würde, von einem Hauch Extravaganz beeindrucken lassen würden und so wählte er ein Tuch von dunkelroter Farbe.

Bevor er unter die Dusche stieg, trat Tony Tanner durch eine Doppeltür auf den Balkon. Er trat etwas zu schwungvoll auf die kleine Fläche, die aus der Fassade ragte, hinaus. Im nächsten Moment überkam ihn die Empfindung, sich auf in der Eiger-nordwand zu befinden und er tastete nach der Brüstung, während sein Magen Drehtendenzen zeigte.

Erst als er das kühle Schmiedeeisen unter den Handflächen fühlte, verlor sich der Schwindel. Der Balkon befand sich in der Tat in großer Höhe - er befand sich im obersten Stockwerk und die enorme Raumhöhe eines alten Gebäudes tat ein Übriges. Der Effekt wurde verstärkt, weil Tony direkt auf die Bucht blickte, auf deren tragem Wasser sich einige Lichter spiegelten.

Jetzt erst bemerkte Tony, dass Lucille auf dem benachbarten Balkon stand. Sie lehnte auf dem Geländer, die Unterarme aufgestützt und die Hände gefaltet, als wäre sie in Gedanken versunken. Ihr Kopf war gesenkt, ihr Gesicht versteckte sich hinter dem Vorhang der Haare. Sie sah fremd aus, sodass Tony im ersten Augenblick mit Erschrecken glaubte, dort stände tatsächlich eine Unbekannte.

Er musste ein Geräusch gemacht haben, denn nun hob sie überrascht den Kopf auf. Das Licht aus ihrem Zimmer modellierte ihre Züge, weich und wunderschön, als wäre jeder Lichtstrahl die Hand eines Künstlers, der sein Meisterwerk erschafft.

Tony starrte sie an, als hätte er sie zum ersten Mal gesehen. Ihr Reiz machte sie zu einer Fremden, Unbekannten, ähnlich der Fremdheit, die Tony bei ihrem Telefonat bemerkt hatte. Plötzlich verspürte er Eifersucht - auf ihre Vergangenheit, die er nicht teilen konnte, auf ihre Erinnerungen, die ein Kontinent waren, den er niemals völlig entdecken würde.

Tony wollte etwas sagen, musste aber erst einen Kloß aus seinem Hals räuspern.

»Ich hoffe, ich habe dich nicht erschreckt«, sagte er dann.

Lucille schüttelte nur den Kopf.

»Ist ein bisschen hoch hier, nicht wahr?«, redete, vielmehr

schwafelte, Tony weiter. »Nur für schwindelfreie Personen und nichts für Genießer.« Er wollte weiterreden, nur damit sie ihm zuhören musste, ein hilfloser Versuch der Berührung, der Verbindung zu ihr. Aber dann verstummte er, weil er sich so kläglich vorkam.

Er schwieg und schaute sie nur an. Lucille beachtete ihn nicht, sondern wandte den Blick in die Tiefe, auf die Straße, wo der Wagen parkte und das Licht des Neonschriftzuges eine Fläche von feucht schimmerndem Pflaster aus der Dunkelheit sog.

»Du bist so wunderschön«, hörte sich Tony zu seinem eigenen Erstaunen sagen.

Lucille schaute ihn an. Ihre Augen glänzten und über ihre Wagen zog sich ein schimmernder Streifen. Aber vielleicht täuschte sich Tony auch.

»Danke für das Lob des Kenners«, antwortete Lucille. »Als weit gereister Mann kannst du mir dann auch sicherlich sagen, wie viele Kamele ich in Arabien wert wäre. Oder wie viele Rinder in England. Oder sollte ich lieber fragen, was mein Wert in kläffenden Möpsen ausgedrückt wäre.« Ihre dunkle Stimme, die zuerst brüchig war, gewann an Festigkeit und triefte bei dem letzten Satz gerade vor Sarkasmus.

Tony spürte das Prickeln der Kopfhaut, das eine Farbänderung anzeigte.

»Bitte«, sagte er und klang ein wenig flehentlich. »Weswegen sind wir hier? Um uns umzuschauen.« Bevor er weitersprach, beugte sich Tony über die Brüstung und prüfte die Fassade unter ihnen. Soweit er es erkennen konnte, waren alle Fenster geschlossen, sodass ein heimlicher Lauscher nicht zu befürchten war.

»Hör mal«, fuhr er fort, »es geht hier nicht ums Vergnügen, sondern darum, dass uns die Bekanntschaft mit diesen Damen ein paar Tage Aufenthalt in diesem Kaff ersparen können.«

»Du meinst *DEINE* Bekanntschaft mit den Damen. Denn diese Kategorie wird sich doch wohl nicht mit popeligen Fotoassisten-

tinnen abgeben wollen. Du hättest zur Verstärkung deiner Geschichte vielleicht noch ablassen sollen, dass ich mal als Stewardess gearbeitet habe das ist nämlich auch nichts als eine bessere Kellnerin, mit dem Unterschied, dass so eine Serviertrulla auf dem Boden keine Kotze wegen Turbulenzen wischen muss, wobei du nicht unerwähnt lassen solltest, dass Luftlöcher auch ihre Vorteile haben, weil dann auch den geilsten Arschlöchern die Lust vergeht, der Serviererin an den Hintern zu packen.«

Lucille fauchte es heraus und verschwand in ihrem Zimmer.

Tony Tanner rief sie, aber als einzige Antwort wurde die Balkontüre scheppernd geschlossen. Toll, sagte sich Tony Tanner, Lucille Chaudieu ist eifersüchtig. Nicht schlecht. Verdammter Mist, sagte sich Tony Tanner, Lucille Chaudieu ist eifersüchtig, das ist ein Problem.

Ich sollte ihre Zimmertür eintreten und sie flachlegen, bestätigte er sich dann. Das war genau das, was sie wollte. Frontalattacke, erst einmal die Fingernägel durch meine Visage und dann Zungenkuss bis an die Grenze des Erstickens, anschließend Kamasutra für Fortgeschrittene.

Tony schlug mit der Faust auf das Balkongeländer, bis das Eisen einen dröhnenden Ton hören ließ. Dann ging er unter die Dusche.

Es war nicht so, dass sich Tony Tanner auf das Abendessen mit den beiden Schwestern gefreut hätte - abgesehen davon, dass er damit die Hoffnung auf eine gepflegte Unterhaltung, bei der er zugleich Informationen sammeln konnte, verband.

Lucille hatte ihm nun die Stimmung gänzlich verdorben, und Tony brauchte die gesamte Palette seiner psychologischen Kniffe, um sich wieder in die notwendige Laune zu bringen. Er duschte ausführlich, rasierte sich und ohrfeigte sich genussvoll mit seinem Lieblings-Aftershave. Es folgte das Anlegen der schimmernden Rüstung, des Smokings also, und dann die Endabnahme vor dem Spiegel.

Tony Tanner war mit sich nicht gänzlich unzufrieden.

Die positive Lebenseinstellung währte allerdings nur bis zur Annäherung an den Speisesaal. Durch die weit offene Flügeltür erblickte Tony zwei junge Männer, die sich in Jeans und Pullover an einem Tisch flegelten. Innerhalb von Sekundenbruchteilen durchlief Tony Tanner die Stadien von der Erhabenheit zur Lächerlichkeit. *Ich bin total overdressed*, schoss es ihm durch den Kopf.

Na klar doch, er hätte es wissen müssen, in diesem Kaff achtete man nicht auf die Formen zivilisierten gesellschaftlichen Umgangs, hier war selbst eine schlampig gebundene Krawatte schon Zeichen für eine reaktionäre Lebenseinstellung. Tonys Schritt stockte, sein Weltbild zerbarst zu tausend Scherben, er wäre am liebsten in sein Zimmer zurückgeeilt, um in einer dunklen Ecke über das Elend der Welt und sein geschwundenes Gefühl für die passende Kleidung zu meditieren. Dann kreuzte ein Ober seinen Blick, ein richtiger, echter, wahrer und originaler Ober im Frack. Tonys Stimmung stieg raketenmäßig. Er korrigierte ein wenig die Position seines Einstecktuches und betrat, nun wieder bester Stimmung, den Saal.

Auch hier herrschte die leicht angestaubte, aber gediegene Atmosphäre der 20er oder 30er-Jahre. Tony fühlte sich, als wäre er durch ein Zeitloch gestürzt und auf einem mittelprächtigen Atlantikliner gelandet. Schlanke gusseiserne Säulen unterteilten den großen Saal in mehrere Abteilungen und stützten eine filigrane Dachkonstruktion. Da der Saal als Anbau quer zum eigentlichen Hotel stand, konnte man durch das gläserne Dach auf die rückwärtige Fassade des *Savoia* schauen. Gegenüber dem Eingang, den man vom Foyer aus erreichte, schloss eine Glaswand den Saal ab. Von dort führte eine Tür, die von gusseisernen Jugendstilarabesken umrahmt war, in einen geräumigen Wintergarten. Von diesem aus führten einige Stufen in einen kleinen, aber sehr gepflegten Außengarten. Zwar bestand er aus

wenig mehr als aus einem Springbrunnen, der sich auf einer Rasenfläche erhob, die von einem Kiesweg umrundet wurde, an dem wiederum Bänke standen, hinter denen wiederum Rosenbüsche standen, die wiederum an dichtem Efeu stießen, der wiederum eine Mauer bewucherte und verdeckte. Der Garten war klein, geradezu winzig, hatte aber seinen Charme und wirkte in der engen Bebauung der Altstadt von Loreta wie eine geheimnisvolle Oase aus einem Märchen von Tausend und einer Nacht.

Obwohl Tony zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit erschien, saßen die beiden Schwestern schon an einem Tisch im hinteren Teil des Saales. Dort hätte Tony sie kaum so schnell entdeckt, aber Frauchen winkte ihm derart ekstatisch zu, dass er aufmerksam wurde und beschleunigten Schrittes auf sie zuging. Unterwegs stellte er fest, dass dies einer der besten Tische des Saales war, dass die Damen also entweder Beziehungen hatten oder Stammkundinnen waren. Wichtiger war die Entdeckung, dass der Köter bei diesem Abendessen nicht anwesend war. Sein Frauchen erleichterte Tony die Entscheidung, ob Handkuss oder Händeschütteln oder keines von beiden angebracht sei, indem sie halb aufstand und ihm ihre Rechte in Kinnhöhe entgegenschmetterte, was Tony nur entweder als Versuch eines KO-Schlages oder als Aufforderung zum Handkuss interpretieren konnte. Er wählte die zweite Variante und vollführte die ritterliche Höflichkeitsgeste in Vollendung. Nicci ließ sich nur zu einem geschäftsmäßigen, kurz aufflackernden Lächeln und einem kurzen Kopfnicken herab.

»Sie kosten mich zwei Flaschen 68er Veuve Cliquot brut«, sagte sie anstelle einer Begrüßung, während ihre Schwester neckisch hinter vorgehaltener Hand kicherte.

Frauchen - die sich kurz danach als Elisetta Bandonni vorstellte - hatte optisch gegenüber dem frühen Abend zugelegt. Nach

dem Motto *Weniger ist mehr - mehr oder weniger* verzichtete sie auf das Schminkeschutzschild, betonte ihre Vorzüge, von denen sie mit ihren großen Augen und einem hübsch geschwungenen Mund durchaus einige besaß, und hüllte die hagere Figur geschickt in ein festlich-romantisches Abendkleid, bei dem Spitzenbesatz und Rüschen jene angenehme Fülle vortäuschten, die die Trägerin nicht mehr besaß.

Tony registrierte einen Laura-Ashley-Anklang und musste sich eingestehen, dass auch Francine ihre wesentlich ansehnlicheren Kurven gerne in ein solches Kleid verpackt hätte. Das war Francines Stil. Der Gedanke brachte Tony einen bitteren Geschmack auf die Zunge.

Nicci, sie hieß Nicoletta di Gregoris, wie Tony bald erfuhr, schien innerhalb von zwei Stunden zu einem anderen Typ geworden zu sein. Dunkelrot geschminkte Lippen bildeten einen aufregenden Gegensatz zu ihrem weißen Haar, ein unauffälliger, aber geschickter Einsatz des Schminkstiftes betonte ihre Augen. Sie sah durch ihr Make-up keinen Tag jünger aus - Tony hatte sich inzwischen (unter der Dusche kommt ein Mann ja auf die seltsamsten Gedanken) ausgerechnet, dass sie vom Alter her fast seine Mutter sein konnte - aber auf eine beunruhigende Art faszinierend. Nicoletta di Gregoris trug einen gestreiften Anzug von männlichem Zuschnitt. Allein ihre weiße, hochgeschlossene Bluse hatte über dem Ansatz der Brüste einen Ausschnitt, der jedem Betrachter den optimalen Erhaltungszustand der darunter befindlichen Körperregion wenn auch nicht bewies, so doch, im Sinne des Wortes, offenbar machte.

Tony war froh, dass die Sitzordnung Nicoletta zu seiner Linken platzierte. Ansonsten hätte es Arbeit bedeutet, seine Blicke unter Kontrolle zu halten. Er setzte sich und schaute zuerst Nicoletta und dann die immer noch kichernde Elisetta fragend an.

»Erfreulich, wenn mein Erscheinen mit bestem Champagner aufgewogen wird, allerdings stelle ich bei mir eine gewisse Un-

kenntnis des Anlasses fest.«

Elisetta brauchte schon die zweite Hand, um ihr Kichern zu verbergen, machte aber keine Anstalten, eine Antwort zu geben.

Nicci winkte dem Ober - eine knappe, ziemlich herrische Geste, wie Tony registrierte, und jetzt fielen ihm auch erst die dunkelrot lackierten Fingernägel auf.

»Eine Wette«, erklärte sie knapp.

»Nicci war sicher, dass Sie in kariierter Hose, Pullover und Tweedjacke erscheinen würden«, prustete Elisetta los. Ihr Kopf war von dem ständigen Kichern schon rot angelaufen, so war dieser Satz wie das Auslösen eines Überdruckventiles.

Diese Situation war nur noch mit Sarkasmus zu retten.

»Ich hoffe, Sie haben auch auf Lederflicken am Jackett gewettet?«, fragte Tony harmlos.

»Damit hätten Sie selbst meine Erwartungen übertroffen«, antwortete Nicoletta gelassen, dabei strich sie sorgfältig und behutsam eine Falte im Tischtuch glatt. Es war eine jener Gesten, bei denen auch dem neutralsten Beobachter die Nackenhaare kribbeln.

»Tut mir leid, wenn ich Sie enttäuscht habe.«

»Nicht enttäuscht, überrascht«, erwiderte Nicci leise. Zusammen mit ihrer Stimme kam ein Hauch ihres schweren orientalischen Parfüms in Tonys Nähe.

»Im Normalfall bin ich nicht für Überraschungen zuständig - berechenbar bis in die Haarspitzen.«

»Oh, ich lasse mich gerne überraschen«, antwortete Nicci. Sie sprach so leise, dass ihre Stimme fast in dem Stimmensummen und Geschirrklopfen des Speisesaales unterging, und glättete versonnen mit ihrer schlanken Hand mit den dunkelroten Fingernägeln das Tischtuch vor ihrem Platz. Sie schaute Tony nicht an und er war dankbar darum.

Elisetta schien die Situation als normal zu empfinden. Tony hingegen sandte einen Dank zum Himmel, als in diesem Moment ein Ober mit den Karten an den Tisch trat.

So konnte er, ohne unhöflich zu wirken, das Speiseangebot in aller Ausführlichkeit studieren und gleichzeitig versuchen, sich mit der Situation zurechtzufinden.

Die Speisekarte bestätigte einmal mehr den positiven Eindruck, den das *Savoia* auf Tony machte. Das Angebot beschränkte sich auf wenige internationale Standardgerichte und wurde durch einige regionale Spezialitäten ergänzt. Die Küche beschränkte sich auf das, was sie konnte und versuchte nicht, Feuerwerke abzubrennen, die dann auf der Zunge des Genießers verpufften. Aber hier hatte Tony eine Möglichkeit, das Gespräch in die Richtung zu lenken, die er für wünschenswert hielt.

Er senkte die Speisekarte.

»Können Sie mir vielleicht bei der Auswahl behilflich sein?«, fragte Tony seine beiden Tischdamen.

Nicoletta warf ihm nur einen Blick zu, etwas spöttisch, als hätte sie Tonys taktischen Winkelzug durchschaut. Dagegen fand Elisetta Gelegenheit, ihre sämtlichen Kenntnisse und Erfahrungen auf dem besagten Gebiet auszubreiten.

Während sie sich noch über die richtige Zubereitungsart von Lamm ausließ, nahmen Lucille Chaudieu und Steele an einem benachbarten Tisch Platz.

Lucille dreht Tony ostentativ den Rücken zu, dagegen rückte Steele seinen Stuhl so zurecht, dass er mit Tony Augenkontakt halten konnte. Für einen Moment stieg in Tony Tanner Ärger auf. Das hier war sein ganz persönliches Revier und er brauchte keine Aufsicht, niemanden, der ihn überwachte oder ihm zu Hilfe eilte, falls er Marmelade mit dem Fischmesser verstreichen wollte.

Im Laufe des Abends überkam Tony immer mehr das Gefühl, er müsste zwei völlig widersprüchliche Welten mit seiner Person verklammern.

Da war zum einen die unterhaltsame Elisetta, mitteilhaft bis an die Grenze der Geschwätzigkeit und darüber hinaus. Bei ihr

brauchte Tony nur ein Interesse an einem Gegenstand anzudeuten und schon plauderte sie alles aus, was sie über das betreffende Thema zu sagen hatte. Noch bevor die Vorspeise serviert wurde, hatte er alles erfahren, was er wissen wollte - und noch eine ganze Menge mehr. Hier verbuchte Tony einen Erfolg für sich, und der Abend war angesichts eines solchen Erfolges äußerst angenehm.

Auf der anderen Seite schien ihm Nicoletta mehr als anstrengend. Nicht dass sie unfreundlich, abweisend oder schweigsam gewesen wäre oder im Gegenteil den Eindruck erweckt hätte, sie wollte ihm den Kopf verdrehen. Nichts davon traf zu und trotzdem wurde Tony den Eindruck nicht los, dass sie ihn auf eine ganz stille und kaum merkliche Art auf die Probe stellte.

So konnte sie eine Anekdote erzählen, die Tony wiederum zu einer Bemerkung veranlasste. Und kaum war sein letztes Wort über die Lippen gekommen, da übermannte ihn das Gefühl, etwas von sich preisgegeben zu haben, etwas geradezu Intimes, das niemand anders und erst recht nicht solche flüchtigen Bekanntschaften, zu wissen brauchten. Es waren keineswegs Geheimnisse oder persönliche Einzelheiten, die er aussprach. Aber Nicoletta erweckte den Eindruck, als könnte sie aus allem, was Tony sagte, irgendein Wissen keltern, das ihm selbst noch nicht völlig bewusst war. Schon die Art, in der Nicoletta ihn immer wieder prüfend anschaute und manchmal kaum merklich die Mundwinkel zu einem Lächeln verzog, von dem Tony nicht sagen konnte, ob es amüsiert oder verächtlich sein mochte ...

Dann ließ sie irgendeine harmlose Bemerkung ins Gespräch einfließen, ihre Schwester, immer zu einem Duell bereit, sprang darauf an wie ein Jagdhund und dann fragte Nicoletta harmlos: »Und was sagen Sie dazu?« Und schon hatte Tony einen Satz später die Gewissheit, in eine bereitgestellte Falle getappt zu sein. Und er fragte sich, woher diese Gewissheit kam und ob Nicoletta di Gregoris lediglich die Fähigkeit hatte, durch ihre zu-

gleich zurückhaltende und doch dominierende Art solche Unsicherheit in ihren Gesprächspartnern hervorzurufen.

Elisetta war in der Lage, größere Mengen an Nahrungsmitteln in erstaunlich kurzer Zeit zu vertilgen, wobei sie auch noch Pausen einlegte, um zu reden. Nicoletta aß dagegen langsam und sehr bedächtig, nahm immer nur kleine Bissen und Tony kam sich bald vor, wie einer dieser kleinen Häppchen, der sorgfältig zerkaut wurde.

Kurz vor dem Hauptgang konnte sich Tony schon als Experte für Elisetta Bandonnis Leben und Wirken einstufen. Ihr Mitteilungsbedürfnis hatte etwas Lawinenartiges an sich. Nicoletta hielt sich im Gegensatz dazu völlig zurück. Über sie konnte Tony bestenfalls Schlüsse ziehen und Vermutungen anstellen, versuchen, sich aus ihren Bemerkungen und Anekdoten ein Bild zu machen. Das wurde für ihn bald zu einem wütenden Bedürfnis, einer Art von Abwehr gegen ihre katzenhafte Spielerei, bei der er die Maus darzustellen hatte.

Tony war gerade an dem Punkt angelangt, an dem er sich das Scheitern seiner Gegenattacke eingestehen musste, als ein älterer Herr an den Tisch trat und ein Strahlen über Elisettas Gesicht lief.

»Welch ein passender Zufall«, rief sie emphatisch aus. »Herr Tanner, darf ich Ihnen meinen Freund Cecilio Demonti vorstellen?«

»Ob die beiden was miteinander haben?«, fragte Steele.

»Wer?« Tony war nicht ganz bei der Sache.

»Dieser Ex-Bürgermeister und der Igelkopf.«

Es war der späte Vormittag des nächsten Tages. Tony und Steele gingen die Uferstraße entlang, die die Bucht von Loreta säumte. Die Altstadt lag schon hinter ihnen, das Hotel war auf Daumnagelgröße geschrumpft. Von hier aus wirkten die Bau-

ten auf den Hängen über der Stadt noch bedrohlicher, als würde man das Standfoto einer niederstürzenden Lawine betrachten.

In der Nacht hatte es heftig geregnet, jetzt lag leichter Niesel in der Luft, der manchmal von heftigen Böen waagrecht über die Bucht gepeitscht wurde. Die wenigen Segelboote, die in der Bucht ankerten, hüpfen über kurze steile Wellen. Steele betrachtete die Boote mit offensichtlichem Interesse.

»Diese Wellen«, sagte er dann - die nächste Böe riss seine Worte mit und machte es Tony schwer, ihn zu verstehen, »zu flaches Wasser, eine Strömung vor der Küste, der Wind ... sieht gut aus hier, ist aber unbrauchbar. Da vorn ist auch eine Barre, weniger als zwei Meter Tiefe dort. Man kann deutlich den Streifen sehen, wo sich die ersten Wellen aufbäumen.«

»Aber Loreta war doch mal ein Piratennest, bis ins letzte Jahrhundert. Ich musste mir gestern einige blutrünstige Geschichten anhören.«

»Die Damen kennen sich aus, was? Zumindest diese blondierte. Hat aber nichts zu sagen, ich meine die Sache mit dem Piratennest. Die Schiffe hatten eben nicht so viel Tiefgang. Hier an der Küste reichten große Ruderboote, um einen schwer beladenen Kauffahrer zu plündern.

Außerdem gab es genügend Mannschaften. Man konnte links und rechts an die eigenen Schiffe Fässer oder Pontons binden und sie dann über die Barre ziehen. Hier in der Bucht waren sie dann so gut wie unangreifbar.«

Steele legte den Kopf in den Nacken und warf einen Blick über die Hänge. Tony wusste, dass sein Begleiter jetzt über Verteidigungspositionen nachdachte.

»Der Ort ist von Land her erobert worden. Allerdings nur durch Verrat.«

Der Begriff *Verrat* rief Tony Steeles Frage wieder ins Gedächtnis. Er blieb stehen und schaute die steile Böschung hinunter, die von der Uferstraße aus zum Wasser abfiel. Es mochten etwa

zehn Meter sein, sehr steile Meter, auch dies war sicherlich ein Grund, warum in der Bucht von Loreta nie ein florierender Hafen entstehen konnte. Fast direkt unter ihm klatschten die Wellen gegen den Fels und sandten Explosionen von gelblichem Schaum in die Höhe.

Tony schauderte, obwohl die Luft von klebriger Wärme erfüllt war. Er fühlte sich alles andere als gut. Die letzte Nacht war unruhig gewesen, Lucille hatte ihn beim gemeinsamen Frühstück geflissentlich übersehen und war dann wegen *Unpässlichkeit* in ihr Zimmer zurückgegangen. Steele knurrte dazu nur: *Wenn es wirklich eine Emanzipation gäbe, dann dürften auch Männer ihre Tage haben.*

Neben der Sache mit Lucille, die Tonys Gefühlshaushalt unerfreulich durcheinanderbrachte, belastete ihn etwas anderes. Tony hatte sich in den Jahren, in denen er viel Zeit auf Reisen zubrachte, ein System angeeignet, das es ihm erleichterte, sich in den fremden Hotelzimmern zurechtzufinden. Ob er sich nun in Melbourne, Caracas oder Johannesburg befand, immer hingen seine Anzüge und Hemden in derselben Reihenfolge, standen die Schuhe in der immer gleichen Ordnung und herrschte im Bad unter den diversen Fläschchen und Tuben eine ausgeklügelte Hierarchie. Heute früh aber, als Tony schlaftrunken nach einer dieser Tuben griff, stießen seine Fingernägel an ein Fläschchen. Der Vorfall reichte aus, um ihn vollends wach zu machen. Die Badezimmerordnung war tatsächlich durcheinander, eine winzige Änderung, aber eine Änderung.

Tony war sicher, dass er die Gegenstände in der gewohnten Reihenfolge aufgestellt hatte. Das bedeutete aber, dass sich jemand in seinem Zimmer zu schaffen gemacht hatte. Aber konnte Tony sich wirklich sicher sein? Nein, sagte er sich selbst, er konnte es nicht, es war natürlich möglich, dass er nach einer anstrengenden Fahrt seinen Kram etwas anders platziert hatte als in den tausend anderen Fällen zuvor.

Die Überlegung beruhigte ihn, aber ein Rest von pochender

Unsicherheit blieb dennoch.

»Ich weiß es nicht«, sagte Tony und antwortete damit auf die Eingangsfrage Steeles.

»Mhm«, Steele verzog unzufrieden den Mund und stapfte einige Schritte gebeugt gegen eine Böe an. »Ich hatte den Eindruck. Ich meine die Art, wie sie ihn angesehen hat, ihr ganzes Verhalten. Entweder sie haben es miteinander getrieben oder sie tun es noch. Sie ist in ihrer Art ja auch eine höllisch scharfe Nummer.«

Dem konnte Tony zwar nur beipflichten, trotzdem widersprach er.

»Ich würde mich an der Sache nicht festbeißen. Diese Nicoletta hat so eine Art ...«

»Zumindest ist sie nicht der Typ, der auf dem Felsen sitzt und sich das lange blonde Haar kämmt«, grientee Steele.

»Schlimmer«, antwortete Tony ohne eine Spur von Ironie. »Sie kann den Eindruck erwecken, als wüsste sie Dinge über dich, die du selbst nicht weißt. Sie guckt dich an und schon fallen dir alle deine schmutzigen Geheimnisse ein. Wie soll ich das ausdrücken ...«

Tony suchte nach den passenden Worten. Vor dem Hotel wurde ein heller Fleck sichtbar, der sich schnell näherte.

»... ja, tatsächlich, sie erweckt den Eindruck, als ob sie mit jemandem geschlafen hätte und dieser jemand hätte dann im Schlaf geredet ... äh ...«

»Ich verstehe schon«, sagte Steele.

Bei dem hellen Fleck handelte es sich um den Kopf von Nicoletta di Gregoris, die sich trotz des wenig einladenden Wetters auf ihrer Jogging-Runde befand. Sie trug ein flatterndes Sweathirt und eng anliegende Hosen. Bei diesem Anblick war sich Tony sicher, dass Nicoletta auch Ballettübungen machte. Sie lief mit schnellen, raumgreifenden Schritten, die ebenso herrisch wirkten wie manche ihrer Gesten. Tony schaute ihr entgegen und fragte sich, ob er sie in diesem Moment eher unter *huschen-*

des Reh oder *hetzender Löwe* einordnen sollte. Auf jeden Fall bot sie einen hübschen Anblick.

Wenn sie das Tempo durchhielt, berechnete Steele, machte sie die Marathondistanz in knapp über drei Stunden. Nicoletta sauste an ihnen vorbei, grüßte mit einem kaum merklichen Kopfnicken, als wären sie und Tony sich gänzlich fremd.

»Tolle Beine, tolle Hüften, die Frau hat was«, kommentierte Steele, als Nicoletta außer Hörweite war. Der Anblick des wohl gerundeten Hinterteiles erweckte bei Steele allerdings keine Gelüste, sondern einen leisen Verdacht. Sollte diese extrem kultivierte Dame etwa einen Kampfsport betreiben?

»Allerdings«, bestätigte Tony. »Und ob die was hat! Jedenfalls mehr als gut ist.«

»Was ist sie überhaupt für eine Sorte«, wollte Steele wissen.

Tony zuckte die Achseln und schaute hinter der schwindenden Nicoletta her. Die Sohlen ihrer Laufschuhe leuchteten durch den trüben Niesel wie eine Folge von Warnsignalen. Tony war über den knappen, unpersönlichen Gruß etwas verärgert. Zugleich ärgerte es ihn, dass er verärgert war. Himmel noch mal, er wollte doch, bitte schön, nichts von dieser Frau. Ausrufungszeichen. Und noch ein Ausrufungszeichen. Trotzdem, die Feststellung Steeles *die hat was*, traf zu. Tony vermochte sich nicht zu erklären, was es war, auch wenn ihm in diesem Zusammenhang stets ein Spinnennetz in den Sinn kam.

»Sie ist ein Miststück«, entfuhr es Tony, mit mehr Temperament als nötig gewesen wäre.

Tony starrte weiterhin verbissen nach vorne, bemerkte aber am Rascheln des Kragens, dass Steele den Kopf drehte, um ihn genauer anzuschauen.

»Dass sie eine Frau ist, habe ich optisch schon erfasst«, antwortete Steele gelassen. »Aber was gibt es sonst über sie zu berichten?«

»Warum ist sie von Interesse?« »Weil sie genau der Typ ist, hinter dem mehr steckt als man glaubt. So was wittere ich.«

»Dann hat sie auf jeden Fall keine Ambitionen, dass jemand von ihren verborgenen Qualitäten Kenntnis nimmt«, sagte Tony. »Über ihre Schwester könnte ich seit gestern Abend eine Biografie schreiben. Aber die hier - sie scheint mal in der staatlichen Kulturverwaltung gearbeitet zu haben oder jedenfalls ... sie hat mal was mit Museen in Florenz gemacht, das ist alles, was ich weiß und das hat Elisetta verkündet, nicht Nicoletta selbst.«

»Verheiratet?«

»Keine Ahnung, trägt jedenfalls keinen Ring. Mm, der Typ, mit dem sie zusammen sein könnte, würde mich schon interessieren. Müsste so eine Mischung aus Genie und Kannibale sein, wenn er sie halten will. Oder eine Molluske als Pantoffelheld. »

»Kinder?«

»Nein, da bin ich sicher. Ihre Schwester übrigens auch nicht. Sie redete von irgendwelchen Verwandten, die sie fördern würde, damit scheint sich zumindest Signora Bandonni auszutoben.«

»Da die beiden Schwestern verschiedene Nachnamen haben, muss wohl eine verheiratet gewesen sein«, schloss Steele messerscharf.

»Und wie, die Bandonni war drei Mal verheiratet und hat sich auf die Art ein ziemliches Vermögen ererbt.«

»Was macht sie damit?«

»Schickt Verwandte auf Eliteschulen, hält sich eine Wohnung in Mailand, eine in Rom ...«

»Fromm?«, unterbrach Steele Tonys Ausführungen.

»Normal, wie es sich in Italien gehört. Ansonsten macht sie auf Kulturtourismus.«

»Und warum hält sie sich dann in diesem Kaff auf? Kultur ist doch hier nur der Ölschinken mit der nackten Zigeunerin über dem Wohnzimmersofa.«

Die Frage stellte sich Tony Tanner allerdings auch.

»Ich glaube, sie mag dieses Hotel«, versuchte er sich an einer Antwort. »Es kann aber auch sein, dass sie einfach wegen ihrer Schwester hier ist.«

»Die beiden sind nicht immer zusammen?«

»Um ehrlich zu sein, ich habe den Eindruck, dass die beiden manchmal wie Hund und Katze sind. Trotzdem scheinen sie für den größten Teil des Jahres zusammen zu sein.«

Schweigend gingen die beiden Männer weiter. Tony wurde bewusst, wie wenig er in Wahrheit am gestrigen Abend herausgefunden hatte. Gut, er wusste nun eine Menge über die Bewohner des Hotels und konnte auch die negativen Eigenschaften der drei verstorbenen Ehemänner, Gott hab sie selig!, der Elisetta sowie ihre wenigen Verdienste herleiern. Und trotzdem hatte er nun das Gefühl, durch eine Tür in einen Raum voller Türen getreten zu sein. Selbst eine Person wie Elisetta Bandonni, die für Tony Tanner so etwas wie der Idealtypus der Banalität darstellte, schien um so geheimnisvoller zu werden, je mehr man sich ihr näherte.

Die Straße, an der sie gingen, war als zweispurige Asphaltstraße ausgebaut. Sie verschwand in einem Tunnel, der die vorspringende Felsrippe durchstieß, mit der die Bucht auf der Südseite abschloss. Es herrschte zwar wenig Verkehr, dennoch wirkte der unbeleuchtete Tunnel für Fußgänger nicht gerade einladend.

»Wohin ist die Dame verschwunden?«, fragte Steele und meinte damit die joggende Nicoletta di Gregoris. Er wusste es ebenso wenig wie Tony. Entweder sie hatte es riskiert, durch den Tunnel zu laufen oder sie kannte irgendwelche Schleichpfade den Hang hinauf und besaß genügend Kondition, diese Steigung auch zu bewältigen.

Mit zusammengekniffenen Augen suchte Steele die Hügelflanke ab. Außer Gras, Felsblöcken und Baumgruppen war nichts zu entdecken.

»Sie scheint sich sehr gut auszukennen«, zog Steele das Resümee. Sein Tonfall zeigte Tony, dass er damit mehr meinte, als er sagte.

»Was ist mit diesem Cecilio Demonti?«

»Was soll mit ihm sein?«, Tony konnte mit der Frage wenig anfangen. »Wir sehen ihn doch morgen Abend.«

»Trotzdem würde ich gerne wissen, welchen Eindruck er gemacht hat«, forschte Steele beharrlich weiter.

Damit stellte er Tony Tanner vor ein Problem. Cecilio Demonti war für ihn und die anderen die wichtigste Person in Loreta, der Ansatzpunkt all ihrer Nachforschungen. Aber Tony hatte gegenüber Cecilio Demonti seit der ersten Sekunde ihrer Begegnung eine heftige Abneigung verspürt.

»Er ist link«, fasste Tony seine Beurteilung Demontis zusammen. »Ein ganz linker Vogel. Dem würde ich nicht von Jetzt auf Gleich trauen.«

»Keine guten Voraussetzungen, wenn man den Mann als Informanten nutzen will.«

»Ist aber so.«

Tony versuchte, sich die erste Begegnung mit Demonti noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Er hatte bis jetzt nicht herausgefunden, ob das Erscheinen des Ex-Bürgermeisters bloßer Zufall war oder ob die Bandonni ihn als Experten für Tonys vermeintliches Interessengebiet, die moderne Villenarchitektur, eingeladen hatte. Elisetta Bandonni, diese Erkenntnis hatte Tony immerhin schon mit Sicherheit gewinnen können, definierte ihren eigenen Wert vor allem durch die wichtigen Leute, die sie kannte und mit denen sie sich duzen durfte und deren Namen sie unbedingt, so unpassend es auch immer sein mochte, in ein Gespräch einfließen lassen musste. Leider war Elisetta Bandonni nicht über einige ehemalige Universitätsdozenten, einen Priester, der *beim Vatikan etwas darstellte* und einen regionalen Direktor des Roten Kreuzes hinausgekommen. Eine politische Berühmtheit wie Demonti durfte sich also ihrer besonderen Wertschätzung erfreuen.

Was Tony zuerst sah, war ein völlig durchschnittlicher Mann in einem grauen Anzug, der wesentlich älter war als erwartet. Er wurde von Elisetta mit dem ihr eigenen Überschwang und Küsst-

chen links, Küsschen rechts begrüßt. Als sie sich setzte, warf sie einen kontrollierenden Blick, ob das allgemeine Aufsehen auch ihren Anforderungen entsprach, in die Runde. Weil das nicht der Fall zu sein schien, ließ sie noch ein nervöses Lachen zur Saaldecke aufflattern, das ebenso künstlich wirkte wie die Blattformen an den gusseisernen Säulen. Nicci reichte ihm nur die Hand, aber sie konnte es in einer Art tun, als würde sie ihre Brüste entblößen und *Nimm mich. Jetzt. Sofort.* in den Saal schreien. Oder vielleicht eher so, als würde sie dem Mann sagen *Gerade noch haben wir es miteinander getrieben, Du warst in mir, erinnerst du dich denn gar nicht, du mein einzig Geliebter, du dämlicher Penner?*

Erst als er sich diese Szene noch einmal in Erinnerung rief, konnte Tony Tanner die Frage Steeles, ob Nicoletta und Demonti etwas miteinander hatten, wirklich verstehen. Am gestrigen Abend hatte Tony nicht darauf geachtet, denn er hatte in das Gesicht Demontis geschaut und versucht, sich eines geradezu körperlichen Widerwillens gegen diesen Mann zu erwehren. Wenn er nun versuchte, seine Abwehr an irgendeiner Eigenheit von Demonti festzumachen, scheiterte Tony. Demonti war von mittelmäßiger Durchschnittlichkeit, sein schmaler Kopf zeigte einige hellblonde Haare, die ungekämmt in alle Richtungen zeigten, seine Taille bewies, dass er keinen Tätigkeiten zugeneigt war, die ihm mehr Kalorien abverlangten, als er sich täglich zuführte. Selbst Demontis Gesicht war gänzlich durchschnittlich, wenn man von dem Kinn, das ziemlich übergangslos in den Hals überging, absehen wollte. Eine Brille, die eine leichte Weitsicht korrigierte, ließ Demontis Augen größer erscheinen.

In diesem Moment wurde Tony schlagartig klar, warum er Demonti auf den Tod nicht ausstehen konnte. Es war dieser blaue, lammfromme Unschuldsblick, der zusammen mit hängenden Lippen und nicht vorhandenem Kinn dem Gegenüber die geradezu engelhafte Wahrheitsliebe des Cecilio Demonti deutlich machte. Ein solcher in Gesichtszüge gefasster Hilfescrei an die

letzten guten Menschen dieser Welt, so viel demonstrative Wahrhaftigkeit, dem Gegenüber um die Ohren geklatscht wie ein nasser Lappen, machte Tony Tanner misstrauisch bis zur Aversion. Die Miene wurde durch eine Stimme ergänzt, für die der Ausdruck *Im Brustton der Überzeugung* wie geschaffen war. Demonti konnte einen Schrottwagen als Formel-1-Renner verkaufen und, sollte ihn ein anderer des Betrugs zeihen, derart beleidigt und in tiefster, reiner Seele verletzt schauen, dass es für diese Kategorie der Verlogenheit keinen Ausdruck mehr gab. Demonti trug seine Unschuldsmiene mit derselben Überzeugungskraft vor sich her, mit der ein Schlachthofkötter seine Zähne zeigt. Natürlich war Demontis Taktik ungleich geschickter, denn während man einem Kötter mit dem Prügel begegnet und sich dabei gut fühlt, war Demontis quasi vorseilende, ehrliche Empörung über das, was ihm ein Mensch zufügen wollte, der nicht völlig mit ihm, Demonti, übereinstimmte, derart entwaffnend, dass man sich lieber selbst den Knüppel über die Stirn zog, statt das Gewissen der moralischen Selbstgewissheit Demontis auszuliefern. Mithin, Cecilio Demonti war das, was man einen *Gutmenschen* nennt, in seiner reinsten und ungenießbarsten Form. Nein, Demonti war nicht einmal ein *Gutmensch*, er war der *Allerbestensmensch*, die auf zwei Beine gesetzte Tugend, das Gefäß mit der Grals-Suppe moralischer Überlegenheit, aus dem von Zeit zu Zeit ein beleidigter Spritzer auf die böse Welt niederging.

Wenn Tony an dieses schleimige Individuum dachte, schüttelte es ihn jetzt noch.

Elisetta Bandonni, die dazu tendierte, mit fliegenden Fahnen auf jede Seite zu gehen, die sich ihrem Erscheinen nicht schnell genug erwehrte, war sicherlich das Idealpublikum für Demonti. Der Ex-Bürgermeister, ganz der Platzhirsch, für den Tony ihn gehalten hatte, riss das Gespräch in kurzer Zeit an sich und sonnte sich im Glanze seiner eigenen Unterhaltsamkeit. Tony, hundert-zehnprozentiger Profi, der er war, spielte das Spiel sofort mit

und bemühte sich sogar noch, tückisch und hinterhältig, dem aktuellen Alphonse die Bälle zuzuwerfen. Tückisch deswegen, weil sich Tony darüber bewusst war, dass Demonti im Moment auf derselben Ebene agierte wie ein Pavianmännchen, das mit seinem dicken Geschlechtsteil Konkurrenten abschreckt. Diese Visualisierung, die schon bei Leuten wie Heatherstone schönsten Erfolge gezeitigt hatte, verlieh Tony eine milde Heiterkeit, mit der er den Abend ganz gut hinter sich brachte. Er hatte sich sogar überwunden und war Demonti um einen Termin für ein Treffen angegangen, welches ihm denn auch gnädig gewährt wurde. *Morgen? Junger Mann, unmöglich, man hat ja seine Pflichten. Aber übermorgen um 22 Uhr kann ich einen Termin freimachen.* Tony hatte höflich buckelnd akzeptiert und sich innerlich sozusagen auf die Schenkel geschlagen vor Lachen, weil er genau diese gravitatische Reaktion seitens Demonti erwartet hatte.

Die Verzögerung um einen Tag machte jetzt allerdings Tony wütend, Steele hielt sie dagegen für einen Vorteil: »Heute werde ich mir den Kerl noch mal genauer anschauen. Ich traue ihm nämlich auch nicht über den Weg.«

Tony hatte keinen Schimmer, wie sich Steele auf die Spuren Cecilo Demontis, des Ex-Bürgermeisters von Loreta gesetzt hatte. Auf jeden Fall hatte es dazu geführt, dass Steele im Hotel auftauchte und Tony in eine der drei Gaststätten Loretas mitnahm. Dort, von einer Säule verborgen, konnten sie den Auftritt Demontis in aller Ruhe genießen und zudem eine akzeptable Fischsuppe essen. Lucille Chaudieu hatte sich an diesem Tag geweigert, ihr Zimmer zu verlassen.

Dort hinten in der Gaststube, wo Demonti saß, schien sich eine Art von Stammtisch zu befinden. Etwa ein halbes Dutzend Männer saßen zusammen und führten eine Unterhaltung, von der weder Steele noch Tony mehr verstehen konnten als einzelne Stichworte, die manchmal von allen mit brüllendem Lachen quittiert wurden. Bis auf zwei Ausnahmen hatten die Männer die Le-

bensmitte schon durchschritten, einige waren schon weißhaarig - oder wären es gewesen, wenn sie denn noch Haare gehabt hätten. Demonti war ohne Zweifel der Herrscher in diesem Kreis. Sein Erscheinen beendete das bisherige Gespräch. Er ging in seiner priesterlich-umständlichen Art um den Tisch, schüttelte Hände, klopfte auf Schultern, nahm dann Platz und ließ seine überzeugte und zugleich von einem ständigen Unterton des Beleidigtseins geprägte Stimme erklingen. Die anderen dienten nur noch als Stichwortgeber oder durften raunende Zustimmung spenden. Gelacht wurde jedenfalls nicht mehr.

»Was sind das für Typen?«, fragte Steele. »Arbeiter sind das nicht. Wenn ich mir die Gesichter anschau, dann würde ich denken, dass es Fischer sind.«

»Es gibt keine Fischer mehr in Loreta«, gab Tony seine am gestrigen Abend erworbenen Kenntnisse zum Besten. »Nur noch einige alte Männer, die den Fischfang als eine Art von nostalgischem Hobby betreiben. Aber Demonti scheint eine Gruppe von letzten Getreuen zu haben. Einige Fischer, die Angst um ihren Fang hatten und ein paar Bauern, die Land verkaufen mussten und sich betrogen vorkamen.«

»Das kommt hin.«

Loreta, das hatte Tony von Elisetta Bandonni erfahren, war dem Kraftwerk mehr oder weniger ausgeliefert. Die Stadt und ihre Bewohner hingen wie Süchtige am Tropf der billigen Energie, die der Reaktor lieferte. Die Einwohner, so sie denn arbeiteten, waren entweder am Kraftwerk selbst angestellt oder verdienten ihr Geld in einer Firma, die sich wegen der hier in Mengen verfügbaren Energie angesiedelt hatte. Morgens stiegen die Arbeiter in die Betriebsbusse und ließen Loreta zurück, in dem nur die Alten und die Jungen zurückblieben. Und da die Jungen in der Schule oder in Tagesstätten waren und ältere Menschen sich gerne zu Hause aufhalten, wirkte der Ort in diesen Stunden wie ausgestorben. Früher hatten die Menschen vom Fischfang,

von der Landwirtschaft, von ein wenig Handel und Handwerk mehr schlecht als recht gelebt. Jetzt war Loreta eine Gemeinde, deren Durchschnittseinkommen beinahe an die Zentren Norditaliens heranreichte und auf jeden Fall dasjenige aller umliegenden Orte weit übertraf.

Trotzdem lag eine merkliche Freudlosigkeit über Loreta. Es herrschte eine gedämpfte Atmosphäre, als wäre hier das Leben in Glaswolle verpackt. Vielleicht lag die Ursache in den geographischen Gegebenheiten, in der Bucht, die den Ort von dem Umland abschloss. Vielleicht waren es die vielen Zugezogenen aus der Umgebung, die in den Bauten am Hang wohnten und zwischen denen und den Alteingesessenen nicht das beste Einverständnis herrschte. Oder vielleicht sah Tony Tanner inzwischen Gespenster.

Stühlerücken zeigte an, dass sich die Gesellschaft auflöste. Steele beglich die Rechnung und verließ mit Tony das Gasthaus. Schon vorher hatte er sich nach einer Stelle umgeschaut, von der aus er den kleinen Platz vor dem Gasthaus überblicken konnte. Steele fand ihn unter einem Torbogen, der den Anfang einer der vielen Gassen bildete, die von dem Platz abliefen.

Loretas Altstadt setzte sich aus einem Gewirr solcher Gassen, Gässchen, Wege und Durchgänge zusammen. Völlig ohne System zog sich dieses Netz durch die Massen alter, hoher Häuser. Manchmal öffnete sich zwischen den Häusern ein Durchgang, man ging hinein, nur um einige Schritte weiter fast im Wohnzimmer der Bewohner zu stehen. Es konnte allerdings auch sein, dass man auf eine Treppe traf, dann auf eine Passage oder eine tunnelartige Öffnung, die den Zugang zu einer anderen Gasse gewährte.

Nachdem Tony die Phase, in der er dieses Chaos romantisch nennen musste, hinter sich gebracht hatte, war es ihm lästig. Während manche Plätze, so auch derjenige, den sie jetzt belauerten, so hell angestrahlt wurden wie ein Verhörzimmer, waren

die meisten Teile der Altstadt finster, selbst dann, wenn die Sonne schien.

Aus den Häusern drang der Geruch feuchter Keller, muffiger Wände und schlecht gelüfteter Hinterhöfe, verbunden mit dem aufdringlichen künstlich-frischen Mief von Waschmitteln und dem Dunst der Küchen. Für Autos waren die Gassen meist unbefahrbar, weil zu eng und zu verwinkelt. Man behalf sich mit knatternden Dreirädern, die allerdings auch stets weite Umwege fahren mussten, weil immer wieder Treppen für den Höhenausgleich der Gassen sorgten.

Steele und Tony drückten sich in den Schatten, der von dem Bogen geworfen wurde. Ihnen gegenüber war das Gasthaus, zu den Seiten schlossen sich Häuser an. Rechts begrenzte Santa Amalia, die ältere der beiden Stadtkirchen den Platz. Vor die Kirchenfassade, die eine ziemlich unbekömmliche Mischung aus alter gotischer Bausubstanz und barockem Dekor darstellte, hatte ein sensibler Stadtplaner den riesigen Mast hingeklotzt, dem die Beleuchtung des Platzes geschuldet war. Es war eine glänzende Stahlsäule, an deren oberem Ende die Leuchten saßen, die ihr kränkliches gelbes Licht schattenlos auf die Umgebung herabprallen ließen. Die gelbe Farbe des Lichtes gab der Szenerie einen unnatürlichen Charakter. Für Tony wirkte es so, als wolle jeden Moment ein UFO zur Landung ansetzen.

»Das ist ja noch schlimmer als die Weihnachtsbeleuchtung, die man in Italien in manchen Fenstern sieht«, flüsterte Tony. Dann fuhr er zusammen. Ein riesiger Schatten breitete sich über dem Platz aus und schien das Licht verschlingen zu wollen. Tonys Herz raste, Schweiß trat ihm aus den Poren. Der Schatten zuckte und flatterte, verkleinerte und sich wuchs erneut. Erst jetzt erkannte Tony, dass es nichts als ein Nachtvogel war, der sich die Motten fing, die vor den Scheinwerfern tanzten. Aufatmend lehnte er sich gegen die kühle Mauer. Loreta war nicht gut für seine Nerven - so wenig wie Bombay, Kairo, London, Nizza oder Lucille.

Die Tür des Gasthauses schwang auf und entließ eine Wolke von Rauch und Lärm auf den Platz. Die gesamte Tischmannschaft trat hinaus. Zuletzt kam Demonti. Es gab eine Verabschiedung, dann verteilten sich die Männer zu zweit, zu dritt oder alleine in die umliegenden Gassen. Zum Glück wählte keiner den Durchgang, aus dem heraus Steele und Tony die Szene bespähten. Nur Demonti blieb zurück. Er schien zu überlegen, starrte vor sich hin und setzte sich dann in Bewegung. Seit die Männer ihn verlassen hatten, ging eine Veränderung mit ihm vor. Er schien in sich zusammenzusinken, als würde Luft aus einem Ballon entweichen. Selbst seine Bewegungen wurden träger und fahriger. Zögernd macht er einige Schritte vorwärts, blickte in die Richtung, in der einige seiner Tischgenossen verschwunden waren.

Aus dem Kirchturm erklang ein Knacken, dann eine Abfolge mechanischen Knarrens, das sich endlich in einem Glockenschlag entlud. Der dunkle Ton rollte wie eine Welle durch die dunklen Gassen Loretas und schallte in Dutzenden von dumpfen Echos zurück, die an das Röhren entfernter Urtiere erinnerte.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Aus den Augenwinkeln registrierte Steele eine Bewegung. Er zuckte unwillkürlich zusammen und drängte sich neben Tony, tiefer in den Schutz des Torbogens. Für einen Augenblick herrschte, nach dem Verklingen des letzten Glockenechos tiefste Stille. Der Platz lag vor ihnen, ruhig und hell, auf eine erschreckende Weise leer, als könnte er Menschen und Gegenstände in sich aufsaugen.

Jetzt war sich Steele sicher. Dort an der linken Seite bewegte sich etwas. Aus dem Schatten eines vorspringenden Obergeschosses löste sich ein Schatten, huschte als undeutliches schwarzes Wischen bis zur nächsten Deckung, um erneut mit der Dunkelheit zu verschmelzen. Das Ziel des Unbekannten war klar. Er hatte Demonti im Visier.

Der Ex-Bürgermeister stand noch immer reglos an derselben

Stelle. Sein Kopf war gesenkt, das beleidigte Gesicht verborgen. Er schien in eine Art Schlaf gefallen zu sein.

Bevor Steele eingreifen konnte, sprang der Unbekannte aus seinem Versteck. Mit hüpfenden Schritten überwand er die Distanz bis zu Demonti. Noch bevor die beiden Personen beieinanderstanden, entspannte sich Steele. Der hüpfende Gang des Unbekannten bedeutete in seinen Augen, dass keine Gefahr für Demonti bestand. Obwohl, es mochte ja auch Spinner geben, die an einem immer noch Prominenten ihr Mütchen kühlen wollen ...

Der Gedanke kam zu spät. Jetzt war der Unbekannte bei Demonti. Er zog einen langen schmalen Gegenstand aus der Tasche.

Dann rollte er das Papier auseinander, deutete mit den Fingern darauf und begann, Demonti anzubrüllen. Es blieb mehr bei dem Versuch, denn die Stimme des Unbekannten war heiser und dünn. Damit, registrierte Steele, passte die Stimme zu ihrem Nutzer. Der Unbekannte war ebenfalls ein Typ, den man mickrig nennen konnte, ohne ihm Unrecht zu tun. Seine Figur hatte Anklänge an einen Apfel, der auf einen Pfeil gespießt war. Dünne Beine, in Jeans gehüllt, trugen einen ausladenden Mittelteil, der wiederum in einen schmalen Oberkörper auslief. Trotz der lauen Nacht trug der Mann ein Blouson. Mehr noch, er hatte sich eine Pudelmütze über den Kopf gestülpt. Ein Wust lockiger Haare quoll unter der Mütze hervor und bildete einen natürlichen Kragen des Blousons. Der Mann bemühte sich um einen Vollbart, war in seinen Bemühungen allerdings erst bis zu einigen langen Haaren um das Kinn und die Oberlippe gediehen.

Die Einmannvorstellung wurde immer absurder. Der Unbekannte hielt sein Papier hoch, tanzte von einem Bein auf das andere und durchbohrte mit dem Zeigefinger einige Stellen auf diesem Papier. Weder Tony noch Steele konnten erkennen, was auf dem Papier stand, noch waren sie in der Lage, die schnell hervorquellenden Worte des Mannes zu verstehen.

Demonti hob nur den Kopf und schaute wie immer beleidigt. Er wirkte nicht so, als ob er diesen Überfall überhaupt wahrnehmen würde. Von dem Lärm angelockt, tauchten einige Männer aus dem Gasthaus auf. Sie beendeten das einseitige Gespräch, in dem sie dem Unbekannten mit einer herzhaften Kopfnuss und einem Tritt in den Hintern die optimale Richtung für seinen Abgang zeigten. Es folgte ein intensiver Austausch von Beleidigungen, dann verschwand der Unbekannte in einer Gasse, Demonti schlurfte weiter und auch seine Helfer verzogen sich lachend zurück in die Gaststube.

Tony spürte Steeles Ellenbogen in seinen Rippen.

»Hinterher!«, befahl Steele. »Ich nehme mir Demonti vor. Na los doch, ab dafür!«

Als Tony losrannte, fuhren ihm einige Fragen durch den Kopf, die er Steele gerne gestellt hätte. Die Wichtigste lautete: Warum? Und selbst wenn er sich diese Frage ersparte, blieb noch eine Reihe von anderen, die sich vor allem damit beschäftigten, was er mit dem Unbekannten anstellen sollte, wenn er ihn denn eingeholt und zum Anhalten bewegt haben würde.

Während Tony Tanner diese Gedanken durch den Kopf blitzen, hatte er schon die Verfolgung aufgenommen. Seine Schuhe klapperten über das unebene Pflaster, neben ihm rannte sein Schatten und äffte Tonys Bewegungen in kuriosen Verdrehungen nach.

Da war die Gasse, in der der Unbekannte verschwunden war. Sie war bis auf eine schwache Funzel, die von einer Hauswand hing, unbeleuchtet. Die ersten Meter legte Tony wie ein Blinder zurück. Unter seinen Sohlen spürte er eine andere Pflasterung, die Wölbung, die Rinne in der Mitte, die mit glatteren Steinen belegt war. Irgendetwas wischte weich über sein Gesicht, sein Bein stieß gegen ein Hindernis und brachte einen Eimer zum scheppernden Fall. Der Metalleimer rollte, wie ein lästiger Ankläger seiner Ungeschicklichkeit, eine Weile neben Tony her. Ir-

gendwo in einem oberen Stockwerk flogen quietschend zwei Fensterflügel auf und eine Frauenstimme keifte Unverständliches.

Tony beschleunigte seinen Schritt wieder. Inzwischen hatten sich seine Augen etwas an die Dunkelheit gewöhnt. Vor ihm machte die Gasse eine Kurve. Als er wieder freien Blick auf ihren weiteren Verlauf hatte, erblickte Tony den Unbekannten. Der Mann durchquerte in dieser Sekunde den Lichtkegel einer der wenigen Lampen. Es gab keinen Zweifel, er musste es sein - der Kopf mit Pudelmütze und hervorquellender Lockenpracht, unverwechselbar, selbst wenn man ihn erst einmal im Leben gesehen hatte. Tony beschleunigte. Nach einigen Schritten blieb er an einem vorstehenden Pflasterstein hängen, kam ins Stolpern und taumelte mit wedelnden Armen weiter. Der Mann vor ihm musste etwas bemerkt haben. Als sich Tony wieder gefangen hatte, atemlos, mit klopfendem Herzen und wütend über sich selbst, hörte er das Stakkato fliehender Schritte.

Der Andere versuchte zu verschwinden. Damit war Tonys Ehrgeiz geweckt. Wenn er Steeles Anweisung bisher eher unwillig erfüllt hatte, so packte ihn nun das Jagdfieber. Er achtete weder auf das holperige Pflaster noch auf seine Knöchel, die bei dem Schritt umzuknicken drohten, und hetzte die Gasse entlang. Vor ihm tackerten die Schritte des anderen. Das Geräusch kam näher, verschwand, als die Gasse eine ihrer häufigen Biegungen machte, wurde dann wieder hörbar.

Noch eine Hausecke, dann war der Mann direkt vor Tony. Vielleicht zehn Meter waren es noch, die zwischen ihnen lagen. Tony spürte schon ein Brennen in den Schenkeln, die hohe Geschwindigkeit verlangte ihren Tribut. Noch einmal riss er sich zähnefletschend zusammen und beschleunigte.

Der Verfolgte hörte die Schritte hinter sich, das Keuchen des Verfolgers. Er schien einen Herzschlag lang zu zögern, unsicher zu werden, die Flucht aufgeben zu wollen. Im nächsten Moment drehte er ab und verschwand blitzschnell zwischen zwei Häu-

sern. Bevor Tony anhalten konnte, hatte ihn sein Schwung an dieser Stelle vorbeigerissen. Schwer atmend hielt er an. Seine Füße brannten, die Knöchel schrien nach einem orthopädischen Verband.

Tony hätte diesen Durchschlupf nie als ernsthaften Fluchtweg in Erwägung gezogen. Es war nichts als ein schulterbreiter freier Streifen zwischen zwei Hausmauern. Zögernd drückte er sich in die Lücke, beschleunigte dann, als er daran dachte, wie nahe er einem Erfolg gewesen war und wie sehr sich der andere bemühte, ihm nicht in die Hände zu fallen.

Es war dunkel wie in einem Kohlenkeller. Lediglich wenn Tony den Kopf in den Nacken legte, konnte er einen hellgrauen Streifen Nachthimmel zwischen den Dachrinnen erkennen. Seine Schultern schrammten links und rechts an den Wänden entlang, ein vorspringender Stein rammte ihn schmerzhaft. Jeder Schritt ging ins Nichts und jede Berührung des Bodens wirkte wie ein kurzer Moment der Sicherheit. Übler war das Gefühl, in einer großen Schraubzwinde zu stecken, die langsam zgedreht wurde.

Da! Ganz kurz drang wieder das bekannte Tackern an sein Ohr. Der Kerl war noch vor ihm. Am liebsten hätte Tony vor Wut geschrien, wenn ihm der Atem dazu ausgereicht hätte. Dieses Stinktier da vorne, das ihm wieder entwischt war. Tony würde sich nicht abschütteln lassen. Er würde diesem Lumpen eins in den Nacken geben dafür, dass er durch dieses widerwärtige Labyrinth von Gässchen hasten musste.

Der Gedanke war nicht zu Ende gedacht, als Tonys Fuß ins Leere trat. Er stürzte nach vorne, sein Knie traf auf eine Holzstufe. Seine Hand erwischte ein Geländer und bewahrte ihn vor dem endgültigen Sturz, dafür zerrte er sich eine Sehne. Einen Augenblick klammerte er sich wie ein Affe an das Geländer, während der Schmerz vom Knie aus durch seine Nervenbahnen tobte.

Nachdem er sich die Treppe herab getastet hatte, erkannte er im Schein einiger erleuchteter Fenster, dass er sich in einem kleinen Hinterhof befand. Dort war ein Torbogen, durch den das dürrtige Licht einer Straßenlampe fiel. Sein schmerzendes Knie stoppte Tonys Spurtversuch. Er erreichte die Gasse und lauschte. Ein befriedigtes Grinsen lief über sein Gesicht. Da waren sie immer noch, die fliehenden Schritte, die akustische Fährte, der er nur zu folgen brauchte. Der Andere war entweder blöde oder hatte wirklich die totale Panik. Im Grunde brauchte er bloß in einem Hinterhof abzuwarten, zumal er sich in Loreta ganz offensichtlich auskannte.

Die Schritte kamen von links. Nach einigen humpelnden Schritten hatte Tony den Schmerz im Griff und wurde schneller. Eine Abzweigung, immer noch waren die Schritte vor ihm. Eine Biegung, Vorsicht: drei Treppenstufen, rutschiges Pflaster, ein Holzgerüst, knirschender Sand unter den Sohlen, noch eine Kreuzung. Woher kamen die Schritte?

Die Hände auf die Oberschenkel gestützt hielt Tony an. Von links kam das Geräusch, dem er folgen wollte. Oder? Wenn er den Kopf drehte, kam es von rechts. Mit einem saftigen Fluch richtete sich Tony auf. Er hatte den anderen Mann verloren. Der andere hatte ihn in das Labyrinth der Gassen gelockt und war verschwunden. Der andere war clever, Tony Tanner war der Doofmann der Geschichte, er hatte ein schmerzendes Knie, ein demoliertes Selbstbild und keine Ahnung, wo er sich befand.

Nach einigen Versuchen, sich zu orientieren, entschied er sich für eine Richtung, kam an eine Kreuzung, wählte, inzwischen nur noch wütend, eine Gasse und hatte sich auf diese Art nach zwei Minuten in der Altstadt völlig verrannt. Plötzlich stieg in Tony die Panik auf wie eine rote Warnrakete. Du bist in einem italienischen Kaff, sagte er sich, du hast dich verlaufen, aber die Altstadt ist nicht groß, irgendwann kommst du an einen Hinweis oder du kannst jemanden fragen.

Die Selbstberuhigung war so wirkungsvoll wie eine Lehrerermahnung drei Minuten vor Ferienbeginn. Wie konnte Tony Tanner im Übrigen auch ernsthaft auf die beruhigenden Worte eines Mannes achten, der sich eben selbst als Oberidiot zu Erkennen gegeben hatte? So was nennt man psychologisches Dilemma, dachte Tony und gewann einen Anflug von Humor zurück.

Humor allerdings brachte ihn nicht aus diesem Gassengewirr heraus. Als er nun langsam weiterhinkte, wurde Tony erst das knisternde Leben bewusst, das hinter den Wänden hauste. Er hörte das Gedudel von Radios, das künstliche Gelächter der Fernsehshows, Stimmen, Gesprächsfetzen, Klimpern von Geschirr, von dem gegessen wird, das Rappeln von Geschirr, das gespült wird, Klackern von Geschirr, das weggeräumt wird, die hastigen Klänge einer Klavieretüde, lachende Kinderstimmen, singende Kinderstimmen, schreiende Kinderstimmen, quengelnde Kinderstimmen, durch energisches Einschreiten einer Frauenstimme zum Verstummen gebracht, und dann wieder ein Wirrwarr rauer Männerstimmen aus einem Hof. Die Schatten hinter den Fenstern waren nur die letzten Spuren einer vibrierenden Lebensenergie, die sich hinter den Wänden Loretas versteckte, sich nur verborgen auslebte, als müsste sie fürchten, sich offen zu zeigen.

Ein Zweitakter knatterte in der Nähe, als Tony sich der Gasse näherte, lag noch der beißende Geruch des Abgases, schwer von unverbranntem Treibstoff, in der Luft.

Der Angriff kam so unerwartet, dass Tony keine Chance zur Abwehr hatte. Er fiel nach hinten und wurde nur durch eine Wand aufgehalten. Heulend stürzte sich ein monströses Etwas auf ihn.

Um dem geneigten Leser den weiteren Verlauf der Ereignisse zur Gänze verständlich zu machen, ist es an dieser Stelle notwendig, den bisherigen Fluss der Erzählung durch die sorgfältige Aufzählung einiger Tatsachen kurzzeitig zu unterbrechen.

1. Zu Tony Tanners umfangreicher Garderobe gehörte ein Bein-
kleid aus extra dickem Büffelleder.

2. Er hatte sich entschlossen, sich an diesem fraglichen Abend
just diese Beinkleides zu bedienen, weil ihm die solche Umhül-
lung seiner Stengel als passend für den Besuch in einem Lore-
ta'schen Gasthause erschien. (Eine absolute Sch...idee, denn er
hatte das Gefühl, in einer Unterleibssauna zu stecken.)

3. Zum Zwecke der Anpassung der gekauften Hosenbeine an die
tatsächliche Länge der Tannerschen Extremitäten war der Unter-
teil der Hosenbeine nach innen umgeschlagen und sorgfältig mit
kundiger Nadel vernäht worden.

4. Toto, der getreue vierbeinige Freund der Elisetta Bandonni,
(um jenes Monster handelte es sich nämlich, womit wir an dieser
Stelle lediglich bestätigen, was der Leser schon geahnt hat) wähl-
te sich als Folge seiner Vollendblödheit, die bleibendes Charak-
teristikum der meisten, heroischen Taten zugeneigten Zwei- und
Vierbeiner ist, gerade die unter Punkt 3 beschriebene Stelle zum
Zwecke seiner Attacke aus.

»Totoo, komm her, ja kommst du wohl ... bist du wahnsinnig,
porca miseria, willst du wohl ... bestia bruta, Frauchen sollte dir
das Fell über die Ohren ziehen ...«

Elisetta Bandonnis Stimme erreichte jene Klangqualität, die an-
geblich Gläser zum Zerspringen bringen kann. Jedenfalls brachte
sie um ein Haar Tonys Trommelfelle zum Platzen und er fragte
sich unwillkürlich, wovor er mehr Angst haben musste - vor
dem Köter, der knurrend sein unteres linkes Hosenbein durch-
kaute oder vor Elisetta Schrollstimme. Toto hatte inzwischen
schon merklich glasige Augen. Mit einem kläglichen Heulen
zollte das Viech seinem schlechten Zahnzustand Tribut und
hopste in den Schutz seines schimpfenden Frauchens.

Nach dem ersten Schreck erkannte Tony, dass er mit Elisetta den ersehnten Lotsen gefunden hatte, der ihn aus der Altstadt herausbringen würde. Entsprechend aufgeräumt fiel auch seine Begrüßung aus.

»Hoffentlich hat sich der Kleine nicht verletzt«, fragte er mit tückischer Besorgnis.

Elisetta antwortete mit einem Schwall von Entschuldigungen und Erklärungen. Verstehen konnte Tony nicht sehr viel, abgesehen davon, dass Toto wetterfühlig war. Da es mal wieder zu Nieseln begonnen hatte, war Tony geneigt, diese Erklärung zu akzeptieren.

»Es ist mir so außerordentlich peinlich.« Elisetta hatte den Hund angeleint und setzt sich nun in Bewegung. Dass Tony neben ihr ging, nahm sie ohne weitere Fragen als selbstverständlich hin. Toto schnaufte und sabberte. Tonys Lederhose hatte ihm wirklich nicht gutgetan.

»Er ist sonst so ein Lieber ... ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist ... ich werde natürlich für den Schaden aufkommen.«

»Es ist kein Schaden entstanden, gnädige Frau.« Die leichten Abdrücke Toto'scher Bezahnung zählte Tony nicht mit.

»Trotzdem ... es ist mir so peinlich. Sie MÜSSEN mir erlauben, Sie heute Abend noch auf einen Versöhnungsdrink an die Bar einzuladen. Nein, ich akzeptiere keine Ausflüchte, sonst bin ich Ihnen ernstlich böse, außerdem ist die Bar des *Savoia* ein sehr kultivierter Ort und der Barkeeper, er heißt übrigens Tino und ist entfernt mit Marco Giatto verwandt, den kennen Sie vielleicht, ein eminenten Althistoriker der Universität Bologna, er hat viel veröffentlicht und ist ein guter, wirklich GUTER, Freund von mir.«

Was denn nun mit dem Barkeeper, der Tino hieß usw., los war, sollte Tony nicht erfahren. Eigentlich hatte er sich fest vorgenommen, an der Verbesserung seiner Beziehung zu Lucille Chaudieu zu arbeiten - und zwar bis um Äußersten. Nun sah er sich unter Druck gesetzt, als wäre er es gewesen, der Elisettas Köter ans

Bein wollte, und müsste zur Strafe nun Tinos Mixturen kippen. Aber es war besser, mit Jubel auf die Erpressungseinladung einzugehen, als sich den Unwillen eines Dauergastes wie der Bandonni zuzuziehen.

Nach wenigen Minuten Fußweg standen sie vor dem Hotel. Im Foyer war die Besetzung, die Tony inzwischen schon kannte. Seine heimliche Hoffnung, dort auch Lucille zu finden, erfüllte sich nicht. Stattdessen begegnete er seinem Abbild an einer verspiegelten Säule und bekam einen roten Kopf. Er sah wirklich äußerst derangiert aus. Die Verfolgungsjagd, der Sturz, all das hatte nicht dazu beigetragen, das gepflegte Äußere zu erhalten, auf das Tony Tanner ansonsten so großen Wert legte.

Der abschätzende Blick Elisettas entging ihm nicht. Schon legte er sich eine halbwegs plausible Erklärung bereit, als Steele aus dem Hintergrund auf ihn zutrat und ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn zurück zum Ausgang schob.

»Also dann, bis gleich«, rief ihm Elisetta hinterher.

Erst als sie im Wagen saßen, machte Steele sich die Mühe, den Mund zu öffnen.

»Wenn jemand, der ansonsten aussieht wie gelackt und geleck, in diesem Zustand ein Foyer betritt, erregt so was Aufsehen und Aufsehen können wir nicht brauchen.«

»Soll ich vielleicht die Regenrinne hochklettern?«

»Vor allem, wenn er zusammen mit der schrillsten Tante des Umkreises auftaucht.«

An dieser Stelle sah sich Tony genötigt, den Verlauf seiner erfolglosen Jagd zu schildern. Steele hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen.

»Immerhin wissen wir zwei Dinge über diesen Kerl«, sagte er dann. »Er hat eine Scheißangst und er kennt sich in Loreta aus.«

»Das hilft uns auch nicht weiter.«

»Nicht wirklich. Aber es sagt uns immerhin, dass er hier wohnt oder gewohnt hat. Und ich bin sicher, dass er wieder auftauchen

wird.«

»Warum sollte er, wenn er solche Angst hat?«, erkundigte sich Tony.

»Weil er diese Angst schon vorher hatte, sonst hätte er sich nicht so an Demonti angeschlichen. Er will Demonti was verkaufen - irgendwas und hält das für sehr wichtig. Wenn ich mir dann noch die Optik von dem Mickerling vor Augen führe ... ich bin sicher, dass er ein Politpimpf ist und das sind wahre Zecken. Dem begegnen wir wieder. Nun ja, wahrscheinlich jedenfalls, falls er seit heute Abend nicht die Nase voll hat.«

Steele sprach ruhig und ohne erkennbare Regung, wie ein Pathologe, der nacheinander die Hautschichten seines Untersuchungsobjektes ablöst.

»Wohin fahren wir eigentlich?«, fragte Tony.

»Will mir das Kraftwerk noch mal anschauen.«

Sie erkannten ihr Ziel schon von Weitem an dem Schimmer, der hinter einem Hügelkamm den Himmel färbte. Das gesamte Kraftwerksgelände wurde bis in den letzten Winkel in ein schattenloses gelbes Licht getaucht. In der dunstigen Luft schien der riesige Komplex wie eine Insel zu schweben.

Steele lenkte den Wagen einige Male an dem Gelände vorbei, dann hielt er an und sie stiegen aus. Tonys passte sich Steele schleichender Gehweise an, gebückt als müssten sie jeden Augenblick damit rechnen, in Deckung zu gehen, auch wenn er es für ein übertriebenes Indianerspiel hielt.

Gedeckt von einer Baumgruppe fanden sie einen Platz, von dem aus sie das Gelände bis zum Reaktor überblicken konnten.

Durch die Stille der Nacht schien ein tiefes Brummen vom Reaktor herzukommen. Kein Mensch war zu sehen. Schon wollte Tony unruhig werden - er hatte ja noch wichtige Dinge zu erledigen - als Steele ein leises Knurren ausstieß. Tony suchte, brauchte aber eine Weile, bis er in großer Entfernung die zwei schwarzen Gestalten der Wachleute erblickte.

Steele hielt den Finger in die Höhe, dann stieß er einen Fluch aus.

»Mist, wir haben den Wind im Rücken!«

Wind im Rücken ... Tony versuchte, sich an die wenigen Kenntnisse über die Jagd und das Anschleichen zu erinnern, die er im Laufe seines Daseins gesammelt hatte.

»Die sind doch viel zu weit weg«, versicherte er sich dann selbst.

Er hatte den Satz noch nicht beendet, als Steele aus seiner hockenden Haltung in die Höhe fuhr. Von Ferne erklang das wütende Bellen von Hunden. Zwischen Steeles Jacke und Arm hindurch sah Tony, dass sich die Wachleute bückten. Zwei Punkte lösten sich von der Gruppe, zogen wie zwei Striche genau auf Tony und Steele zu.

»Weg hier!«

Ohne weiteren Kommentar wandte sich Steele um und rannte. Liebend gerne wäre ihm Tony gefolgt, aber nun merkte er, dass er sich sein Knie übel angeschlagen hatte. Als er aufstand, bohrte sich der Schmerz mit heißer Spitze in das Gelenk und lähmte ihn.

»Los doch!«, brüllte Steele von der Straße her.

Tony warf einen letzten Blick zurück. Die beiden Hunde hetzten Seite an Seite, mit heraushängender Zunge, auf seinen Standort zu. Ganz hinten erkannte Tony ein Blinklicht. Der Anblick reichte, um sein Knie fürs Erste wieder funktionsfähig zu machen. Er humpelte zwischen den Baumstämmen hindurch und die Böschung zur Straße hinunter. Hinter ihm warfen sich die Wachhunde krachend gegen den Zaun. Das Scheppern der Eisendrähle setzte sich rings umher fort, verstärkt durch das irre Kläffen der Dobermänner.

Noch bevor Tony die Tür geschlossen hatte, legte Steele den Rückwärtsgang ein und gab Vollgas. Der Wagen setzte sich mit einem Ruck in Bewegung, raste nach hinten. Der Motor jaulte in

den höchsten Drehzahlen. In Tonys Nacken prickelte die panische Vorstellung, Steele könnte blind gegen ein Hindernis prallen. Dann verriss Steele das Lenkrad, ließ den Wagen mit Reifenquietschen um die eigene Achse wirbeln und jagte in derselben Richtung weiter.

»Die haben Polizei losgeschickt«, platzte Tony heraus, nachdem er sich den Sicherheitsgurt umgelegt hatte.

»Verdammt Mist. Bestimmt?«

»Ja, ich habe das gelbe Blinklicht gesehen.«

Steele nahm etwas Gas weg und verzichtete darauf, auch die nächste Kurve mit durchdrehenden Reifen zu durchschliddern.

»Polizei hat kein gelbes Blinklicht«, antwortete er dann.

Natürlich, Tony schlug sich vor die Stirn, natürlich hatte die Polizei kein gelbes Blinklicht.

»Vielleicht Sicherheitsdienst«, schlug er vor.

»Die können uns außerhalb des Geländes den Buckel runterrutschen.«

»Hoffentlich wissen die das auch.«

Steele trat auf die Bremse, dass es Tony in den Sicherheitsgurt warf.

»Ich will mir die Sache mal ansehen«, erklärte er seine Aktion.

»Welche Sache?«

»Ich will wissen, warum es diese Blinklichter gibt!«

»Es könnte einfach nur so ein Licht auf einem automatischen Tor gewesen sein«, gestand Tony kläglich.

»Das klang vorhin aber ganz anders.«

»Man wird sich doch wohl noch korrigieren dürfen.«

Steele schaute Tony von der Seite an.

»Manchmal kriegt man aber keine zweite Chance.«

Das Geheimnis der gelben Blinklichter enthüllte sich nach der nächsten Kurve. Zwischen mehreren Sicherungsfahrzeugen rollte ihnen ein Schwertransport entgegen. Steele wurde per Lautsprecher aufgefordert, an den Straßenrand zu fahren. Dann

dröhnte der Transport vorbei, in einem Gewitter gelber Blinklichter und begleitet von dem Erzittern der Straße.

»Zwei, vier, sechs, acht.« Steele zählte die Achsen des Aufliegers. Welcher Art die Ladung war, konnte Steele nicht erkennen, denn eine Plane verdeckte die Sicht.

Langsam verschwand der Konvoi, bis sich nur noch ein entferntes gelbes Zucken im Rückspiegel zeigte.

»Fünf Achsen für die Zugmaschine, acht Achsen für den Anhänger. Die müssen zig Tonnen transportieren.«

»Aber was?«

»Wenn ich das wüsste, wäre mir im Moment wirklich wohler.«

Steele startete den Motor und fuhr zurück nach Loreta. Er sprach kein Wort.

Die Ladung hatte Steele nicht erkennen können. Aber etwas anderes war ihm aufgefallen und es reichte, um ihn in Alarmbereitschaft zu versetzen.

Es war eine Aufschrift auf einem der Begleitwagen. Sie bestand aus drei Buchstaben.

Steele kannte die Abkürzung nur allzu gut. Sie lautete SSI.

Steele parkte den Wagen unter einer Lampe in der Nähe des Hotels. Bevor er ausstieg, prüfte er nach, ob er das Fahrzeug von seinem Zimmer aus im Blick hatte. Dann kümmerte er sich um die Zimmerschlüssel, während Tony durch das Foyer humpelte und sich in den Aufzug verzog, bevor einer der Gäste an seinem derangierten äußeren Anstoß nehmen konnte.

Als Tony Tanner nach einer Dreiviertelstunde die Bar betrat, hatte er alles getan, um seiner Umwelt wieder ein erfreulicherer Bild zu bieten. Sein Knie allerdings verweigerte sich dieser Runderneuerung und schwoll an, bis er es kaum bewegen konnte. Elisetta Bandonni fiel fast von ihrem Hocker, als sie Tonys Humpelschritt bemerkte, und es kostete ihn eine Menge Arbeit, sie zu überzeugen, dass seine Blessur nicht von der Attacke ihres Toto herrührte. Schließlich akzeptierte sie die Tatsachen, aber

Tony war sich absolut nicht sicher, ob sie dadurch beruhigt war oder vielmehr enttäuscht, weil die Kampfkraft ihres vierbeinigen Beschützers weniger gewaltig war als erhofft.

Die Bar des *Savoia* lag als abgeteilter Raum in der vorderen Ecke des Speisesaales. Es war ein überaus altmodischer und angenehmer Ort. In gewissem Sinne war es die Wiedererkennbarkeit, die dem Gast sofort das Gefühl des Vertrauten vermittelte. Man kannte das alles - die Theke aus poliertem Holz, die Spiegelwand, in der sich die Flaschenbatterien ein zweites Mal betrachten ließen, die hohen Hocker, mit ihrer Sitzfläche aus rotem Leder, die runden Tische im hinteren Teil. Selbst der Barkeeper Tino hatte eine Austauschbarkeit, die ihn auf den ersten Blick als guten Bekannten erscheinen ließ.

In einem Anflug von Boshaftigkeit stellte sich Tony vor, wie Dorkas oder Pillbury sich hier fühlen würden, immer vorausgesetzt, sie wären heute mit ihm hier. Es würde ihnen an diesem Ort nicht gefallen. Das war für Tony in diesem Moment ein schwer zu übertreffendes Qualitätsmerkmal.

Tino verstand es, in seinen süffigen Drinks eine ungeahnte Menge von Alkohol unterzubringen. Der Trinker durchwanderte also nichts ahnend ein Blütenmeer angenehmer Geschmacksempfindungen, ohne etwas von den tückisch verborgenen Mienen zu ahnen, die sein zentrales Nervensystem unterdessen schon zerrütteten.

Für Tony kam der Augenblick der Erkenntnis, als ihm Elisetta Bandonni nach einer Zeitspanne, lang genug um ohne Hast drei der leckeren Mischungen durch die Kehle zu schleusen, die Gelegenheit zu einer sprachlichen Äußerung gab. Bis dahin hatte Elisetta die Unterhaltung ganz alleine bestritten. Nun war sie am Ende eines Kapitels angelangt und blickte Tony an, seinen Anspruch erheischend.

Diesen zu gewähren war Tony Tanner durchaus gewillt, allerdings stellte sich seine Zunge als recht klobiges Organ heraus,

gänzlichst unbrauchbar für die schnelle und geistreiche Bemerkung, die er eigentlich über die Lippen bringen wollte. Nachdem er einige lang gezogene Äää und Llll-Töne hervorgewürgt hatte und kurz davor zu stehen schien, seine Zunge, die als Träger Fremdkörper seinen Mund besetzte, auszuwürgen, bekam er sich wieder in den Griff. Er servierte seine Antwort, kurz bevor sich die Augenbrauen Elisettas auf die Reise zum Haaransatz bewegen konnten. Totos Frauchen hatte dieselbe Menge konsumiert wie Tony, wirkte aber entschieden standfester. Tony schwenkte auf eine Mischung aus Möhren- und Tomatensaft mit scharfen Gewürzen um, die ihm zwar erfahrungsgemäß die Geschmacksnerven verätzte, aber für Klarheit im Kopf sorgte. Die Fähigkeit des kultivierten Suffs gehörte nach Tonys Meinung zu seinem Job und er hatte sie fast perfektioniert.

Elisetta entschuldigte sich für einen kurzen Moment, weil einer ihrer guten, wirklich GUTEN Bekannten die Bar betrat und nach Elisettas Meinung ohne eine Begrüßung ihrerseits kreuzunglücklich wäre. Die Pause nutzte Tony, um im Spiegel zu kontrollieren, ob er so betrunken aussah, wie er war. Der Spiegel hinter der Bar war kundenfreundlich und bildete ihn als relativ zivilisierten Menschen ab. Neben seinem Spiegelbild erschien ein silberfarbener Fleck.

»Darf ich?«, fragte Nicoletta di Grigoris und nahm die positive Antwort schon vorweg, indem sie Elisettas Hocker in Beschlag nahm.

Ihre Gesellschaft war allerdings das Allerletzte, was Tony sich erhofft hatte. Sie schien es zu ahnen, vielleicht sogar zu wissen und genoss es ganz offensichtlich. Jede ihrer Bewegungen hatte eine katzenhafte Eleganz, die lächelnde, leise Selbstgefälligkeit eines Raubtieres, das in das Revier eines schwächeren Konkurrenten eindringt. Nicolettas Anblick wischte in einem Nu den Alkoholdunst aus Tonys Hirn, als hätte er einen Scheibenwischer angeschaltet. Neben ihm saß, das verstand er nun, die Krönung weiblicher Emanzipation, der Höhepunkt von Jahrzehnten nö-

lender Blaustrümpfe, quengelnder Halblesben und nervender, Klischee-reptierender Uni-Dozentinnen. Nicci hatte sie alle hinter sich gelassen, sie pfiß auf *Herstory* und auf das ebenso politisch korrekte wie nervtötend blöde *-Innen*, sie nutzte gnadenlos ihre Chancen, war bereit, jeden Kerl in die Pfanne zu hauen, der ihr in die Quere kam, um im nächsten Moment über Männermacht zu jammern, Frauenquoten zu fordern und zu verlangen, dass ihr die Schwanzträger als Bewahrerin allen Lebens und Tochter der großen Mutter gefälligst die Scheißtüren aufzuhalten und die Koffer zu tragen hatten.

Tony schaute sie an und erkannte eine Bombe mit zischendem Zünder neben sich. Mit einem Gefühl, durch eine Falltüre zu sausen, verstand er, dass sie ihm überlegen war. Er wusste nicht, was sie wollte, welches Spiel sie spielte, aber er hatte verteuft gute Chancen, als Wrack aus der Sache herauszukommen. Little wäre jetzt ein guter Berater gewesen, aber wahrscheinlich hätte dieses Weichei sich nur den Kopf gehalten und einen Anfall bekommen.

Optisch hatte Nicoletta mit einer Bombe nichts gemein. Nicht mit der Art von Bomben jedenfalls, die die Militärs einsetzen. Sie trug einen Hosenanzug aus schwarzem Samt und hochhackige Schuhe. Einziger Farbtupfer war ein Zipfel dunkelroter Spitze, der aus dem breiten Ausschnitt ihres Jacketts schimmerte und seiner eigentlichen Funktion auf hinterhältige Weise Hohn sprach, indem er zwar allzu tiefe Einblicke verhinderte, aber zugleich wie ein Marktschreier die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie sah toll aus, musste Tony eingestehen und so wie sie sich jetzt auf den Hocker niederließ, wie Wasser, das aufwärts fließt, war sie atemberaubend. Sie schlug die Beine übereinander, kam mit ihrer Schuhspitze leicht tippend an Tonys Hocker. Ihre Hand griff nach einem leeren Glas, das noch an Tonys Platz stand, und führte es prüfend unter ihre Nase.

Die Fältchen um ihre blauen Augen vertieften sich für einen

Moment, als sie lächelnd den Geruch wahrnahm. Sie stellte das Glas nachlässig zurück und schnippte es mit dem Mittelfinger ein Stück weit in Tonys Richtung. Eine Geste, so subtil und von so schreiender Deutlichkeit wie das Aufziehen der eigenen Flagge über dem feindlichen Hauptquartier. Eine Unverschämtheit, fein und leicht gesponnen, eine Reminiszenz an die Zeiten der Kavaliersdegen, wie sie nur zu dieser Stunde in einer Bar möglich war. Eine heimtückische Falle, denn Tony hätte sie in diesem Moment ohrfeigen müssen, um seine Selbstachtung zu wahren, aber ein Mann darf eine Frau nicht ohrfeigen, wenn er seine Selbstachtung wahren will ...

Tony registrierte, wie sich sein Puls beschleunigte, als eine Mischung aus Ärger und Scheu ihn erfasste.

»Ich merke, meine Schwester hat sie mit Tinos Spezialität abgefüllt. Eine fürchterliche Geheimwaffe, wenn Sie mich fragen.«

»Wenn Sie meinen«, antwortete er so kühl wie möglich. »Wer eine Geheimwaffe braucht ...«

»Nicht jeder hat den Luxus eines ausreichenden Arsenal«, sagte Nicoletta vieldeutig und lehnte sich mit einem Arm auf die Bartheke. Ihr Ausschnitt verschob sich ein wenig und ließ den sanft gewölbten Ansatz einer Brust ahnen. Mit einer knappen Handbewegung bestellte sie sich einen Drink.

»Sie auch?«

»Danke, ich bleibe bei meinem gesunden Saft.«

»Eine kluge Entscheidung, Elisettas Geheimwaffe kann am nächsten Morgen für Überraschungen sorgen.«

Das hatte sie also auch drauf, diese mütterliche Sanftheit, diese leicht streichelnde Besorgnis. Und das Ganze eine Zehntelsekunde, nachdem sie im Plauderton eines gepflegten Damenkränzchens eine eindeutige Zweideutigkeit hervorgebracht hatte.

»Noch habe ich mich unter Kontrolle.«

Nicoletta sah ihn über ihr Glas hin an, während sie ihren Drink nippte. Es war eine Flüssigkeit von der Farbe frischen Blutes. Sie stellte ihr Glas ab, tupfte sich mit ausgestrecktem Zeigefinger ein

rotes Tröpfchen aus dem Mundwinkel und leckte mit schneller Zungenspitze die Fingerkuppe ab. Sie genoss diesen späten Abend, kein Zweifel.

»Tino nennt diesen Drink *Stierblut*«, erklärte sie.

»Wohl bekommts.«

»Nicht jedermanns Sache ...«

»Nun, viele sind berufen und wenige sind auserwählt.«

»Wenige vielleicht, aber die Stärksten.«

»Stärke kann auch im Verzicht liegen«, verkündete Tony.

»Oh, es spricht der Asket aus dem Norden.«

»Sagen wir: Derjenige, der weiß, dass weniger manchmal mehr ist ...«

»Nun, auf diesen speziellen Geschmack muss man erst mal gekommen sein ...«

Durch einen letzten Schluck aus seinem Glas ersparte sich Tony eine Antwort.

»Ich habe Ihre reizende Assistentin gar nicht mehr gesehen. Versteckt sie sich in ihrem Zimmer?«, wollte Nicoletta plötzlich wissen.

»Sie ist mit Vorbereitungen für die Aufnahmen beschäftigt. Wir erledigen die Dokumentation zum Teil schon, bevor wir die Fotos gemacht haben«, fantasierte Tony. Wenn er aufschaute, begegnete er Nicolettas Blick, einem ruhigen, entspannten, behutsamen Blick aus schönen Augen, deren Blau im Licht der Bar intensiver zu werden schien. Ein Blick wie ein Katzenpfötchen, aus dem jederzeit die Krallen ausfahren kann. Was er brauchte, war eine Möglichkeit zum ehrenhaften Rückzug. Eine Ausflucht, die einen Hauch raffinierter klang als *Gnädigste, ich muss mal eben kotzen* - was das Einzige war, was Tony Tanner in dieser Phase seines irdischen Daseins einfallen wollte.

Aus dem Hintergrund erklang das neonreklameschrille Lachen Elisettas, ihre gestikulierenden Hände flatterten über dem Tisch wie die aufgeschreckten Tauben über dem Markusplatz. Von dieser Seite war keine Entlastung zu erwarten, Elisetta fühlte

sich bei ihrem guten, wirklich GUTEN Bekannten wirklich wohl.

Damit unterschied sie sich geradezu dramatisch von Tony, der sich nur mit Mühe davon abhalten konnte, mit nervösem Rutschen seinen Sitz zu polieren. Zumindest sammelte er hier unbezahlbare Erfahrungen. Sein Gegenüber drehte das plumpe Prinzip *Fräulein, kennen wir uns nicht von irgendwoher?* um. Bei ihr hieß es *Kerlchen, wir hatten was miteinander, aber wage nicht danach zu fragen, denn ich würde es leugnen.*

Aber was bezweckte sie damit? Tony Tanner zum Narren zu halten? Dafür war weniger Aufwand erforderlich, in dieser Hinsicht war Tony ein todtrauriger Realist. Vielleicht machte es ihr ja einfach Spaß. Vielleicht war sie ja einfach so. Vielleicht legte sie ja Menschenmännchen flach und schnitt ihnen nach Vollzug die Kehle durch.

»Und Ihr Fotograf - wie hieß er doch gleich ...?«

Tony überhörte die Frage, weil er sich gerade dem Barkeeper zuwandte. Der Punkt ging an ihn, aber was nutzte das?

»Wie findet Herr Steele Loreta?«, fuhr Nicoletta ungerührt fort.

»Er ist begeistert. Eine Stadt voller interessanter Menschen.«

»Ich dachte, Sie wollten Häuser fotografieren, keine Menschen.«

»Häuser ohne Menschen sind leere Hüllen!« Tony verkündete diesen Gemeinplatz mit der Ernsthaftigkeit des erfahrenen Architekturkritikers.

»Aaaaahhhh«, hauchte Nicoletta. Es war ein Klang, den sich Tony bei gänzlicher anderer Gelegenheit, begleitet von einem warmen Atemhauch, ganz nahe an seinem Ohr vorstellen konnte. Sofort nach dieser Vorstellung schlug sein Über-Ich gnadenlos zu und prügelte Tony den Namen *Lucille* um die Ohren, nannte ihn zu allem Übermaß auch noch *Schwein* und kommentierte *typisch Mann*. Tony hatte sein Über-Ich im Verdacht ein dezidiert weibliches Über-Ich zu sein.

Als könnte sie in sein Inneres sehen, belauerte ihn Nicoletta mit spöttisch gekräuselten Mundwinkeln.

»Ihre Texte werden sicherlich voller tiefer Einsicht in die Natur der Dinge sein. Streng urteilend, hart zupackend, kraftvoll formulierend, aber Milde im Ausklang.«

Streng - hart - kraftvoll - das war in Tonys Ohren ein Satz im Lacklederkleid.

»Ich bemühe mich darum, die Muster meiner Sensibilität dem Leser offenzulegen«, schwafelte Tony und freute sich über all die vielen elend oberflächlichen Vernissagen, bei denen er sich Beispiele des künstlerischen Nobelsprech angeeignet hatte.

Nicoletta kommentierte mit einem angedeuteten Brauenhochziehen. Nur der Hauch von einer Andeutung. Tony lächelte sie an und formulierte insgeheim die Sottise *Aha, willkommen im Botox-Club*.

»Ich würde so gerne einmal einen Ihrer Artikel lesen dürfen«, schmeichelte Nicoletta hinterhältig.

Langsam begann die Sache sogar Spaß zu machen. Es war wie Skilaufen unter einem Lawinenhang, aber es hatte was.

»Wenn Sie meinen Herausgeber, der ehrenwerte Sir Randolph Everhard Sykes-Dorkas, kennen würden, dann wüssten Sie, dass *meine* Artikel nicht mehr meine Artikel sind, wenn ich sie nur auf seinen Tisch lege und mir den Hurenlohn für die qualvollen Nächte abhole, in denen ich mir Formulierungen aus dem Herzen reiße, die sich wie sanfter Morgentau über die hervorragendsten Beispiele architektonischen Genies legen, während Sloames-Dorkas mit seinem jämmerlichen Kapitalisten-Korrekturstift wütet wie eine Horde Bulldozer im Park von Versailles.« Nach diesem Satz hätte Tony am liebsten geschrien vor Begeisterung über sich selbst, schaffte es aber, sein maliziöses Grinsen in die verhärtete Mimik eines von der Welt geprügelten Großkünstlers erstarren zu lassen. Dann schaute er Nicoletta an und seufzte unterdrückt, aber vernehmlich.

»Ja«, erwiderte Nicoletta das Seufzen, »ich kenne das ... es ist manchmal so schwer ... einen Menschen zu finden ... Wie heißt es in diesem japanischen Haiku *Er nahm zwei oder drei Stufen der*

unendlichen Treppe zu meinem Herzen ... aber allein diese zwei Stufen ...« Ihre leise Stimme verstummte in einem schmerzvollen Flüstern. Sie starrte vor sich hin, ihr Mund war bitter von all den Enttäuschungen, die ihr das Leben bereitet hatte, ihr Augen wurden noch blauer und in diesem Moment hätten selbst Siegfried und Roy sich duelliert, um dieser Frau auch nur die Füße küssen zu dürfen.

Aber das war noch nicht alles.

Nicci konnte noch besser. Ihre weißen Zähne schoben sich auf die Unterlippe, glänzten wie vollkommene Perlen auf dem dunklen Rot, während Nicoletta mit gesenktem Kopf in eine unendliche Ferne starrte, die unter der glänzenden Oberfläche der Theke begann. Ihre Hand tastete nach dem Glas und rührte dabei an Tonys Hand.

Die kurze Berührung ihrer weichen Fingerspitzen lief wie ein Stromstoß durch Tonys Nervenbahnen. Großalarm, Torpedoeinschlag, Bombentreffer, Feind auf der Mauer ... Sie hatte ihn reingelegt. Für eine Weile glaubte er, Oberwasser zu bekommen und nun war er ihr direkt ins Messer gelaufen. Oh ja, Nicci hatte eben auch die Szene *Sei lieb zu mir, ich bin so schwach* in ihrem Repertoire.

In dem unerklärten Gemetzel, das in diesem Augenblick an der Bar stattfand, witterte Nicoletta di Grigoris auf der Stelle ihren Vorteil und nutzte ihn. Kaum merklich änderte sie ihre Sitzposition. In Öl gemalt hätte sie auf ein symbolistisches Bild gepasst, dessen Titel ungefähr *Die Wollust verspottet die gefesselte Tugend* gelautet hätte. Ihr Ausschnitt verschob sich um eine weitere Kleinigkeit und offenbarte jetzt in üppiger Fülle, was bisher noch dem Bereich bloßer Ahnung überlassen blieb.

Tonys Reviergrenzen bröckelten. Sie schob den Kopf vor und fuhr mit dem Zeigefinger auf Tonys Hand zu.

»Ein sehr aparter Ring, den Sie da tragen. Darf ich mal sehen?«

Während Nicoletta sich nach vorne beugte und nach seiner

Hand griff, drehte Tony wie unter Zwang den Ring - es handelte sich um das Erbstück Benevoglios, das er seither immer trug - sodass der grüne Stein Nicoletta zugewandt war.

Das Folgende geschah so schnell, dass Tony die Einzelheiten gar nicht vollständig registrierte. Er vernahm ein scharfes Zischen, als hätte sich Nicoletta verbrannt. Sie prallte zurück, ihr Körper wurde innerhalb eines kurzen Momentes steif. Ihre Reaktion war so heftig, dass sie nach hinten kippte und an ihren Nachbarn stieß. Sofort hatte sie sich wieder unter Kontrolle. Sie wandte sich um und entschuldigte sich mit einem charmanten Lachen.

In diesem Augenblick trat Lucille Chaudieu in die Bar. Tony sah sie sofort, sah ihr Lächeln und sein Herz machte einen Jubelsprung. Da drehte sich Nicoletta ihm wieder zu, Lucille sah die Frau im schwarzen Samtanzug, stoppte, als wäre sie gegen eine Wand gelaufen und drehte auf den Absätzen um.

Aber Tony nutze die Chance.

»Da ist ja unsere Assistentin«, sagte er in aller Ruhe zu Nicoletta. »Mir fällt gerade ein, dass ich ihr noch ein Fax geben muss.«

Damit nickte er Nicoletta zu, knallte einen Schein auf die Theke und rettete sich in das Foyer. Nach drei Schritten wurde er von Steele abgefangen.

»Was ist mit dem Igelkopf?«

»Was soll sein?«

»Hat sie versucht, Erkundigungen einzuziehen?«

Tony überlegte. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, Erkundigungen in diesem Sinne nicht.«

»In welchem Sinne dann?«

»Es macht ihr Spaß, Leute einzuwickeln.«

»Will sie was - Sexuelles?«

Die Brutalität, mit der Steele ihm diese Frage stellte, schockierte Tony ebenso wie die Wortwahl. In solchen Momenten war er immer noch der Sohn von merry old England.

»Wahrscheinlich nicht. Na ja, ich vermute es zumindest ... sie äh ... hat Spaß daran, so zu tun, als ob ... äh ...«

»Verbalerotikerin, was?«

»Das nun auch nicht gerade.« Zumindest bei der Beantwortung dieser Frage war sich Tony absolut sicher.

»Ich suche Lucille«, fügte er an.

»Ist eben hier durchgestürmt. Machte ein Gesicht, als wollte sie losheulen. Das Mädchen ist so hilfreich wie ein Dromedar am Südpol.«

Gemeinsam schritten sie zum Aufzug und warteten, bis er in das Erdgeschoss herabgescheppert kam. Nachdem sie einen älteren Herrn vorgelassen und dann den gusseisernen Korb betreten hatten, drängten sich zwei Frauen in den damit voll besetzten Aufzug. Es waren Nicoletta und eine Unbekannte, die Tony an einem Tisch an der Bar gesehen hatte. Beide unterhielten sich leise, ohne von den anderen Notiz zu nehmen. Nicoletta stand Tony genau gegenüber. Bei jedem Ruckeln des Fahrstuhls gerieten ihre Brüste in eine sanft schwingende Bewegung. Tony war sicher, dass sich ihre Brustwarzen unter dem Samt abdrückten. Er empfand es als Erleichterung, als die beiden Frauen grußlos in der zweiten Etage ausstiegen. Eng beieinander, lachend, schritten sie über den Gang.

»Wahrscheinlich ist sie lesbisch«, kommentierte Steele, als er und Tony allein im Aufzug waren.

»Sie ist alles und jedes«, antwortete Tony und war zum ersten Mal sicher, das Wesen Nicoletta di Gregoris ausreichend beschrieben zu haben.

Auch am nächsten Morgen ließ sich Lucille nicht blicken. Steele rannte verbissen am Ufer entlang, Tony entschuldigte sich mit seinem noch immer lädierten Knie und blieb im Hotel. Er nutzte die Zeit, um sich mit dem Personal auf etwas vertrauteren Fuß zu stellen. Gespräche über Hotels in aller Welt machten ihm Spaß und außerdem konnte man nie wissen, wozu das Wohlwol-

len eines Piccolo noch dienlich sein konnte. Am Nachmittag schleppten Steele und Tony Taschen, die so aussahen, als verberge sich eine Fotoausrüstung darin, und Steele gewöhnte sich an, mit Daumen und Zeigefinger beider Hände ein Viereck zu bilden, durch das er wie durch einen Bildrahmen auf die Welt stierte. Zum Glück erschien Lucille abends freiwillig, ohne dass Steele ihre Tür eintreten musste. Gekleidet in flache Schuhe, Jeans und eine Rüschenbluse, die Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, stellte sie eine Mischung aus professionellem Auftritt besänftigt durch einen Schuss mädchenhafter Unschuld dar. Tony wusste, dass er Augen wie Spiegeleier bekam, und konnte den Blick trotzdem nicht von ihr abwenden. Auch Steele pfiff anerkennend durch die Zähne. Das Mädchel hatte punktgenau den Typ getroffen, der Demonti am meisten beeindrucken würde. Lucille stieg gewaltig in Steeles Achtung und das sagte er ihr auch.

»Wie schön«, gab Lucille zuckersüß zurück, »wenn mich hier zumindest einer zu schätzen weiß!«

Als sie das sagte - sie gingen gerade zum Auto - bekam ihr Gang für einige Schritte einen hüftschwingenden Rhythmus, der sogleich wieder verschwand, um dem kühlen, geraden Ausschreiten einer Geschäftsfrau Platz zu machen. Tony, der hinter den beiden lief, kam sich vor wie ein verhungertes Neandertaler im Angesicht eines Steaks.

Dank seiner ausgezeichneten Reaktionsgeschwindigkeit rettete er sogar seine Fingerkuppen vor der Guillotine der Kofferraumtür, die von Lucille ohne Rücksicht auf Verluste zugeschmettert wurde.

»Huuuuuuuu«, machte Tony und winkte ihr mit der geretteten Hand vor den Augen. »Ich bin auch noch hier.«

»Warum sagst du mir das? Dein penetrantes Aftershave ersetzt einen Leuchtturm.«

»Trotzdem hättest du mir gerade eben fast die Flossen kuppert.«

»So was passiert, wenn man seine Körperteile zu weit in der Gegend herumhängen lässt.«

Damit warf sich Lucille auf den Rücksitz und hämmerte die Tür zu. Deren Oberkante wischte um einen Zentimeter an Tonys Nase vorbei. Weitere Kommunikation zu dem Thema fand nicht statt.

Um zu Demontis Domizil zu gelangen, mussten sie von der Uferstraße abbiegen und über die neue Umgehungsstraße fahren, die sich U-förmig um das alte Loreto legte und die neuen Baugebiete an den Hängen erschloss. Sie kamen an der Schule und dem Kindergarten vorbei. Es waren moderne Gebäude, sauber, hell, großzügig, geradlinig, so praktisch und so einladend wie ein elektrischer Stuhl. Es folgten die Klinik und die ersten hohen Wohngebäude. Hinter den Fenstern sah man das Flimmern der Fernseher, das sich manchmal zu einem zeichenartigen gemeinsamen Flackern ganzer Etagen synchronisierte. Vor den Eingängen lungerten einige Jugendliche, rauchten oder bastelten an ihren Mopeds. Der Eindruck war derjenige eines Nobelslums.

Die Villa Demonti lag weiter oben am Hang. Um das Gebäude dem steilen Baugrund anzupassen, hatte der Architekt einen massiven viereckigen Pfeiler von mehreren Metern Seitenlänge und zehn Metern Höhe entworfen. Hier verbargen sich Garagen, ein Aufzug, ein enges Treppenhaus, Abstellräume und Badezimmer. Über dem Pfeiler lagerte ein waagerechter, eingeschossiger Baukörper, dessen hinterer Teil sich auf den Steilhang stützte. Der Pfeiler durchstieß diesen waagerechten Teil und überragte ihn um drei Meter. So reichte die Stabilität aus, um dort rundherum Glaswände einzuziehen und den Innenbereich nur durch Stellwände zu unterteilen. Auf dem Dach war ein Garten, den man mit dem Aufzug erreichte und der ein Stück weit in den Hang hineinreichte.

Als Tony vor dem Gebäude stand, war er beeindruckt.

Als Steele vor dem Gebäude stand, war er nicht beeindruckt.

»Da habe ich doch schon schönere Aufbauten auf Flugzeugträgern gesehen«, kommentierte er nur.

»Ich finde diesen Beton hässlich«, machte Lucille aus ihrer Einschätzung keinen Hehl.

»Dieser Sichtbeton ist ein Ausdruck für Materialehrlichkeit und Verzicht auf verlogene Schnörkel«, gab Tony Tanner zurück. Er fand den Beton auch hässlich, aber er hätte sein Leben für die weltweite Nutzung von Sichtbeton gegeben.

Was folgte war ein quälendes Spiel, denn Steele und Lucille mussten die Fotografen mimen, die sich lohnende Motive suchten, während Tony versuchte, ein Gespräch mit Demonti zu führen, in dem er scheinbar Fragen über dessen Behausung stellte, aber in Wirklichkeit prüfte, wie weit Demonti bereit sein würde, ihnen Tatsachen über die Affäre, die seine Karriere beendete, mitzuteilen.

»Sehen Sie, Signore Demonti«, radebrechte Tony, »wir weigern uns, die Trennung zwischen Haus und Bewohner zu vollziehen.«

»Dann weigern Sie sich eben«, gab Demonti ebenso lapidar wie beleidigt zurück. Dadurch ließ sich Tony nicht entmutigen. Er sprang auf und drehte mit erhobenen Armen eine Pirouette.

»Signore, das ist Ihr Haus. Das ist Ihre dritte Haut. Nichts davon ist gebaut worden, ohne dass Sie es so gewollt haben. Aber warum haben Sie es so gewollt? Warum diese Offenheit, dieses Glas, dieser Blick auf das Meer. Warum aber auch diese Höhe des Wohnbereiches, als wäre man auf einem Burgturm. Das wollen unsere Leser auch wissen.«

Damit ließ sich Tony wieder auf das weiße Ledersofa fallen, auf das ihn Demonti genötigt hatte. Das Gestühl musste schweineteuer gewesen sein, aber wenn es nach Tony ging, hätten dafür weder Wutz noch Elefant - um die Haut von Letzterem handelte es wahrscheinlich das Leben lassen müssen. Er saß mit den Knien auf Kinnhöhe und fühlte sich wie im Nussknacker. Mehr Design als Sein, sagte er sich und hakte einen weiteren Punkt auf

der *Warum Demonti ein Trottel ist*-Liste ab.

Die Behausung war Tony ebenso unsympathisch wie der Bewohner. Millionenteuer war sie sicherlich ein Glimmerlicht moderner Architektur. Aber für Tonys Geschmack war damit wenig Positives gesagt. Noch in Vor-Francine-Zeiten hatte er sich um eine Affäre gebracht, die sowohl ihm, als auch der reizenden, etwas pummeligen, aber enorm knackigen Brünetten zur Bereicherung ihrer amourösen Biografie gedient hätte. Am Abend, bevor es geschehen musste - dass es geschehen würde, war zwischen ihnen, unausgesprochen zwar, aber felsenfest, abgemacht - saßen sie in einem Pub. Der kommende Widerpart von Tonys sexuellen Verschlingungen schwärmte ihm von ihren Frankreichreisen vor und hob alsdann Le Corbusier in den Himmel.

Tony fühlte sich dadurch ein wenig herausgefordert und hatte Lust, das Gespräch ein wenig gegen den Strich zu bürsten. Nun ja, er hatte ein wenig getrunken und es ärgerte ihn, dass das Objekt seiner Begierde den Eindruck erweckte, als würde es am liebsten sofort ein Kind von Le Corbusier haben. Tonys Sprache war vielleicht etwas unsicher, aber zu seinem Unglück klar verständlich. »Ich finde Le Corbusier aber so was von Erzscheiße«, verkündete er, »diese Wallfahrtskirche von Dingens sieht aus wie ein Flakbunker, das Dach sieht aus, als wäre Pappe vom Sturm hochgedrückt worden und diese Wohnmaschinen, ja, und diese Stadtpläne sind so was von Obersuperdreck. In Maschinen steckt man Schrauben und keine Menschen, und der Plan Paris platt zu machen, um ein paar Hochhäuser zu bauen, da hätte sich Le Corbusier den Schnäuzerführer aus dem kontinentalen Österreich als Baupartner zugesellen sollen, der wollte Paris ja auch platt machen!« Damit war die Affäre beendet, denn die Brünette schoss in die Höhe wie ein Korken aus der Sektflasche, schaute Tony mit grenzenloser Verachtung an, zischte noch *Faschist* und ward fürderhin nicht mehr in Tonys Nähe gesehen. Das Letzte, was Tony von ihr wahrnahm, war der appetitlich

wackelnde Popo, der sich Tonys Zugriff leider auf alle Ewigkeit entzog.

Steele erlöste Tony aus seiner Sitzposition, indem er Demonti zu sich bat. Lucille stand bei Tony herum, drehte ihm den Rücken zu und schaute auf die Bucht.

»Lucille, was hältst du von Le Corbusier?«, fragte Tony den schönen Rücken.

»Was soll die Frage?«

»Ich will' s nur mal gerne wissen.«

Immerhin ließ sich Lucille nun dazu herab, den Kopf zur Seite zu wenden.

»Modernistischer einbetonierter Oberdreckmist, genau wie diese Hütte hier.«

Sie schwieg, drehte sich dann um, weil sie Tonys Blick spürte.

»Was starrst du mich so an«, blaffte sie ungnädig.

»Lucille, darf ich bitte deine Füße küssen?«

Die Frage zauberte einen Ausdruck auf Lucilles Gesicht, der wirklich und wahrhaftig das Prädikat *mädchenhafte Unschuld* verdiente, wenn auch nur deswegen, weil schöne Frauen nicht wirklich dämlich aus der Seidenwäsche schauen können.

»Du willst meine Füße küssen, ja?«

»Es ist mir ein tiefes Bedürfnis!«

»Warum?«

»Mir ist danach.«

Damit war Lucilles Informationsdrang befriedigt. Sie schob ihr Füßchen in Tonys Richtung.

»Zur freien Bedienung«, sagte sie auffordernd.

Tony Tanner schwante dumpf, dass er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen war. Einerseits wollte er die neuen zarten Bande zu Lucille nicht kappen. Andererseits wurde ihm schlagartig klar, dass seine Kenntnis des Werkes des großen Le Corbusier einfach zu gering war, um apodiktische Verurteilungen zu rechtfertigen. Und dritterseits sah Lucilles schmaler Schuh, ein Exemplar aus rotem Wildleder mit verzierter Schnalle

so aus, dass jede Form von Schuhfetischismus gerechtfertigt schien. Vierterseits war er ein Gentleman mit Selbstachtung und fünfterseits Gefühlsleben, sodass sechsterseits ...

Weil in diesem Moment Steele und Demonti hinter einer Stellwand hervorkamen, hatten sich Tonys Überlegungen erübrigt. Er lächelte entschuldigend, Lucille zog achselzuckend den Schuh ein, blieb aber ab jetzt in Tonys Nähe. Tatsächlich blieb sie ihm so nah, dass er ihre Schulter spürte. Auch als alle mit dem Aufzug zum Dachgarten fuhren, der ebenso langweilig und gesichtslos war wie die gesamte Inneneinrichtung.

Während Steele aufmerksam Demontis weitschweifigen Erklärungen lauschte und verständnisvoll nickte, spürte Tony, wie Lucilles Hand sich, nach einem Umweg über seinen Allerwertesten, um seine Hüfte schlang. Die Lage verlangte eine passende verbale Unterstützung und Tony entschied sich für ein männlich-knappes *Lucille, ich liebe dich*, weil ihm nichts Intelligenteres einfiel.

Bevor er den Mund öffnen konnte, stieß Lucilles Schrei wie ein Eisendorn in sein Ohr. Für einen Moment glaubte er, damit die vorausseilende Antwort auf sein Liebesgeständnis erhalten zu haben.

Erst als Lucille *Da, ein Mann, im Gebüsch!* rief, erfasste er die Situation.

Aller Augen schwenkten in die Richtung, die Lucilles Finger wies. Es raschelte hinter einem Gebüsch, dann floh eine Gestalt den Hang herunter, kam ins Straucheln, stürzte, raffte sich auf und hastete auf die Straße zu. Pudelmütze und Wuschelhaar reichten aus, um den Fremden zu identifizieren.

»Den kaufe ich mir«, zischte Steele. Er sprang vom Dachgarten und rutschte, eine Hand zur Stütze in den Hang gekrallt, herunter. Begleitet von einer Lawine aus Geröll und Erde stürzte er ab-

wärts, rollte sich ab, sprang auf und warf sich sofort wieder auf die Erde. Schüsse krachten, unzweifelhaft eine Salve aus einem schweren MG, eine schnelle Abfolge von Explosionen, die sich zum Rattern eines uralten Fiat-Motors steigerten.

Steele sprang hoch, als würde er seinerseits durch eine Explosion hochgeschleudert, war mit wenigen Sätzen auf der Straße. Von der Seite raste ein Lieferwagen heran. Nur mit einem schnellen Sprung konnte sich Steele retten. Er war sofort wieder auf den Beinen, rannte hinter dem Wagen her und bekam den Außenspiegel zu packen. Einige Meter lang ließ sich Steele mit-schleifen, dann kam eine Hand aus dem Seitenfenster, hämmerte auf ihn ein und er musste loslassen. Er stürzte auf den Asphalt, wurde vom eigenen Schwung mitgerissen, überschlug sich mehrmals. Die Hinterreifen berührten fast sein Gesicht.

Trotzdem kam Steele wieder hoch. Er schaute hinter dem knat-ternden Wagen her, dann stürzte er sich wie ein Kamikazeflieger zwischen die Büsche, die den Hang oberhalb der Altstadt bewucherten.

Das alles geschah so schnell, dass die anderen erst zur Besin-nung kamen, als sich die Zweige hinter Steele geschlossen hat-ten.

»Wir danken ihnen, dass sie uns einen zweiten Termin gewäh-ren«, sagte Tony zum Abschied zu Demonti. Lucille ließ den strahlenden Sonnenschein ihres Lächelns auf Demontis blasierte Beleidigt-Gesichtslandschaft glänzen.

»Sie müssen das etwas seltsame Benehmen unseres Fotografen entschuldigen«, sagte sie mit einer sanften, tiefen Stimme, die beide Polkappen zum Schmelzen gebracht hätte, »er war vorher Kriegskorrespondent in Afrika.«

Zum Glück hatte Steele, ganz gegen seine sonstigen Gewohn-heiten, den Wagen weder abgeschlossen noch den Zündschlüs-sel abgezogen. So konnte sich Tony Tanner auf den Fahrersitz fallen lassen, während Lucille Chaudieu das Gepäck auf die Rückbank warf und dann um den Wagen herum zur Beifahrer-

tür sprang.

»Na los, doch, fahr endlich«, rief sie Tony zu.

»Ähh«, machte Tony und strampelte etwas hilflos mit den Beinen in der Luft. Wenn er sich streckte, konnte er mit den Schuhspitzen gerade noch die Pedale erreichen. Sitz und Lenkrad waren eindeutig auf die Körpermaße eines Steele eingestellt, und so kam sich Tony ein wenig vor wie ein Knabe, der sich heimlich in die Garage stiehlt, um in Papas Wagen *Autofahren* zu spielen. »Dann stell doch den Sitz weiter nach vorn«, nörgelte Lucille ungeduldig und konnte sich selbst nicht daran hindern, typisch weibliche Lebensklugheit zu dokumentieren.

»Ihr Männer seid doch auch immer so unpraktisch!«

»Danke für den Hinweis«, fauchte Tony wütend, mit beiden Händen am Sitz fummelnd, »dann sag mir doch bitte auch, wo sich die be... Sitzverstellung befindet bei dieser ver... Sch...karre.« Autos, das stellte Tony Tanner in dieser Situation mal wieder fest, waren eine Erfindung des Teufels und er passte nicht zu diesem Fortbewegungsmittel, weil schon einige Sekunden hinter dem Steuer seine Gesamtkenntnis an saftigen Flüchen zum Vorschein brachte.

Jetzt begann auch Lucille mit der Suche. Sie begann frohgemut, mit der weiblichen Gewissheit, dass Mann nicht richtig hinschauen kann und Frau den Hebel sofort findet. Sie hätte früher mit der Suche aufgehört, wenn sie nicht das maliziöse Grinsen des Herrn Tony Tanner registriert hätte.

»Die Position ist missverständlich«, grientete Tony, als sie mit ihrem Kinn auf seinem Oberschenkel landete, weil ihre Finger irgendwo in den Tiefen des Fußraums nach der Verstellmöglichkeit forschten. »Demonti glotzt uns aus seiner Nobelbehauung immer noch nach und hat dich jetzt bestimmt in einem schlimmen Verdacht.«

»Hast du mal *Garp und wie er die Welt sah* im Kino gesehen?«, knirschte Lucille.

Tony hatte (zusammen mit Francine, aber das hielt er an dieser

Stelle nicht für erwähnenswert).

»Da gibt es so eine Szene mit einem Auffahrunfall am Straßenrand ... erinnere dich daran und du weißt, was dir passiert, wenn du jetzt nicht die Klappe hältst!«

»Ich bin beeindruckt. Aber überleg's lieber, sozusagen im Eigeninteresse.«

»Eingebildet sind wir wohl heute gar nicht!«, ätzte Lucille.

»Man soll nicht mehr abbeißen, als man kauen kann, sagt meine Mutter immer!«

»Bit more than I could chew - habe auch Sinatra gehört. Keine Angst Tony, ich nehme den Mund selten zu voll.«

Damit war der Dialog beendet, denn Tony drehte auf Verdacht am Zündschlüssel. Daraufhin erschien vor ihm auf dem Armaturenbrett eine prachtvolle Ansammlung von Lichtern und Anzeigen, die selbst einen Jetpiloten verwirrt hätte. Nach längerer Betrachtung fand Tony einen Knopf, drückte darauf und elektrisch betrieben surrte sein Sitz nach vorne.

»Genial diese Deutschen«, kommentierte ein zufriedener Tony.
»Man braucht nur was länger, um zu kapieren, was sie eigentlich meinen.«

Damit legte er den Gang ein und ruckelte mit aufheulendem Motor talwärts. Lucille machte es sich auf dem Nebensitz bequem.
»Ich bewundere dein technisches Verständnis«, schmeichelte sie.
»Oha, wir haben was gutzumachen? Britsch-französisches Tauwetter.«

»In einem deutschen Auto in Italien. Ich liebe Symbolik - wetten, dass das Radio aus Japan kommt?«, schmachtete Lucille. Ihre schlanken Finger fanden einen Spalt zwischen Tonys Kopf und der Nackenstütze und begannen seinen Hals zu kraulen. Tony wartete eine Weile, bis er den schuldigen Protest anmeldete.

»Du lenkst mich ab.«

»Tu ich das?«

»Gewaltig.«

Lucille ließ sich dadurch nicht im geringsten beeindrucken. Sie rückte sich auf dem Sitz zurecht und hatte plötzlich ihr Knie über Tonys Bein. Ihre Nasenspitze strich sacht über Tonys Wange. Ihr warmer Atem schmeichelte seiner Haut wie ein Sommerwind.

»Du solltest dich mal wieder rasieren, mon cher ami!«

»Das sind die männlichen Hormone, die durch meinen wohlgestalteten Körper toben. Kaum lege ich den Rasierer beiseite, schon wächst der Bart nach.«

»Darf ich mal schauen, ob außer dem Bart auch Wachstum an anderen Stellen stattfindet?«

Lucille quiekte, weil Tony in diesem Moment dem Wagen unwillkürlich einen Schlenker aufzwang. Das tat nichts weiter zur Sache, weil er auf der unbefahrenen Straße wenig mehr als Schritttempo fuhr.

»Schnall dich an«, quetschte Tony zwischen den Zähnen hervor, »Steele braucht unsere Hilfe.«

»Und wer denkt an so ein hilfsbedürftiges kleines Hascherl wie mich?«, maulte Lucille, streckte beleidigt die Brust heraus und griff nach dem Sicherheitsgurt. Das zufriedene Lächeln, das um ihren schönen Mund spielte, konnte Tony nicht sehen, weil ihm gerade der Schweiß von der Stirn in die Augen lief und er sich voll auf die Straße konzentrierte, während der Tachozeiger langsam aus der Ruheposition in Richtung auf die 30 kroch.

Steele spürte den Untergrund unter seinen Sohlen. Weiche Erde und Geröll gaben unter seinem Gewicht nach, er verlor den Halt, wedelte mit den Armen und kippte nach vorne, in die Dunkelheit hinein.

Seine Aktion war völlig hirnrissig und doch unternahm er sie im vollsten Bewusstsein seines kommenden Erfolgs. Als er zusammengekrümmt auf die Straße gestürzt war und sich nur

noch bemühen musste, der tödlichen Begegnung mit den Hinterreifen des Fiat-Transporters zu entgehen, hatte er die Stimme des Meisters Ki gehört. So deutlich an seinem Ohr und zwar an seinem Ohr, und nicht in seinem Kopf, als stünde der kleine Japaner neben ihm.

»Das Netz bedenke der Dinge«, sagte die Stimme des Meisters.

»Das Muster sehe und wähle den Weg.«

Als befände sich Steele wieder in der Fechthalle auf Collesalvetti erkannte er den Schwertmeister, der mit seinen Händen etwas in die Luft zeichnete. Es waren Fäden, silbrig und fein wie Spinnweben an einem Oktobermorgen. Sie klebten an den Gegenständen, liefen durch den Raum, vereinten sich mit anderen Fäden und strebten weiter zum nächsten Gegenstand. In einer blitzartigen Vision verstand Steele, was das Gewebe des Kriegers war, von dem Ki immer so gerne gesprochen hatte. Er sah das Geflecht von Aktion und Reaktion, von Technik und Temperament und persönlichem Gefühl. Er erkannte, dass man das Muster entwirren musste, dann war man in der Lage, die Handlungen des Gegners zu durchschauen, bevor der Gegner selbst wusste, was er tun würde. Der Schüler des Meisters Ki konnte wie ein Seiltänzer über das Gewebe schreiten und den Gegner an einem Ort treffen, von dem der Gegner selbst noch nicht einmal wusste, dass er ihn passieren würde.

Diese Gewissheit hätte Steele nicht in Worte fassen können. Aber Worte zählten sowieso nicht. Was ihn vorwärtstrieb, war Wissen, das in jeder Zelle seines Körpers pulsierte. Der Geist des Kriegers vereinte sich mit Steeles Muskeln und Sehnen und machte den Mann zu einem Gefäß der Entschlossenheit.

Als ihn das Gleichgewicht verließ, krümmte sich Steele und schützte den Kopf mit beiden Armen. Er vergeudete keine Energie damit, sich gegen den Sturz zu stemmen, der unvermeidbar war. Er warf sich im Gegenteil in diesen Sturz, verbündete sich mit seinem Stolpern, machte die Schwerkraft zu seinem Gefährt. Wie eine Lawine, in einem Feld prasselnder Steine, kollernder

Schollen, in einer Welle gelöster Erde rutschte Steele abwärts. Dornbüsche rissen seine Haut auf, Zweige peitschten ihn, Wurzeln und Stämme warfen sich ihm entgegen, er wurde in die Luft geschleudert, drehte sich, streckte die Beine und landete oberhalb einer massiven Steinmauer, die sich am Rand der Altstadt gegen den Hang stemmte. Für eine Sekunde zögerte Steele. Neben ihm rauschte das Geröll über die Mauer und prallte krachend in einen dunklen Hof. Mit einem Sprung setzte Steele über die Mauer und in die Dunkelheit. Der Sturz war länger als erwartet, jede Tausendstelsekunde in der Luft bedeutete mehr Tempo, mehr Wucht, einen brutaleren Aufprall.

Das kann gar nicht gut gehen, fuhr es Steele durch den Kopf. Aber seine Füße trafen auf etwas Weiches, der Untergrund gab nach, Steele landete auf dem Hügel, den seine eigene Erdlawine gebildet hatte. Er rollte zur Seite ab, sprang auf und nahm Anlauf, bevor er sich überhaupt orientieren konnte.

Der Schwung genügte, um eine niedrige Mauer zu erreichen. Steeles Hand erwischte die Mauerkrone zwischen zwei Glascherben, die eine gezackte Reihe bildeten. Seine Schuhspitzen schrappten über die Ziegel, dann war er oben und sprang mit einem weiten Satz in die Tiefe. Im Fallen nahm er den Hof wahr, in den er wie ein Fledermausmensch stürzte.

Im Schein einer starken Lampe schraubten drei Männer an einem Auto. Zwei standen an den Seiten, der dritte lag unter dem Wagen, von ihm waren nur die Beine zu sehen.

Steele landete mit einem Krachen auf dem breiten Kofferraum des US-Schlittens. Seine Füße sanken in dem Blech ein, der Wagen stieg mit einem schrillen Federquietschen mit der Motorhaube in die Luft. Der nächste Satz brachte Steele auf das Dach, er schlepperte über den wankenden Grund, setzte auf die Motorhaube, der Wagen ging in die Knie und hob das Heck, dann war der Spuk vorbei und der Mann schleuderte sich in einen Torbogen und verschwand auf der Gasse.

Zurück blieb ein Hof, in dem zwei Männer mit offenen Mün-

dern zum Torbogen starteten, ein dritter wie ein Rohrspatz schimpfte und mit den Beinen strampelte, ein Wagen heftig schwankte und ein Wackeldackel auf der Hutablage begeisterte Zustimmung zu alle dem nickte.

Mit fliegenden Schritten, die kaum den Boden zu berühren schienen, rannte Steele die Gasse herunter. Als er an einer Quergasse vorbeihuschte, schlug ihm von links das Dröhnen eines Fiat-Motors ins Ohr. Der Fiat befand sich auf der Umgehungsstraße, die die Altstadt im weiten Bogen umgab. Steele nahm den direkten Weg, um den Transporter an einem Punkt kurz vor der Einmündung der Umgehungsstraße in die Uferstraße zu erwischen.

Steele war sich seiner Sache ebenso sicher, wie er sich darüber klar war, dass seine Jagd scheitern konnte. Er schritt über ein dünnes Netz, er musste sein Bewusstsein bis an die Grenze des Menschenmöglichen schärfen, er musste sorgsam wählen, vorsichtig handeln, genau beobachten, sich vor Augen halten, dass er selbst das Netz änderte, indem er es beschritt, musste dort, wo er gezwungen war an dem Stoff mitzuweben, ein Muster wählen, das ihm zupasskam.

Jeder Schritt war eine Entscheidung. Wie in einem der unzähligen Schwertkämpfe gegen Meister Ki musste der Krieger vor Bewusstheit glühen wie die Stahlklinge in der Schmiedeesse. Alles galt, alles hatte Bedeutung, jeder Lidschlag änderte die Welt, jeder Herzschlag hämmerte das Schicksal in eine neue Form, jeder Atemzug formte die Gestalt der Geschehnisse.

Ohne es zu wissen, befand sich Steele in diesem Augenblick in dem höchsten Zustand, den ein Irdischer erreichen kann. Mystiker scheuerten sich die Kniescheiben durch, um diesen Punkt zu erreichen, Lüstlinge hechelten durch die trostlosen Fleischödnisse ihrer Orgien, Künstler quälten sich zu diesem Ort, wo Schöpfer und Satan, Himmel und Hölle einen fauchenden Schlund formten, in dem der Mensch sich verlor und vorwärts stürzte zu dem Ort letzter, universaler, kosmischer Notwendigkeit.

Mit populäreren Worten: Steele war hammermäßig gut drauf. Sein Körper glühte wie im Fieber. Wie einer der alter Krieger der irischen Sagen, die zur Abkühlung hintereinander in drei Kessel mit Eiswasser springen mussten, bevor sich die flammende Hitze ihrer Kampfeswut linderte, hinterließ Steele eine Schleppe kochender Luft, deren Wirbel noch in die Fenster schlug, die von entsetzten Loretaner aufgerissen wurden, als der Trommelwirbel rasender Sohlen schon längst verklungen war.

Jeder Schritt eine Entscheidung. Links war wieder das Röhren des Motors. Weiter entfernt jetzt, weil der Transporter am Scheitelpunkt der weiten Kurve angelangt war.

Entscheidung, Entscheidung, Entscheidung. Jeder Schritt hämmerte den Boden, der Aufprall erschütterte Steele bis in die Haarspitzen. Entscheidung, Klarheit, Übersicht, Ruhe.

Kreischend fuhr eine Frau zurück, die aus der Tür treten wollte. Ein Radfahrer zeterte, verriss den Lenker und landete schep-pernd in einer Mülltonne.

Die Gasse spaltete sich, wie ein Keil ragte ein Haus in Steeles Weg. Links tönte der Motor.

Steele warf sich nach rechts. Nie im Leben würde Steele erfahren, dass die linke Alternative zu einem der drei Komatsu-Bagger der Firma Tinto Durati führte, der neben einem großen, den Weg versperrendem Bauloch stand, in dessen Tiefe ein Kanalrohr auf Reparatur wartete.

Eine Treppe wurde mit einem Satz überwunden, ein erleuchteter Platz, das kranke gelbe Licht, erneut die Finsternis einer Gasse, die Beleuchtung, die näher raste, Abzweigung links, ein Satz zur Seite, um einen Zusammenprall mit zwei Mütterchen zu vermeiden, links, ein Durchgang, ein Torbogen, Knallen der Schritte in dem engen Durchgang, links, vorbei an einem Dreirad, links. Das war die Umgehungsstraße. Von hinten dröhnte der Transporter. Steele rannte weiter. Da, an dem Haus da vorne stand ein Gerüst.

Steele stoppte, indem er sich mit dem Arm an den Holzpfiler

des Baugerüstes einhakete. Sein Schwung riss ihn weiter, er hing für einen Moment waagrecht in der Luft, mit den Beinen strampelnd, keuchend, nach Atem ringend. Das Gerüst begann zu schwanken und zu knarren. Ein Staubregen kam von den hoch gelegenen Brettern.

Steele nahm Anlauf. Ein wütender Tritt, nichts, ein zweiter Tritt, nichts, ein dritter, in den er alle Konzentration legte. Der Pfeiler knickte ein. Steele sprang zur Seite. Konzentration, der Wille in die Ausführung einer Bewegung gelegt ... die zweite Stütze splitterte und knickte. Ein Laufbrett begann zu rutschen. Das Knarren und Rieseln wurde zu einem Rappeln und Schütteln, einzelne Gerüstdielen knallten auf die darunterliegenden, Maueranker rissen kreischend aus dem Putz und schrammten über die Fassade.

Die dritte Stütze. Konzentration. Steeles wuchtiger Tritt schmetterte ein Stück des Rundholzes gegen die Hauswand. Bretter polterten in die Tiefe. Steele ging in Deckung, schob sich dann zwischen einen der hinteren Pfeiler, drängte sich wie ein Keil zwischen Holz und Hauswand, presste gurgelnd seine Arme gegen die Ziegel.

Das Gerüst wankte, schwankte, kam ins Kippen, krachte auf die Straße. Einige Zementsäcke fielen wie Bomben von einem Staubschweif begleitet und platzen auf dem Straßenasphalt in weißen Wolken. Speiseimer und Geräte zischten wie Geschosse zu Boden.

Der Staub nahm Steele die Sicht. Aber er hörte das Quietschen abgenutzter Bremsen. Als sich der Staub verzog, starrte der entsetzte Fahrer des Fiat-Transporters auf ein Brett, das ihm wie eine Lanze entgegen gewandt war und ihn bei einem Durchbruchversuch durchbohrt hätte.

Der Fahrer stellte den Motor ab und ließ die Arme sinken. Leise wimmernd schaute er auf den Mann, der hinter dem Chaos aus Brettern, Stützen, Eimern und geplatzten Mörtelsäcken hervorsprang und auf ihn zukam - entschieden und unvermeidlich

wie das Schicksal selbst.

»Nicht schlagen, bitte, bitte nicht schlagen, ich vertrage es nicht, wenn man mich schlägt, nicht schlagen, das tut mir immer so weh!«, winselte der Mann, als die harte Faust Steeles den Wagenschlag aufriss und den Fahrer am Nacken von seinem Sitz zog.

»Ich werde dich nicht schlagen, du Stinker, ich werde dir die Haut millimeterweise runterschneiden«, zischte ihm Steele ins Ohr. Der andere spürte die Fieberhitze, die von Steele ausging wie von einem Hochofen. Seine Muskeln versagten, er brach in Tränen aus und ließ alle Hoffnung fahren und alle Glieder hängen. Er hing an Steeles Faust wie ein geschlachtetes Karnickel am Fleischerhaken. Selbst als Steele sein Opfer schüttelte, gab es nur ein verstärktes Heulen, Weinen, Winseln, Klagen, Wimmern und Schniefen.

Seine Frau Helena hatte Steele einst, in fernen glücklichen Zeiten, eine Höllenszene aus Dantes *Divina Comedia* vorgelesen. Die Geräuschkulisse im Reich des schwarzen Engels konnte nicht mitleiderregender sein.

Jetzt brachte Steele eigentlich einen Tony Tanner und seine diplomatischen Fähigkeiten, um diesen Schlaffsack aus seiner Schreckstarre zu bringen. Aber Tony Tanner war natürlich nicht da.

Um die Wartezeit zu überbrücken, schaute sich Steele im Schein einer Straßenlampe den Fiat-Transporter an. Es war ein schlecht gewartetes, halb verrostetes Stück Automobilgeschichte. Die Seitenflächen waren mit der Sprühdose verunziert worden. *Keine Welt den Konzernen, Globalisierung verpiss dich, Tod dem Raubtierkapitalismus, Globo no, Wir sind die Menschheit* konnte Steele entziffern. Lesen konnte er es, verstehen nicht.

Die Szene wurde in das bläuliche Licht von Argonscheinwerfern getaucht. Tony stellte die Warnblinkanlage an, würgte den Motor ab und stieg aus. Etwas verwundert starrte er auf den Mann, der wie eine Marionette in der Luft von Steeles Faust he-

rabbaumelte.

»Guten Abend, mein Name ist Tony Tanner«, sagte Tony und kam sich unendlich blöde vor.

»Erfreut, Mario mein Name«, antwortete die Marionette und streckte Tony die rechte Hand hin. Die beiden schüttelten sich die Hand, was Mario in schwingende Bewegung versetzte. Trotzdem war Tony erfreut, denn er erkannte, dass er instinktiv das Richtige getan hatte. *Komisch*, dachte Tony, *man kann das Richtige tun und sich dabei bescheuert vorkommen, wahrscheinlich ein Naturgesetz, das ich eben neu entdeckt habe.*

»Darf ich vorstellen«, fuhr Tony fort, »Fräulein Lucille Chadieu ...«

Fräulein Lucille Chadieu und Herr Mario schüttelten sich höflich die Hände.

»Herrn Steele haben Sie ja schon kennengelernt.«

»Nicht wirklich - der will mich - hauen?«, ächzte Mario und sah aus, als wollte er wieder in Tränen ausbrechen. Steele erfasste die Situation insoweit, als er Mario jetzt absetzte. Die Knie des mickrigen jungen Mannes mit der Apfel-auf-dem-Pfeil-Figur, der Pudelmütze und den Wuschellocken gaben nach, sodass Steele ihn mit einem schnellen Griff am Kragen aufrichtete, dann zu sich umdrehte und ihm die Hand schüttelte, als handelte es sich um einen Pumpenschwengel.

»Hei, ich bin Steele«, sagte Steele. »Ich glaube, wir sollten uns mal in Ruhe unterhalten.«

»Hei, ich bin Mario«, lautete die Antwort, »das von eben tut mir leid.«

»Kein Problem«, sagte Steele und überließ das Feld Tony Tanner, um sich intensiv dem Wegräumen der Straßenblockade zu widmen. Dabei wurde er von einigen Neugierigen beobachtet, die er mit einer unvergleichlich strengen Geste einlud, sich an den Aufräumarbeiten zu beteiligen. Da niemand gern Steeles nächstes Karnickel sein wollte, gab man sich halbwegs motiviert ans Werk.

Tony hatte sich inzwischen ehrfurchtsvoll der Lektüre der Slogans auf dem Wagen gewidmet. Als er sich Mario zuwendete, wusste er, in welche Richtung er steuern musste.

»Demonti ist der dümmste Arsch zwischen Meran und Cefalu, dem kannst du mit so was nicht kommen«, sagte Tony. Mario schaute unter seiner Pudelmütze wie ein Begossener solcher hervor.

»Was soll ich denn machen? Er hat einen Ruf. Er war gegen das Kraftwerk.«

»Demonti hätte das Kraftwerk selbst gebaut, wenn es ihn dorthin gebracht hätte, wo er hinwollte. Demonti ist nicht mal ein Chamäleon, er ist nicht einmal eine Scheißpolitikermaske, er ist ein verwichster kleiner Idiot aus einer Metzgerfamilie und er hat nur eins, Machtinstinkt und Kaltschnäuzigkeit, wenn du Glück hast, treibt er's mit deiner Schwester, aber zu mehr kannst du ihn nicht bewegen, und dann will er noch deine Mutter ...« Tony verliebte sich in die Klaviatur seiner Tiraden und ließ sich nur durch einen protestierenden Kiekser des dünnen Mario bremsen.

»Ich habe keine Schwester«, gestand Mario und stand kurz davor, wieder in Tränen auszubrechen, vielleicht weil er sich so schämte, keine Schwester zu haben, mit der es Demonti treiben könnte.

Tony erkannte mit dem wachen Instinkt des in der Wolle gefärbten Weltmannes, dass er das Thema wechseln musste.

»Was wolltest du Demonti zeigen? Vergiss den Stinker, du hättest gleich zu uns kommen sollen!«

»Aber ich kannte euch doch gar nicht! Was war mit meiner Mutter ...?«

Als Gesprächspartner war Mario nicht gänzlich unkompliziert. Trotzdem blieb Tony auf der Höhe der Ereignisse.

»Jetzt kennst du uns. Also - schieß los.«

Mario griff unter den Fahrersitz und holte eine Papierrolle hervor. Tony hätte schwören können, dass es sich um die Rolle handelte, die er gestern schon als Beobachter gesehen hatte.

Im nächsten Moment bestätigte Mario seinen Verdacht. »Das hier habe ich Demonti schon ein paar Mal gezeigt. Aber er wollte nichts davon wissen. Hier ...« Mario rammte einen Zeigefinger, unter dessen Nagel sich ein schwarzer Schmutzrand befand, auf das Papier. » ... zwei Grad, hier, drei Grad und hier und hier und hier. Und hier die Algenverteilung, von da nach Süden und hierher kommt die Strömung.«

»Das ist alles sehr interessant«, murmelte Tony, der gar nichts verstanden hatte, und rieb sich mit der Hand das Kinn. Kein Parlamentsabgeordneter hatte je verständnisvoller ausgesehen. »Allerdings hätten wir noch ein paar Fragen.«

»Kein Problem«, antwortete Mario. »Ich beantworte alle Fragen, wir haben alles durchschaut, die internationalen Konzerne vergiften das Mittelmeer, um die Fischerei zu vernichten, damit norwegische Lachsfarmen, die mit US-Kapital in naturgeschützten Fjorden hingeklotzt werden, wo unterbezahlte illegale Einwanderer und Einwanderinnen unter jämmerlichen Bedingungen schufteln müssen, damit die Kapitalisten und Kapitalistinnen ihren Aktienwert steigern und das volatile Kapital und Kapitalin, äh, weitere Nationen und Nationinnen, äh, in die Zwickmühle, die Zwangsjacke der Globalisierung - und daher müssen wir zusammen und überhaupt diese Erwärmung, zu behaupten, es hänge mit unterirdischen Quellen zusammen, so ein Quatsch, die Forschung ist nichts als eine Unterabteilung der Politik, die Forscher und Forscherinnen spielen ihr Spiel in der Komödie der globalisierten Verdummung, die Wissenschaft ist Politik, die Wissenschaft ist korrupt, wir müssen und wir werden, selbst wenn und auch dann und nicht mit uns, aber nicht in diesem Ton ...«

Die mickrige Stimme Marios hatte sich im Verlauf dieser Rede zu einem lautstarken Krähen gesteigert. Mit gespreizten Beinen, den einen Arm in die Seite gestemmt, den anderen erhoben, gab er ein schönes Vorbild für ein sowjetisches Arbeiterdenkmal ab. Außer Atem brach Mario seine Rede ab. Er stieg sozusagen von

der Barrikade herunter und fiel auch prompt wieder in sich zusammen. Dann spreizte ein strahlendes Lächeln sein Gesicht, als Tony Tanner seine Rede mit frenetischem Beifall quittierte, in das Lucille und mit einer kleinen Verzögerung auch Steele einfielen. Auch die unfreiwilligen Helfer am zusammengestürzten Gerüst hatten die Arbeit eingestellt und zugehört, aber ein kräftiger Blick von Steele setzte sie wieder in Gang, und Steele zog Tony, Lucille und Mario etwas zur Seite.

»Bravo, bravissimo«, jubelte Tony, »endlich einer, der den Zuhörern und Zuhörerinnen die blanken Fakten und Faktinnen sagt.«

»Klasse«, fügte Steele zu. »Aber wir müssen über die Sache reden. Und schrei nicht so, du musst deine Kräfte schonen!« Mario nickte und blickte sich verstohlen um. »Die Globalisierung hat ihre Agenten überall. Man muss vorsichtig sein. Gestern hat mich so ein Drecksack verfolgt, aber ich habe den Trottel gelinkt.«

»Die Agenten und Agentinnen der Globalisierung sind so beschissen wie die Globalisierung selbst«, verkündete Tony Tanner im Brustton der Überzeugung. Lucille strahlte ihn an und spendete seinen Worten warmen Beifall. »Trottel, Idioten, Deppen«, bestätigte sie Tonys improvisierte Brandreden gegen die Agenten und Agentinnen der Globalisierung.

»Gibt es hier irgendwo einen Ort, wo wir in Ruhe miteinander reden können?«, fragte Tony.

»Die Kampagnenzentrale von *Globo No*«, schlug Mario vor. »Abhörsicher - und meine Kumpels passen auf.«

»La Lutta continua«, deklamierte Steele und legte den Arm um Marios schwächliche Schultern. »Ich fahre mit unserem Genossen, und ihr fahrt hinter uns her. Und noch eins ...« Steeles Zeigefinger stoppte eine Handbreit vor Lucilles rechter Brustwarze. »... ich weiß, was du mit deinem linken Bein gemacht hast.« »Ich verstehe nicht, um was es geht. Im Übrigen war ich angeschallt.«

»Klappe, du schnallst dich und behältst Finger, Arme und Beine rechts vom Getriebetunnel, ist das klar.«

»Alles klar. Tony, ich fahre«, sagte Lucille patzig, trottete aber dann doch auf die Beifahrerseite, während ein Tony Tanner, dessen Kopf zumindest eine Eigenschaft mit der Nase von Rudolf Rednose teilte, sich flugs hinter das Lenkrad verkrümelte. Steele schaute Lucille finster hinterher, bis sie sich angeschnallt hatte und dann mit einem schnippischen *Pah* die Armen verschränkte und aus ihrem Seitenfenster schaute. Erst dann gab er Mario einen Klaps auf die Schulter.

»Mario, Kumpel, du lässt mich doch bestimmt deinen geilen Schlitten für eine flotte Runde fahren?«

Das Kampagnezentrum von *Globo No* war in der Tat abhörsicher. Weder CIA noch Mossad noch irgendein anderer Geheimdienst wären in der Lage gewesen, in derart morsche Wände ein elektronisches Abhörsystem zu popeln - es wäre sofort wieder herausgebröselst.

Das Erscheinen des Fiat-Transporters versetzte einige junge Männer und Frauen in Panik, weil Steele den Wagen in einer Art vor das Gebäude fuhr, die ansonsten nur von Leuten namens Montoya, Raikkönen oder Schumacher bekannt ist und auch dann nur, wenn die es wirklich eilig haben, neue Reifen zu bekommen.

Das Haus lag unterhalb der Küstenstraße direkt am Strand. Es gehörte einmal der Fischereigenossenschaft von Loreta, wie Mario erzählte, aber die hatte sich schon vor Jahren aufgelöst. Steele wurde vorgestellt und dann um das Haus geführt. Mario deutete auf eine Wellblechbaracke, deren Wasserseite fast von den Wellen bespült wurde.

»Dort sind unsere Einsatzboote«, erklärte er stolz. Als Nächstes brach eine zweite Panik aus, weil Tony Tanner den

Wagen mit aufheulendem Motor, der dann dumpf abgewürgt wurde, knapp hinter dem Transporter zum Stehen brachte. Nach einer Weile standen sie im Kampagnenraum von *Globo No*, unter einer nackten Glühbirne und schauten auf eine Karte. Mario erklärte die einzelnen Farben und Eintragungen, manchmal fügte ein anderer eine Erklärung dazu. Tony drehte einen abgestoßenen Emaillebecher in der Hand und schlürfte an dem heißen Kaffee. Ein pickliges, verhuschtes Mädchen mit langem strähnigem Haar hatte ihm den Becher angeboten. Tony hatte gezögert. »Ich kann ihn nur annehmen, wenn es fair gehandelter Kaffee ist«, hatte er apodiktisch verkündet. Die *Globo No*-Leute hatten sich angeschaut. »Absolut fair gehandelt, Wasser aus dem eigenen Brunnen und Strom aus Windkraft«, hatte Mario verkündet.

»Dann gern.« Tony nahm den Becher und erntete ein mattschwarzes Zahnspangenglächeln.

Der Kaffee war gut und munterte ihn auf. Langsam verstand er sogar, was Mario dem Ex-Bürgermeister hatte verklickern wollen.

»Diese Algenart, den lateinischen Namen spare ich mir jetzt, ist nur in tropischen Gebieten beheimatet. Sie ist hochtoxisch und hat die Tendenz, alles weitere Leben um sich herum auszulöschen«, erklärte Mario. Sein Finger deutete auf eine gestrichelte Linie. »Hier haben wir deutliche Spuren dieser Algen gefunden.« Steele beugte sich über die Karte. »Die einzelnen Untersuchungen liegen zeitlich ziemlich weit auseinander.«

»Mehr können wir uns eben nicht leisten. Diesel ist teuer und wir haben alle unsere Jobs oder studieren«, antwortete Mario etwas pikiert.

»Wie kommen die Algen hierhin?«, wollte Tony wissen.

»Am wahrscheinlichsten aus Ballasttanks von Frachtern. Weniger wahrscheinlich aber nicht völlig unmöglich ist, dass sie sich außen an den Rümpfen festgesetzt haben. Die sind zwar selbst mit einem giftigen Anstrich versehen, der die Weltmeere vergif-

tet, aber es gibt holländische Untersuchungen, dass manche Algen gegen diese Abwehr immun sind. Eigentlich sollte das kein Problem sein. Die Wassertemperaturen im Mittelmeer sind zu niedrig, um diesen Algen eine Lebensgrundlage zu bieten.«

»So weit die Theorie«, sagte Steele.

»Ja, so weit die Theorie. Die Praxis sieht so aus, dass sich diese Algen auf einer breiten Front halten.«

»Halten, aber nicht ausbreiten«, kommentierte Tony, nachdem er sich mit den verschiedenen Linien vertraut gemacht hatte. Nun wollte Steele alles über Strömungs- und Windrichtungen und deren Stärke wissen. Beide zeigten über das Jahr eine große Konstanz. Wenn der Wind einmal wechselte, war eine leichte Änderung der Algenverteilung festzustellen, die aber nicht wesentlich ins Gewicht fiel.

»Klar ist ja wohl eines«, mischte sich Lucille plötzlich ein, die bisher geschwiegen hatte. »Die Algen interessieren uns nicht, sondern die Frage, warum sie sich in diesem Gebiet halten können.«

»Eben, so ist es!« Lucille bekam einen anerkennenden Blick, und Marios Zeigefinger tippte auf einen Punkt auf der Karte, der mit einem gelb-schwarzen Strahlensymbol bezeichnet war. »Die Strömung geht hier in südliche Richtung. Bis auf wenige Ausnahmen, wenn ein Sturm die Algen verweht hat, sind die ersten Spuren genau am Kraftwerk zu finden und ziehen sich nach Süden weiter.«

»Und welche Folgerungen ziehen wir daraus?«, wollte Tony wissen.

»Dass vom Kraftwerk mehr Wärme abgeleitet wird als offiziell behauptet und gesetzlich erlaubt. Und wenn wir das beweisen können, dann ist das Kraftwerk illegal und muss sofort abgeschaltet werden.«

»Oder das Werk läuft kühlungsmäßig permanent auf der Kante«, überlegte Steele. »Was wiederum bedeuten würde, dass das gesamte Konzept nicht funktioniert oder der Reaktor mit einer

wesentlich höheren Leistung gefahren wird, als in der Betriebs-
erlaubnis vorgesehen.«

»Offiziell dürfen nur 30 Prozent der Maximalleistung genutzt werden«, mischte sich einer von Marios Anti-Globalisierungsge-
nossen ein. »Und an einer bestimmten Anzahl von Tagen, ich
glaube es handelte sich um 20 Prozent der Laufzeit zwischen
zwei Stufe-Eins-Revisionen, dürfen 40 Prozent der Reaktorlei-
stung genutzt werden, wobei diese 40 Prozent sich auf die theoretische
Volllast von 120 Prozent minus 20 Prozent der laut
IAEKL-Bestimmungen im Volllastbetrieb notwendigen Über-
lastreserven beziehen, was aber nur theoretisch ist, weil der Re-
aktor dafür nicht mal ausreichend mit Brennstäben bestückt ist,
sonst würde er aus der Kategorie Forschungsreaktor herausfallen
und anderen EU-Bestimmungen unterworfen sein.«

Ehrfurchtsvolles Schweigen kommentierte diese Ausführungen.
Steele betrachtete die Karte und richtete sich dann auf.

»Wie sieht der eigentliche Zulauf des Kühlsystems aus?«

»Ein abgegrenztes Betonbecken unterhalb des Kraftwerks. Von
dort läuft das Seewasser in eine Filteranlage und dann in den Sek-
undärkühlkreislauf. Von dort kommt es in eine Kühlanlage und
wird etwas unterhalb des Einlaufs wieder abgelassen. Fünf
Grad wärmer, als es beim Eintritt war, das ist der offizielle Wert
und das haben wir oft genug kontrolliert.«

»Also wenn mich einer fragt, dann haben diese Typen alle ei-
nen Schuss«, erklärte Lucille. Sie räkelte sich auf der Rückbank
des Wagens, mit dem sie, Steele und Tony zum Hotel zurückfuh-
ren. »*Globo No*, das globale Antiglobalisierungsnetzwerk, ge-
gründet in Loreta, mit Zellen in Clacton-on-Sea, Timbuktu und
Madeira in Arizona. Die haben doch eine Vollmeise.«

»Du sollst bei denen ja auch nicht mitmachen«, antwortete
Tony. »Aber eines steht doch fest - dieser Forschungsreaktor

wurde gebaut, um das Prinzip der Kühlung durch Meerwasser zu testen und seine Praktikabilität zu beweisen. So - als sogenannte Sicherheit hat man einen Fluss umgeleitet und einen riesigen See künstlich aufgestaut. Und trotz aller dieser Maßnahmen ist das Meerwasser in der Umgegend offensichtlich wesentlich wärmer als die Umgebung. Da kann doch was nicht stimmen.«

»Alles klar, nachdem wir das also zweifelsfrei festgestellt haben, können wir den Auftrag, den uns Dorkas so großmütig zur Rettung der Welt zugeschustert hat als erledigt ansehen. Morgen packen wir die Koffer und zischen ab. Dieses Kaff geht mir auf den Geist, seit ich den Fuß über die Ortsgrenze gesetzt habe«, drängte Lucille.

Steele parkte den Wagen vor dem *Savoia*.

»Nein«, sagte er entschieden, »das wäre allzu billig. Mit dem Kraftwerk stimmt was nicht und ich will wissen was. Und darum werde ich morgen tauchen und mir die ganze Geschichte mal aus der Fischperspektive ansehen.«

Tony nickte. Wieder einmal fühlte er sich am Anfang der Geschichte, aber seit der Zeit in Collesalvetti freute er sich auf das Kommende. Er nahm sich die Zeit, seinen Vater in London anzurufen. John Tanner bestärkte ihn, seinen Weg zu gehen, nur Mutter Berthe, die den Telefonhörer eroberte, flehte ihn an auf sich aufzupassen und erinnerte ihn daran, dass sie ihn liebte.

Der nächste Morgen kleidete sich in das niederdrückende Grau eines schlechten Gewissens. Tony Tanner brauchte nur aus dem Fenster zu schauen, auf einen grauen Himmel, der sich, am Horizont verklebt von einem zähen Dunst, auf eine graue See stützte, um eine Bedrückung zu verspüren, die sich wie Schlamm auf sein Gemüt legen wollte - aber diesem Gefühl konnte er widerstehen. Ein lauer Wind kam von der See und schob Wellen in die Bucht. Manchmal fuhr eine heftige Böe über das Wasser, schob Felder von geriffelten Wellen vor sich her und trieb die Brandung gischtend gegen das Ufer. Der Blick auf die Bucht war

die zu einem Bild gewordene quälende Vorahnung. Auf dem Balkon konnte Tony den feinen Nieselregen auf der Haut spüren, dessen hauchzarte Berührung sofort die lästige Empfindung des Beschmutzwerdens in ihm wachrief. Die Windstöße waren so stark, dass sie das ganze Gebäude in Schwankung zu versetzen schienen.

Mit Mühe konnte Tony gegen den Druck einer Böe die Balkontür schließen. Der Wind verfieng sich heulend in der schmiedeeisernen Brüstung. Die Hände auf die Türklinke gelegt, blieb Tony eine Weile stehen. Es pochte in ihm, als müsste er sich an eine schlechte Nachricht erinnern, die er für eine Weile verdrängt hatte. Zwei Hotelgäste traten auf die Straße, schwankten unter dem Ansturm des Windes und gingen dann, die Arme untergehakt, am Ufer entlang. Es waren zwei ältere Frauen, die ihre Frisuren mit Kopftüchern aus durchsichtigem Plastik schützten.

Tony konnte hören, wie Lucille nebenan einen Schlagler aus dem Radio miträllerte. Rhythmisches Tappen verriet, dass sie tanzte oder Gymnastik machte. Für einen Moment war Tony verärgert, weil dieses leichtsinnige Weib nichts von der Spannung spürte, die hinter der sichtbaren Hülle dieses Tages schlummerte. Dann schlug sein Ärger in Erleichterung um. Lucille hatte diesen Morgen im Griff, er selbst war es, der Gespenster sah, das war alles!

Im Speisesaal saß Tony eine Weile allein, bis Steele auftauchte und sich mit einem knappen Gruß zu ihm setzte. Er erweckte nicht den Eindruck, als wäre er auf ein Gespräch aus. In seiner düsteren Schweigsamkeit wirkte er auf Tony wie ein Gebäude mit vernagelten Fenstern. Nur manchmal war zu erkennen, was hinter der Fassade vorging. Wenn Steele eine Tasse zu schwungvoll absetzte, dass sie laut klirrte, wenn er mit zu viel Schwung einen Teller zur Seite schob, wenn sich aus dem Griff nach einem Löffel für Sekunden ein heftiges Trommeln auf der Tischplatte ergab, dann konnte das nur eine Ursache haben. Steele wirkte nervös.

Schließlich erschien auch Lucille. Sie war frisch geduscht, frisch geschminkt, frisch parfümiert, frisch gefönt, ihr Haar umschmeichelte ihr Gesicht. Sie sprühte vor Energie, Plauderlaune und Lebensfreude und wirkte wie eine Mischung aus Fanfarenstoß und Deo-Reklame. Tony blieb nur die Chance, sich einzubetonieren oder auf Lucille einzugehen. Er entschied sich für Letzteres und stellte schließlich fest, dass ein ausreichendes Frühstück mit ausreichenden Mengen an Koffein ein gutes Mittel gegen gedrückte Stimmung ist.

Außer ihnen belebten nur noch wenige Gäste den weitläufigen Saal. Die meisten hatten ihr Frühstück schon vor einer oder zwei Stunden zu sich genommen, saßen jetzt rauchend im Wintergarten, im Foyer oder sie waren ausgegangen.

Elisetta erschien und nahm in der Nähe Platz. Etwas später kam ihre Schwester. Nicoletta trug schwarz und hatte ihre Augen hinter einer Sonnenbrille verborgen. Sie wirkte, soweit Tony das feststellen konnte, einsilbig. Elisetta bemerkte es nicht, weil sie alle Mühen der Unterhaltung auf sich nahm. Manchmal wurden Satzketten verständlich, es waren Namen, wahrscheinlich die von wirklich guten Bekannten. Nicoletta nickte nur manchmal oder gab eine kurze Bestätigung. Das alles so knapp und kurz, dass jeder, der nicht von dem Mitteilungsbedürfnis Elisettas befallen war, gemerkt hätte, dass auf der Gegenseite keinerlei Interesse vorhanden war. Wahrscheinlich wusste Elisetta das ebenso sicher wie sie es selbstbewusst ignorierte. Die Ellbogen auf die Tischplatte gestemmt, das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, hatte Nicolettas Haltung etwas von der Nonchalance einer Katze, die in der Sonne liegt. Tony konnte das Gefühl nicht loswerden, dass ihre Blicke ihn aus der Deckung der dunklen Gläser heraus taxierten. Er glaubte fast, diese Blicke wie Nadelstiche auf der Haut zu spüren.

»Ich habe vom professionellen Tauchen nicht sehr viel Ahnung«, sagte Tony eine Weile später zu Steele. »Ich habe mal einige Kurse in der Karibik mitgemacht, das war's dann auch.

Aber es reicht, um zu wissen, dass bei diesen Wetterverhältnissen in zehn Meter Wassertiefe nichts mehr zu sehen sein wird. Und wir reden ja nicht von zehn Metern Tauchtiefe, sondern von fünfzig.«

»Von knapp neunzig, um genau zu sein«, antwortete Steele. »Ich habe mir alle diese Argumente schon durch den Kopf gehen lassen. Fest steht, dass sich das Wetter in den nächsten Tagen nicht bessern wird. Also müssten wir längere Zeit hier bleiben, was ich für ein Risiko halte. Anscheinend ist die hiesige Polizei schon nervös geworden. Es gab gestern einen gewissen Flurschaden, so was erregt Aufmerksamkeit in einem Kaff wie Loreta. Demonti ist auch nicht zu trauen. Was hat er wegen dieses Mario unternommen? Wir könnten auch abziehen und die Sache sein lassen, aber das ist nur eine theoretische Möglichkeit. Also tauche ich heute, basta. Mario hat mir versichert, dass es eine gute Tauchausrüstung gibt, einschließlich einer starken Lampe. Das ist doch schon was.«

»Trotzdem - mit so einer Lampe nach etwas suchen, von dem man nicht mal weiß, was es ist ...«

»Das machen wir doch seit Längerem oder?«

»Dann würde ich sagen, wir machen uns fertig, damit wir die Sache hinter uns bringen«, beendete Lucille schließlich das Gespräch.

In der Kampagnenzentrale von *Globo No* erwartete sie ein nervöser Mario, der in jeder Sekunde kurz vor dem Ausbruch einer Panik zu stehen schien. Steele lenkte den Wagen hinter das Gebäude, sodass er von der Straße aus nicht mehr zu sehen war.

Dann wurden die Reifenspuren verwischt.

Die Aktionsflotte des Netzwerks der Antiglobalisierung verbarg sich in einem zum Wasser hin offenen Wellblechschuppen. Es handelte sich um graues Zodiak-Schlauchboot, offensichtlich

aus Militärbeständen, und um ein Sturmboot der italienischen Armee. Mit skeptischem Blick knibbelte Steele an einem schwarzen Gummiflicken auf dem Seitenwulst des Zodiak.

»Der hält schon seit Jahren«, versicherte Mario.

»So sieht er auch aus.«

Das Schlauchboot bot zu wenig Platz, das Sturmboot war nicht wesentlich größer und nutzte bei dem herrschenden Wellengang nichts. Also blieb nur das dritte Boot, das aufgebockt im Hintergrund des Schuppens lag.

»Himmel, was für eine Schüssel«, lautete der Kommentar Lucilles. Sie trug weiße Hosen und eine blau-weiß gestreifte Matrosenbluse. Damit sah sie einerseits hinreißend aus, wirkte aber auch wesentlich seetüchtiger als der Fischerkahn, der wie ein KO-gegangener Boxer in den Armen seiner Betreuer in einem Rohrgerüst lag und nicht den Eindruck vermittelte, als würde er Sehnsucht nach dem Wasser verspüren.

»Vor fünfzig Jahren war das sicherlich mal ein flotter Kahn«, schloss sich Tony Tanner der Beurteilung Lucilles an.

Die *Mare nostrum* war vielleicht zwölf Meter lang, aus Holz gebaut, hatte einen Motor, der seine Kraft auf eine Heckschraube stemmte, ein mit roter Mennige bepinseltes Heckruder, ein kleines Deckshaus, aus dessen Dach der Auspuff des Motors ragte und einen Flaggenstock am Heck, von dem die Fahne von *Globo No* schlaff und feucht herabhing. Das Boot war aus Holz gebaut, ein Material, das man allerdings unter den vielen Schichten dick aufgetragener Farbe nur noch ahnen konnte. Steele trat an das Boot, klopfte an den Rumpf, prüfte die Nähte zwischen den Planken, kratzte ein wenig Farbe ab, um sich von dem Zustand des Holzes zu überzeugen.

Dann trat er zurück und betrachtete aufmerksam das Boot. Für einen Kenner wie ihn enthüllte sich sofort die Schönheit der Linien. Vom Heck zum Bug stieg die Deckslinie in elegantem Schwung an, um in einem kurzen Schnabel auszulaufen, der fast wie die kokette Andeutung eines Rammsporns wirkte. Der Bug

schwung von diesem Balken zurück, um dann fast gerade zum Kiel herabzufallen. Es war ein ganz normales Fischerboot, ein halbes Jahrhundert alt und doch inzwischen fast so etwas wie ein Zeugnis einer vergangenen Zeit. In jedem Zollbreit steckte eine Erfahrung, die in die Jahrtausende hinabreichte und dieses Schiff mit den Schiffen der Phönizier oder der Griechenflotte vor Troja verwandt machte. Steele nickte zufrieden. Mit einer gewissen Verbitterung dachte er dann beim Anblick des schön geschwungenen Bugs an die Stahlmonster, die jetzt durch die Weltmeere pflügte, hinter einem hässlichen Wulstbug her wie feiste Kapitalisten hinter ihrer Zigarre.

»Sie ist perfekt«, sagte Steele.

Mario war auch in diesem Fall von der Einsatzfähigkeit des Flaggschiffes sowieso zutiefst überzeugt, musste allerdings auch zugeben, dass es seit zwei Jahren nicht mehr im Wasser gewesen war. Das lag allerdings auch an der etwas komplizierten Art und Weise, mit der die *Mare nostrum* ihrem eigentlichen Element näher gebracht werden musste. Das Gestell, in dem ihr Rumpf ruhte, saß auf Vollgussrädern, die wiederum auf zwei Schienen liefen, die im Wasser verschwanden. Um das Gestell in Bewegung zu setzen, musste man mittels einer Winde ein Drahtseil aufrollen, das am wasserseitigen Ende der Schienen über eine Rolle lief und das Gestell in diese Richtung zerrte. Irgendwann, so berichtete Mario, schwamm der Rumpf dann von allein auf. Das System sei seit Zeiten der Fischereigenossenschaften bewährt.

»Tja«, sagte Steele mit einem Blick auf Tony. »Dann fangt schon mal an zu kurbeln.« Er warf den Kompressor an, der tapfer lushustete.

Es dauerte noch lange, bis Steele alle Flaschen mit Pressluft gefüllt hatte, sich von dem Zustand des Tauchcomputers überzeugt und sich in einen zu engen Neoprenanzug gezwängt hatte.

In der Zwischenzeit setzte Tony die quietschende Winde in Bewegung. Das Drahtseil spannte sich und zog endlich zentimeterweise das Boot zum Wasser. Wegen der Untersetzung musste

Tony den Hebel viele Male herumwirbeln, bevor die Windentrommel sich nur ein einziges Mal gedreht hatte. Er spürte, wie die Haut an seinen Fingern Blasen bildeten. Das würde ihn abhärten - wie lange lagen seine Bürokeks-Zeiten eigentlich zurück? Tony packte seine Hände in ein paar alte Lappen und schwengelte fröhlich weiter.

Es war ihm dennoch eine Freude, als einige von Marios Genossen auftauchten und ihn ablösten. So konnten Tony, Lucille und Steele mit einer kleinen Leiter an Bord klettern, die Ausrüstung einladen und abwarten, bis das Gestell ihr Boot endlich freigab.

Lucille stieß ein fröhliches Kichern aus, als der Rumpf freikam und die *Mare nostrum* zum ersten Mal Antwort auf die anrauschenden Wellen gab. Tony verlor fast das Gleichgewicht und erwischte gerade noch die Reling, die auf dem Deckshaus langlief. Bevor er sich an die Bewegungen des Bootes gewöhnen konnte, gab es einige fürchterliche Explosionen, und eine Menge von tiefschwarzem Rauch quoll aus dem Auspuff. Steele hatte den Motor vorgeglüht und angelassen. Nach einigen Erschütterungen, die das Boot zum Beben brachten, begann der Zweitakt-diesel zu arbeiten. Lucille hatte schon Position hinter dem Lenkrad bezogen, das links der Türe zum Deckshaus an der Wand befestigt war und damit ihren Anspruch dokumentiert, das Kommando zu übernehmen. Von Steele hatte sie keine Konkurrenz zu befürchten, der war damit beschäftigt, seine Ausrüstung endgültig zu präparieren. Und Tony war froh, dass er sich erst einmal um sein eigenes Wohlergehen kümmern konnte.

»Ich wusste gar nicht, dass du mit Motorbooten umgehen kannst«, sagte er zu Lucille.

»Wie schön, dass ich wenigstens noch ein Geheimnis hatte.«

Damit zog Lucille den Gashebel in die Maximalposition. Der Motor schluckte auf und verfiel dann in ein hastiges Knattern.

Am Heck sprudelte das Wasser, als Lucille den Kupplungshebel auf Vorwärtsfahrt stellte. Am Ufer, vor dem Wellblechschuppen, standen die Mitglieder von *Globo No* und schauten zu, wie

ihr Boot Fahrt aufnahm, den Bug in aufspritzende Wellen stieß und dann, mit dem Milchbart einer kleinen Bugwelle unter der Spitznase, hinter einem Waldstück außer Sicht geriet.

Außer einem Kompass und drei Motoranzeigen gab es keine Instrumente. Sie waren auch nicht nötig, denn die Strecke, die sie zurücklegen mussten, war kurz, und trotz des Dunstes war die Küste immer deutlich in allen Einzelheiten zu erkennen. Lucille hielt das Steuerrad und konnte spüren, wie sich der Druck der Wellen auf das Ruder bis in die Holzgriffe unter ihren Händen fortsetzte. Das Steuerrad war ein neckisches Ding, eine ziemlich pompöse Edelholz-Miniaturausgabe der großen Räder, mit denen Segelschiffe gesteuert wurden. Irgendwo hatte Lucille mal ein ähnliches Ding an einer Wohnzimmerwand gesehen, mit einem Barometer in der Nabe. Es war ihr fürchterlich kitschig vorgekommen.

Sie lehnte die Hüfte gegen die Reling und drehte das Boot ein wenig, damit der Wind ihr nicht mehr den hellblauen Auspuffqualm entgegenblies.

Es machte ihr Freude, wieder so ein kleines Boot unter den Sohlen zu spüren. Zugleich spürte Lucille einen Stachel im Herzen. Erinnerungen drängten sich heran - schöne Erinnerungen an heiße Sommer unter blauem Himmel, an weiße Boote, die ihre gischtigen Kiellinien in das tiefe Blau des Meeres ritzen. Eine senkrechte Falte kerbte sich in die Mundwinkel Lucilles. Es war nicht schlimm, dass sich die Dinge ändern. Aber sie sollten es auf eine andere Art tun und sie sollten nicht diesen bitteren Geschmack hinterlassen ...

Eine Welle erwischte die *Mare nostrum* von der Seite. Das Boot rollte, Wasser strömte über die Reling, Steeles Taucherflaschen kamen ins Rutschen und krachten gegen das Holz. Für einen Augenblick war Steele zu einem skurrilen Seemannstanz gezwungen, um seine Knöchel vor der rutschenden Ausrüstung in Sicherheit zu bringen.

Tony schaute an seiner triefnassen Hose hinunter. »Gibt See-

wasser Flecken?«

»Du kannst ja gleich ganz ins Wasser springen, dann hast du wenigstens eine einheitliche Färbung«, schlug Lucille vor. Der Bug rammte sich durch eine Folge von steilen Wellen, eine Schale von grauem Wasser hob sich auf beiden Seiten, Gischt explodierte in einer weißen Wolke, flog über das Boot und pladderte wie ein Wolkenbruch auf das Deck. Für einen Moment wurde das Boot wie von einem Hammerschlag zurückgetrieben, der Motor begann zu stocken, hustete schwarzen Qualm, bis er wieder seinen vorherigen Takt aufnahm.

Lucille war die einzige, die auf den Beinen geblieben war. Steele und Tony erhoben sich tiefend aus einer Brühe, die jetzt durch schmale Gatte ablief.

»Strömung und Wind gegeneinander, da werden die Wellen hoch und die Fahrt sportlich«, erklärte Lucille, ohne beim Anblick der nassen Passagiere ihren Sarkasmus zu verbergen. »So viele kluge Dinge weiß diese Frau«, giftete Tony Tanner, »da weiß sie doch sicherlich auch, wie ich meine Klamotten wieder trocken bekomme.«

Statt einer Antwort wirbelte Lucille das Steuer herum und nahm direkten Kurs auf das Ziel. Vor ihnen lag, wie mit dem Messer gezogen, die Trennlinie zwischen aufgewühltem Wasser und der stilleren Oberfläche der geschützten Bucht. Kaum war diese Grenze passiert, tuckerte die *Mare nostrum* vor einem schnurgeraden Kielwasser daher und sandte elegant gekurvte Bugwellen zu beiden Seiten als würde sie Flügel entfalten. Steuerbords lag eine bewaldete Landzunge. Zur Backbordseite verlor sich der Blick im grauen Dunst. Der Felssporn, der sich schützend vor die Bucht von Loreta schob, war nicht zu erkennen. Auch das nahe Ufer, gerade einmal zweihundert Meter entfernt, war als dunklere Färbung nur zu erahnen, aber nicht sicher zu erkennen.

»Wenn man selbst hier oben kaum was erkennt, dann wird es unter Wasser nur dunkel sein«, sagte Tony. Was er damit aus-

drücken wollte, war nur eines: Notfalls wird auch im Dunklen gesehen, und wenn man nichts sehen kann, ist fühlen auch keine Schande.

»Wenn es mir im Dunkeln unheimlich wird, pfeife ich ein bisschen, dann geht's wieder«, antwortete Steele. Dann nickte er Lucille zu. Der Motor erstarb. In der plötzlichen Stille klatschte das Wasser vernehmlich gegen den Rumpf, als das Boot nun auslief und sich träge in den Wind drehte. Lucille ging zum Bug und wuchtete den kleinen Treibanker über die Reling. Dann wurde das Stahlseil mit zwei Tauchflaschen ins Wasser gelassen. Die unteren Flaschen sollten bei 50 Metern auf dem Grund zu liegen kommen, die obere hing in 10 Meter Tiefe am Seil. Zur Markierung hatten beide Flaschen ein Signalgerät, das in kurzen Abständen blendend helle Lichtblitze abgab.

Tony war nicht überzeugt von dem System.

»Das ist das geringste Problem«, gab ihm Steele zur Antwort.

»Ich gehe direkt am Seil runter und stelle dann den Navigations-Computer ein. Der führt mich zur unteren Flasche zurück.«

»Theoretisch.«

»Auch praktisch. Kleine Abweichungen durch Strömung und so gibt es immer. Aber auf kurze Distanz sind die Lichtblitze auch gut sichtbar. Alsdann - halt, da gibt es noch eine Sache.«

Steele öffnete eine Tasche, die er seit dem Hotel mitgeschleppt hatte. Sie enthielt einen Satz trockener Kleidung und Tücher zum Abtrocknen. Steele riss den Klettverschluss einer inneren Seitentasche auf und hielt sie so, dass Tony den Inhalt erkennen konnte. Zwischen den Sachen schimmerte matt der Griff einer Pistole.

»Für den Fall der Fälle.« Mit einem Griff lud Steele durch, prüfte die Stellung des Sicherungshebels und legte die Waffe dann vorsichtig zurück in die Tasche, wo sie im Flausch eines hellblauen Frotteehandtuches äußerst deplatziert wirkte.

»Sicherungshebel zurück und abdrücken, mehr ist nicht nötig. Das Magazin fasst dreißig Schuss, es löst sich automatisch, wenn

der letzte Schuss aus der Kammer gegangen ist. Wenn es klemmt, ist hinten am Griff ein Druckknopf. Dann muss man nur das Nächste reindrücken, bis es klickt, dann ist es arretiert und dann einmal durchladen und man kann schießen. Zwei Ersatzmagazine sind in der Tasche. Macht neunzig Schuss. Alles klar?« Tony nickte.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Steele ihm eine Waffe erklärte, erinnerte Tony an seine wirkliche Situation. Er erhob sich aus der Hocke und schaute sich um. Seine Kleidung war bis auf die letzte Faser nass, in dem stoßweisen Wind begann er zu frösteln. Das Boot wiegte sich sanft auf dem Wasser. Der Dunst umgab sie wie eine Glocke.

Ohne ein weiteres Wort prüfte Steele sein Atemgerät und seine Maske, zog noch einige Gurte straff und ließ sich vom Heck ins Wasser fallen. Die *Mare nostrum* geriet ins Schwanken, Tony musste sich festhalten.

Noch einmal tauchten Steeles Schwimmflossen auf, dann markierten nur noch einige Luftblasen den Ort seines Abstiegs in die Tiefe.

Eine Weile herrschte Schweigen. Vom Ufer tönte das Geräusch fahrender Lastwagen. Lucille starrte mit verschränkten Armen in die Weite, Tony Tanner stand am Heck und schaute auf die Stelle, an der Steele verschwunden war. Das Drahtseil mit den beiden Luftflaschen spannte sich, Tropfen wurden in das Wasser geschleudert, dann bewegte sich die *Mare Nostrum* ein wenig und das Seil hing im nächsten Moment schlaff vom Heck herab. Lucille setzte sich auf das Deckshaus und zog die Knie ans Kinn.

»Jetzt ein bisschen Sonne statt dieser grauen Pampe, ein eleganteres Boot und eine Bucht bei Nizza - dann ließe es sich aus halten.«

»Du solltest deine Wünsche vielleicht ein wenig reduzieren«, antwortete Tony.

Lucille blickte ihn über die Schulter an. »Wieso reduzieren?

Das war die Mindestanforderung.«

»Dann, fürchte ich, bist du am falschen Ort.«

»Nicht ganz. Er hat auch seine kleinen Reize.«

Damit schwang sich Lucille vom Deckshaus herab und stand direkt neben Tony.

»Wieso eigentlich klein«, fragte Tony beleidigt. Lucilles Arm schlang sich um seinen Nacken. Mit der freien Hand zupfte sie an seinem nassen Hemd.

»Weil dieses feuchte Textil so was von ähbääh ist. Das gibt Punktabzug.«

»Ich bin gerne bereit, was für meine Punktwertung zu tun.«

»Ein löblicher Einsatzwillen, wir werden das in die Bewertung einbeziehen.«

Damit beendete Lucille das Gespräch, weil sie ihre Lippen auf Tonys Mund presste.

Im nächsten Moment wurde sie von Tony auf das Deck gerissen, er drückte sie fest auf die Planken und warf sich mit vollem Gewicht auf sie.

»Eine halbe Minute Vorspiel hätte ich doch ganz gerne gehabt«, klagte eine enttäuschte Lucille.

Steele stürzte sich wie ein Klippenspringer in die Tiefe. Das Drahtseil glitt rasch an ihm vorbei. Schon nach zwei oder drei Körperlängen umfing ihn Dunkelheit. Er schaltete die Lampe ein, suchte das Drahtseil. Die erste Ersatzflasche glitt an ihm vorbei in die Höhe. Mit ungeduldigen Flossenschlägen trieb sich Steele weiter. Plötzlich hatte er das Seil verloren. Er verplempernte Zeit, weil er einige Kreise schwimmen musste, um es wieder zu finden. Endlich fand er es in einigen Metern Entfernung. Ohne es sofort zu merken, war Steele in den Bereich einer starken Strömung geraten. Jetzt konnte er entsprechend korrigieren und seinen Abstieg fortsetzen. Bei 47 Metern traf Steele auf Grund. Die Luftflasche lag auf einem felsigen Absatz, gegen eine

kleine Stufe gelehnt. Steele änderte die Position des Signalgerätes ein wenig. Jetzt stand der Fokus der Lichtblitze in Strömungsrichtung, von dort musste Steele sich zu seiner Ersatzflasche heranarbeiten und brauchte einen Orientierungspunkt. Obwohl er im Strömungsschatten der kleinen Felsstufe lag, konnte Steele spüren, wie das Wasser an ihm riss. Schwebeteilchen schoben sich in den Lichtschein der Lampe und waren im nächsten Augenblick wieder verschwunden. Es war fast, als befände sich Steele mitten in einem unterseeischen Wildwasser. Um zu dem Gebiet zu kommen, in dem sich nach Steeles Einschätzung eine Suche lohnte, brauchte er sich nur treiben zulassen. Dafür würde ihn der Rückweg viel Kraft kosten. Und Kraft bedeutete Luft und Luft bedeutete Zeit. Mit einem Mal erkannte Steele die Sinnlosigkeit seines Unterfanges. Tony Tanner hatte mit seiner Skepsis recht gehabt. Was sollte die Suche in einem Heuhaufen, wenn man dabei noch gezwungen ist, die Luft anzuhalten?

Der vernünftige Weg wäre gewesen, die Aktion abzubrechen, die Deko-Stufen zu machen und sich noch am selben Tag aus Loreta zu verziehen. Mit diesem Gedanken startete Steele seinen Navigationscomputer, stieß sich ab und ließ sich treiben. Nach einigen Sekunden war die Flasche außer Sicht, nur noch die Lichtblitze gaben ihm Orientierung. Mit vorsichtigen Flossenschlägen korrigierte Steele seine Lage und brachte sich ein wenig näher an die Küste. Er wurde über blanken Felsuntergrund geschoben, glatt geschmiegelt von der Strömung. Nur im Schutz einiger Felsnasen gab es Ablagerungen von Schlamm und Sand. Plötzlich verschwand der Grund unter Steele. Eine Kante, ein steiler Abhang wurden für einen Moment erkennbar und verschwanden wieder im Dunkeln.

Für eine Sekunde zögerte Steele. Er wusste, wo er sich befand. Unter ihm waren weitere 35 Meter Wasser, bis er auf Grund stoßen würde. Dort, in diesem Gebiet, so hatte sich Steele ausgerechnet, würde er Rohre und Auslässe finden - wenn es sie denn gab. Vielleicht war es *denen* - wer immer sie auch waren - tech-

nisch zu aufwendig gewesen, ihre illegalen Kühlvorrichtungen in dieser Tiefe zu verbergen. Vielleicht fühlten sie sich auch sicher genug, um auf solchen Aufwand zu verzichten. Vielleicht schwamm Steele drei Meter an dem Rohr vorbei und bemerkte es nicht.

Es gab zu viele Vielleicht, für die er sein Leben riskierte. Aber diese Währung, das eigene Leben, hatte für Steele keinen hohen Wert. Was schwerer wog, was etwas anderes. Mario, den Steele bisher für einen überspannten Spinner gehalten hatte, war in seiner Wertschätzung gestiegen. Die Wassertiefe, die Strömung, das Relief, die Beschaffenheit des Untergrundes alles stimmte mit dem überein, was Mario oder einer seiner Genossen ihm beschrieben hatte. Und sie hatten ihm eine wirklich gute Ausrüstung besorgt. Also waren das gewiss keine Spinner, also war an der Sache etwas dran, also musste Steele in die Tiefe gehen.

Während er abwärtsfiel und das Durchlaufen der Ziffern auf der Anzeige des Tiefenmessers beobachtete, versuchte er zugleich, sich selbst zu beobachten. Ein aussichtsloses Unterfangen - mit dem Bewusstsein das Bewusstsein zu beobachten, den Selbsttest machen: Sind meine Gedanken verwirrt? Ist meine Reaktion noch meine Reaktion oder ist sie Symptom eines Tiefenrausches? Denke ich noch die richtigen Gedanken oder ist der richtige Gedanke ein falscher Gedanke, den ich richtig denke?

Für eine Weile bot die unterirdische Wand Steele Schutz vor der Strömung. Er konnte sie nicht erkennen, der Lichtkegel seiner Lampe erfasste sie nicht mehr, aber er hatte inzwischen ein Gespür für die Strömung entwickelt. Glaubte Steele zumindest. Es war, als würde er durch einen senkrechten Tunnel stürzen. Es kam ihm länger vor, als erwartet. Endlich erreichte er den Grund. Eine Schlammschicht deutete an, dass die Strömung hier keine Kraft hatte. Steele schwamm zur Seite. Nach einer kurzen Strecke traf er erwartungsgemäß auf die Küste, die hier unterhalb des Meeresspiegels stark vorsprang. Darum war es nicht notwendig gewesen, die *Mare nostrum* näher an das Ufer zu brin-

gen und sie dadurch der Gefahr einer Entdeckung von der Landseite auszusetzen. Auch hier waren die Angaben Marios zutreffend.

Der Tiefenmesser stand bei 85 Metern. Wie viel Zeit blieb ihm überhaupt noch?

Steele fand einen Maschinenblock, der sich halb in den Schlamm gebohrt hatte. Irgendein Fischer hatte die Entsorgung auf diese Weise für ausreichend gehalten. Steele musste innerlich grinsen. Jetzt hatte doch jemand den Kerl erwischt. Er würde die Fabriknummer aufschreiben und den Kerl bei der Polizei anzeigen und dann dachte er, habe ich das gerade gedacht?, das ist doch völlig bescheuert.

Er blickte auf den Druckzeiger. Die Zeit drängte, in dieser Tiefe saugte er seinen Luftvorrat schnell leer, die Anstrengung des Rückweges war einzuberechnen ...

Mit knappen Bewegungen seiner Flossen trieb sich Steele vorwärts. Je mehr er sich von der unterseeischen Felswand entfernte, desto stärker wurde wieder der Einfluss der Strömung spürbar. Eben noch war er in einer Art von ruhigem Kehrwasser gewesen, nun spürte er die Unruhe des Wassers, fühlte sich von unsichtbaren Kräften gezerrt und im nächsten Augenblick wieder behindert. Der Untergrund war erneut blanker Felsen. Steele war es egal. Er fühlte sich gut und war sicher, die Aktion mit leichter Hand zum Erfolg zu bringen. Es gab kein Hindernis außer der eigenen Verzagtheit.

Ein weiterer Blick auf seinen Druckanzeiger brachte ihn blitzartig zurück in die Realität. Er erkannte, dass er noch vor einer Sekunde einen leichten Anfall von Tiefenrausch gehabt haben musste. Der Luftvorrat war so gering, dass er auf der Stelle umkehren musste. Jede weitere Verzögerung knabberte an seiner Sicherheitsreserve, die er von vornherein schon auf ein Minimum reduziert hatte.

Noch während sich seine Gedanken mit dem weiteren Vorgehen beschäftigten, hatte Steeles Körper eine Entscheidung getrof-

fen. Seine Beine brachten die Flossen mit kräftigen Schlägen in Bewegung. Weiter glitt über den felsigen Grund. Im Lichtkegel seiner Lampe sah er den steilen Anstieg der Küste, Felsbrocken, Steine, Gesteinstrümmer, Spuren von Lawinen, die von dem Steilhang über ihm abgegangen waren. Der Lichtschein verursachte bei jeder Bewegung ein hastiges Springen von Schatten. Etwas stieß sich von der Seite eines Blocks ab und verschwand blitzartig in der Dunkelheit.

Steele blickte auf den Tiefenmesser. Er zeigte eine Tiefe von 90 Metern an. Nach zwei Sekunden schaute Steele auf den Tiefenmesser. Er zeigte eine Tiefe von 90 Metern an. Hatte er nicht eben schon ...? Welche Tiefe war das noch mal? Er wühlte in seiner Erinnerung, hatte aber vergessen, ob er jetzt ein- oder zweimal auf den Tiefenmesser geschaut hatte.

Nun gut, er kannte diese Reaktion. Sein Kurzzeitgedächtnis funktionierte nicht mehr richtig. Jetzt gab es weniger Automatismen, jetzt musste er sich die Mühe machen, jede Bewegung, jede Handlung mit äußerster Bewusstheit durchzuführen. Ruhig bleiben, tief durchatmen. Tief durchatmen? Als ob er auf einer Bergwiese stände. Als ob sein Luftvorrat unbeschränkt wäre ...

Als würde er aus einem Traum erwachen, wurde sich Steele seiner Lage bewusst. Die Atemluft schmeckte nach Öl, das Mundstück seines Tauchautomaten lag wie ein lästiger Fremdkörper auf seiner Zunge. Über ihm waren neunzig Meter Wasser. Eine waagerechte Distanz, die ein guter Läufer in zehn Sekunden durchmessen konnte. Eine senkrechte Distanz, die den Menschen in eine feindselige Umgebung beförderte, als hätte er sich mit einer Rakete ins All geschossen. Eine Wassersäule, die seine Lunge auf die Größe zweier Fäuste zusammenpresste, die seinem Körper bei jedem Atemzug deutlich machte, dass er am falschen Platz war, die seinen Geist trübe machte, seine Gedanken wie zu trägem Gelee gerinnen ließ.

Nein, Steele konnte jeden Anflug einer Panik abwehren. Er schwamm, mechanisch, beobachtete weiter. Dann überkam ihn

das sichere Gefühl, dass er beobachtet wurde. Es war unmöglich und dennoch war er sich sicher, dass es einen Beobachter gab, der ihn kühl und überlegen betrachtete, seine Reaktionen abwog, seine Gedanken bewertete. Es war kein materielles Wesen, keiner, der hinter ihm herschwamm. Und dennoch von unleugbarer Wirklichkeit. Für einen Moment blitzte Steele das Bild eines Mannes durch den Kopf, einer düsteren Gestalt, die sich in einen langen schwarzen Mantel hüllte.

Mit ein, zwei energischen Flossenschlägen schwamm Steele vorwärts, vorbei an dem quadratischen Felsblock mit den Bohrspuren, vertrieb alle störenden Gedanken. Er hatte nur noch Sekunden. Jetzt musste er umkehren, sonst reichte sein Luftvorrat nicht mehr.

Hatte er nicht eben etwas gesehen? Was war es? Mühsam versuchte sich Steele zu erinnern. Etwas war durch den Lichtschein gegliedert. Etwas ... etwas, das ...

Jetzt fiel es ihm wieder ein. Nein, er sah es wieder ... einen Quader, zu symmetrisch, um seine Form den Naturvorgängen zu verdanken. Und diese geraden Linien, die sich über die Seitenfläche zogen. Sie bedeuteten irgendwas. Steele marterte sich das Hirn, bis er die Lösung fand. Es waren Bohrlöcher. Spuren irgendeiner Art von Bautätigkeit. Er musste also auf der richtigen Spur sein ...

Es sei denn, man hatte Reste von Uferbefestigungsarbeiten einfach ins Wasser gekippt und sie waren durch Lawinenversatz bis in diese Tiefe gekommen. Obwohl sich seine Gedanken durch einen Morast von Trägheit kämpften, stand Steele diese Möglichkeit klar vor Augen. So klar, dass es ihn misstrauisch machte. Es war so, als hätte jemand eine Neonreklame gezündet, um ihn abzulenken oder zu entmutigen.

Du musst umkehren, sofort, sagte sich Steele und schwamm weiter.

Als er schließlich an einem Punkt angelangt war, an dem ihn sein instinktiver Überlebenswille zur Umkehr zwang, stockte

Steele und hielt den Atem an. Als das Blubbern der aufsteigenden Luftblasen verklungen war, konnte er durch die tiefe Stille des Wassers ein Geräusch hören.

Unter Wasser dringt der Schall unglaublich weit. Zugleich ist es für einen Menschen unmöglich, die Richtung, aus der ein Geräusch kommt, festzustellen.

Steele hatte also nichts erreicht. Außer einem weiteren Anlass, sich selbst bei dieser Gelegenheit umzubringen. Indem er weiter schwamm, wie er es jetzt tat. Er glitt weiter, wieder jedes bessere Wissen. Das Geräusch wurde lauter. Es war ein Brodeln und Zischen, als würde ein riesiger Wal schnaubend seine Lungen leeren.

Steele konnte sich das Geräusch nicht erklären.

»... kann nicht«, quetschte Tony Tanner zwischen zusammengebissenen Zähnen heraus.

Ihre schlanken Finger strichen über seinen Rücken. Ein leises, lustvolles Stöhnen kam von Lucilles halb geöffneten Lippen, ihr schlanker Leib bäumte sich leicht gegen das Gewicht des auf ihm liegenden Mannes. Sie konnte seinen kräftigen Herzschlag auf ihrer Brust spüren. Mit wachsender Erregung strichen ihre Fingerspitzen über seine Muskeln, die sich wie harte Stränge durch die Haut drückten.

»Oh, mein armer Kleiner kann nicht«, flüsterte Lucille Chaudieu und presste Tony an sich. »Ich bin vielleicht etwas aus der Übung, aber ich bin sicher, ich werde nachhelfen können.«

Ein Knall, ein Zittern des Bootsrumpfes, ein Splitterregen - Lucille Chaudieu verstand innerhalb dieses kurzen Momentes, warum Tony weder konnte noch wollte.

Es war zugegebenermaßen nicht die Art des feinen Herrn - also Tony Tanners sonstiger Lebensmaßstab - trotzdem hatte er beim Küssen kurz die Augen geöffnet. Und lange bevor das Dröhnen der Motoren an sein Ohr schlug, hatte er die beiden Motorboote gesehen. Das eine war eine weiße Sunseeker, das andere, ein niedrigeres, dunkel lackiertes Boot, erweckte beim ersten An-

blick nur eine Assoziation: Zigarettenschmuggel.

Wie Schemen tauchten die beiden Boote aus dem Dunst auf, waren einige Sekunden lang nur unscharf zu erkennen, einige Sekunden, in denen Tonys Herzschlag zu poltern begann. Sekunden, in denen widerstrebende Reaktionen an ihm zerrten. Panik, Furcht, die Verpflichtung zu kämpfen, die Hoffnung, dass er sich getäuscht hatte, dass er einem Trugbild aufgesessen war.

Die Boote kamen näher, schälten sich aus dem Dunst, ließen sich nicht wegdiskutieren, stießen sich brutal in Tonys Leben, machten ihn zu einem Anhängsel, einer bloßen Marionette ihrer Aktionen. Er musste Lucille schützen und warf sich über sie auf Deck.

»Jetzt wissen wir wenigstens, dass sie keine Autogramme wollen«, flüsterte Tony, als ob man ihn auf den beiden Booten hören könnte. Lucille stieß nur einen erschreckten Schrei aus und starrte ihn aus großen Augen an. Tony schob sich aus der Deckung des Deckshauses zum Heck. Dort stand die Tasche Steeles zwischen Kleidungsstücken und Werkzeug. Die Tasche, in der sich die Pistole befand. Die Pistole, von der Tony eigentlich gehofft hatte, dass er sie nicht gebrauchen musste.

Kaum hatte er den Kopf hinter der Wand vorgestreckt, als er ihn auch sofort wieder einzog. Eine Salve von Schüssen schlug spitze Fontänen aus dem glatten Wasser, sie kamen näher, zwei Einschläge stanzen Löcher in das Deck, Vulkane kleiner Splitter brachen aus.

Die Tasche war zu weit entfernt, Tony konnte sie nicht mit dem Arm erreichen.

Im nächsten Moment dröhnte ein Boot an ihnen vorbei, Tony konnte den Luftzug des Rumpfes im Nacken spüren. Die Heckwelle brach über die Reling der *Mare nostrum*, das Deck schwankte, als wäre Bullenreiten angesagt. Tony verlor das Gleichgewicht, ruderte mit den Armen und kippte über Bord.

Lucille hatte sich noch nicht aufgerichtet, konnte sich mit den Armen noch abfangen und sprang auf allen vieren vorwärts. Der

Schrecken schickte Alarmsignale durch ihre Nervenbahnen, und dennoch fiel es ihr unendlich schwer, sich aus der Realität, in der sie eben noch die Umarmung Tonys genossen hatte, in diese andere, neue Realität zu bewegen.

Ihre erste Reaktion war, in das Deckshaus zu flüchten und sich zu verstecken. Sie hatte diesen Gedanken nicht einmal zu Ende gedacht, als ihr klar wurde, dass sie Tony helfen musste. Sie beugte sich über die Bordwand und versuchte, ihn in dem trüben Wasser zu erkennen. Für einen Augenblick bot sie das unpassende Bild eines Passagiers, der mit Muße die Blicke über das Meer schweifen lässt.

Die Wahrheit hatte den Beigeschmack des Banalen. Steele näherte sich dem Geräusch. Er war jetzt sicher, dass das Zischen und Fauchen direkt vor ihm sein musste, trotz der Unmöglichkeit, unter Wasser eine Geräuschquelle genau zu orten.

Im Lichtkegel der Tauchlampe wurde das Wasser milchig. Ein Wirbel von Schwebeteilchen sog das Licht auf, verwischte den Blick und machte es schwer, die Hand vor Augen zu erkennen. Zugleich war Wärme spürbar, die sich mit jedem Meter erhöhte, den Steele vorwärtsschwamm.

Das Rauschen hatte sich in ein vibrierendes Dröhnen gewandelt und war schmerzhaft laut. Steele stieg einige Meter nach oben, kam aus dem Nebel der Schwebeteilchen heraus und sah das, wonach er gesucht hatte. Er machte einige Fotos zur Dokumentation und begann den Rückweg. Die Fotos hatten keinerlei wirklichen juristischen Wert, sondern waren eher als nette Geste für die *Globo No*-Leute gedacht.

Tony Tanners erste Reaktion war Wut über seine eigene Ungeschicklichkeit. Er bekam die Bordwand gegen die Knie und platschte mit dem Rücken zuerst ins Wasser. In jedem Schwimmbad hätte er eine Lachnummer für sommersprossige Rotzjungen abgegeben. Für einen Moment konnte sich Tony nicht orientieren. Oben und unten waren verschwunden. Er schlug mit Armen und Beinen um sich, fühlte Panik, bekam Wasser in die Nase. So durchbrach er strampelnd die Oberfläche, drehte sich und sah über sich Lucille, die ihm ihre Hand entgegenstreckte.

Er wollte Lucille auffordern, ins Wasser zu springen. Die Strecke bis zum Ufer war leicht schwimmend zurückzulegen. Er verwarf den Gedanken sofort wieder, denn unterwegs wäre sie die leichte Beute der Boote geworden.

Tony wollte etwas rufen, hatte Wasser in der Lunge und hustete und würgte.

»Geh in Deckung«, brachte er heraus und beantwortete Lucilles Hilfsangebot mit einem energischen Wegwinken. Die Rettungsaktion hatte sich jetzt erledigt. Wieder dröhnte das Boot heran. Tony hörte Lucilles Alarmruf, schaute zur Seite, wo jetzt das dunkle Motorboot hinter dem Bug der *Mare nostrum* auftauchte und Kurs auf ihn nahm. Mit einer gischtigen Welle im Maul rasete das Boot auf Tony zu.

Der zögerte nicht länger und tauchte ab, mit hektischen Stößen versuchte er Tiefe zu gewinnen, hatte das Sirren der Schrauben im Ohr, spürte schon mit jeder Nervenfaser, wie die geschliffenen Kanten der rasenden Propeller seine Beine zerhacken würden, als wäre er in einen Fleischwolf geraten.

Lucille sah, wie Tony im Wasser verschwand, sich drehte, den Fuß noch einmal durch die Oberfläche stieß, in dem verzweifelten Versuch, sich vor dem heranrasenden Boot in Sicherheit zu

bringen. Es konnte nicht gelingen, zu wenig Zeit, zu langsam Tony, zu schnell das Boot. Kaum war er verschwunden, schon pflügte der Bug des dunklen Motorbootes über die Stelle, frästen die beiden schweren Außenborder eine Furche durch die See. Die heißen Abgase schlugen Lucille ins Gesicht, dann kam die Heckwelle, hob den Bug der *Mare nostrum*, brandete über die Reling. Lucille wurde von den Beinen gerissen und mitgespült. Die *Mare nostrum* krängte schwer, ihre Seite geriet unter Wasser, für einen Moment glaubte Lucille, das Boot würde umschlagen. Sie schaute in graues, aufgewirbeltes Wasser, überall Wasser, Wasser in der Nase, Wasser in der Lunge, keine Luft, Hustenanfall, Ersticken, Panik, dann hob sich die *Mare nostrum* wieder, ihre Seite kam rauschend, von gischtigem Wasser überspült, aus der See wie ein auftauchender Wal. Halb betäubt tastete sich Lucille vorwärts. Ihr Haar hing ihr ins Gesicht, sie strich ungeduldig die Strähnen zur Seite, als wären es Algenfäden. Wo war Tony? Er musste irgendwo auftauchen, so lange konnte er den Atem nicht anhalten, zumal er abtauchen musste, ohne vorher noch einmal Luft zu schnappen, sie hatte es genau gesehen. Wo war er?

Jetzt kam das nächste Boot, das weiße. Es war größer, es lag tiefer, seine Schrauben konnten ihr Opfer noch besser erreichen. Und das Opfer war Tony!

Wimmernd suchte Lucille Chaudieu nach einem Halt und tastete sich auf dem bockenden, schwankenden Boot vorwärts. In dem aufgewühlten Wasser war nichts zu sehen, keine Hand, kein auftauchender Kopf.

Nur ein Fleck, ein dunkler Fleck, der sich langsam verteilte. Lucille war sicher, dass sich direkt neben dem Boot ein Blutfleck auf dem grauen Wasser ausbreitete.

Instinktiv, wie ein gehetztes Tier, suchte Lucille Chaudieu nach einer Deckung. Tonys Tod hatte ihr alle Gewissheiten entrissen, sie hilflos gemacht wie ein Kind. Jeder Widerstand brach zusammen, jeder Gedanke daran war unmöglich, alles war unmöglich, alles war sinnlos. Schluchzend überließ sich Lucille ihrem unbe-

wussten Antrieb, der sie in ein Versteck führte. Sie schlüpfte in das Deckshaus und begab sich damit in eine selbst gewählte Falle.

Die Strömung war stärker als erwartet. Oder verließen ihn schon die Kräfte? Flossenschlag für Flossenschlag kämpfte sich Steele vorwärts. Das Wasser schien zu einem anderen Element geworden, zäh, gummiartig, hartnäckig, eine Schicht von Widerstand, durch die er sich schieben musste. Sein Navigations-Computer führte Steele genau auf denselben Weg zurück, den er gekommen war. Nun aber schob sich der Boden ihm nur langsam entgegen.

Endlich ging es wieder leichter, Schlamm unter ihm, er war in der Nähe der Felswand. Steele stieg auf, konnte sich für einen kurzen Augenblick erholen, das Brennen in seinen Schenkeln ließ nach. Er war bestens in Form, aber dennoch bedeutete jede neue körperliche Anstrengung eine andere, neuartige Herausforderung für seine Muskulatur. Und in diesem Fall musste Steele feststellen, während die Felswand mit ihren Nischen, Simsens und Vorsprüngen an ihm vorüberzog, dass seine Muskeln versagten. Nicht, dass er fürchtete zusammenzubrechen. Aber er hatte ein bestimmtes Bild von sich und seiner Leistungsfähigkeit und diese Folie ließ sich nicht mehr mit dem tatsächlichen Zustand in Übereinstimmung bringen.

Ende der Überlegungen - Steele hatte die obere Kante der Felswand erreicht. Die Strömung fuhr ihm entgegen wie eine Sturm- böe. Mit gewaltiger Kraftanstrengung erreichte er den Grund und presste sich an den Felsen. Als würde er eine senkrechte Wand emporklettern, suchten seine Hände nach Spalten und Griffen und so zog er sich vorwärts. Seine Erfahrung als Bergsteiger kam Steele in diesem Moment zugute. Er kam vorwärts, unterstützte die Arme mit kräftigen Flossenschlägen, gewann

manchmal sogar an Geschwindigkeit, suchte die Deckung von Felsblöcken, um in deren Schutz einige Meter ohne den Widerstand der Strömung zurückzulegen. Manchmal schien er alles unter Kontrolle zu haben, Griff folgte auf Griff, der Boden zog sich unter ihm weiter. Dann packte ihn die Strömung wieder mit aller Macht, plötzlich wurde er zurückgetrieben, musste kämpfen, sich schinden, alles geben, um einige Meter gutzumachen, hörte das Klacken der Ventile seines Automaten, das Blubbern der aufsteigenden Luft und wusste, dass er es nie und nimmer schaffen könnte. Er hatte seine Reserven aufgebraucht, er hatte sich verkalkuliert. Und wofür? Für diese Bilder einer Kamera, die in der Vordertasche seiner Weste steckte?

Das Boot dröhnte direkt über ihn hinweg, der Sog wirbelte Tony umher, sodass er wieder jede Orientierung verlor. Die Luft wurde ihm knapp, er musste auftauchen und einatmen, er durfte nicht auftauchen, sie warteten nur darauf, ihn mit ihrem tonnenschweren Boot zu überrennen.

Seine Arme schlugen an einen Widerstand. Das nächste Boot rauschte direkt über ihm vorbei, ein heller Rumpf vor dem Grau der Wasseroberfläche, ein gischtig-weißer Heckwirbel, Schraubensirren, der Griff des Sogs, Kräfte, die ihn packen, umherwirbeln wollten.

Da war das Drahtseil! Tony zog sich in die Tiefe. Hand über Hand riss er seinen widerstrebenden Körper nach unten, glitt in die Dunkelheit hinein. Sein Herz raste, er hörte sich selbst würgende Geräusche machen, während er den Mund zusammenpresste und den Schrei nach Luft, den seine Lunge ausstieß, ignorierte. Sein Kopf dröhnte, jeder Herzschlag war wie die Erschütterung einer Explosion, seine Schläfen hämmerten, heißes Blei schien durch sie zu pulsieren. Noch eine Hand. Und noch eine Hand. Zupacken ... ziehen. Wo war das ver... Drahtseil? Tas-

ten ... tasten, da war es, zufassen ... ziehen ... tiefer, weiter in die Tiefe, immer weiter.

Lucille stolperte über die Schwelle, verlor den Halt, taumelte weiter und konnte sich im letzten Moment an der verölten Verkleidung des Motors abstützen. Der Raum war fensterlos, sie stand dem Licht, das durch die Tür einfiel selbst im Weg. Halbblind tastete sie sich vorwärts, ihre Augen gewöhnten sich nur schwer an das Halbdunkel. An den Seiten waren Sitzbänke, links ein hochgeklappter Tisch, rechts zusätzlich ein Kasten. Um ihre Füße schwallte öliges Wasser, in dem eine vollgesogene uralte Zeitung lag. Ein erstickender Geruch von Dieselöl lag in dem Raum. Hinter der hüfthohen Motorverkleidung war ein schmaler Raum frei.

Ohne nachzudenken schob sich Lucille an der Seite vorbei. Dort hinten wollte sie sich verstecken. Das Boot bewegte sich plötzlich heftig, draußen brüllte ein Motor auf. Es gab einen Stoß. Sie rammen uns, fuhr es Lucille durch den Kopf, sie wollen uns rammen. Dann hörte sie das Schurren eines Rumpfes an der Scheuerleiste entlang und erkannte, was wirklich vor sich ging. Es war schon zu spät. Jetzt erzitterte die *Mare nostrum* als Füße auf ihr Deck polterten. Lucille hielt den Atem an und zählte mit. Eins ... zwei ... drei. Und dann kam noch einer. Sie würden sie finden, sie hatte keine Chance.

Weil das Gewicht der Männer das Boot zur Seite krängen ließ, lief das Wasser ab und ein Teil des Fußbodens wurde sichtbar. Zwischen den Planken lag ein Ring. Lucille begriff nicht sofort, dann erkannte sie das, was sie für eine Chance hielt. Das war die Falltür, die in den Laderaum führte. Mehr als eine Bilge konnte es nicht sein, aber es sollte reichen, um sich zu verstecken. Ihr verwirrtes Hirn gaukelte ihr die Hoffnung auf Sicherheit vor, trieb sie urplötzlich zu größter Aktivität. Sie setzte mit einem

Hechtsprung über die Motorverkleidung, warf sich auf die Knie und zog am Ring. Stöhnend, mit letzter Anstrengung löste sie die Türe, fand Zeit hineinzuschlüpfen.

In Sicherheit, endlich ...

Den Schatten in der Tür bemerkte sie nicht mehr.

Der Schock traf sie um so härter. Eine Hand wickelte sich in ihr Haar und riss sie brutal in die Höhe. Lucille empfand den Schrecken wie einen Messerstich. Dann kam der Schmerz und sie begann zu schreien.

Steele verpasste den Griff in eine Spalte, versuchte nachzugreifen. Seine Fingerkuppen schmirgelten über den Fels. Er strampelte wuchtig mit den Flossen, wurde umhüllt von Blasen, gewann einige Zentimeter, verkrallte sich in den Spalt und zog sich vorwärts. Seine Lampe hatte er schon längst am rechten Unterarm befestigt, um beidseitig zugreifen zu können. Aber jetzt wurde der Lichtschein unruhig, tanzte, zwang ihn immer wieder zu Pausen, um die nächste Umgebung auszuleuchten.

Wenn er nicht in der nächsten Minute bis zur Reserveflasche kam, war sein Luftvorrat verbraucht.

Ein Geräusch drang an Steeles Ohr. Er verdrängte es, weil es ihn an das Rohr erinnerte. An dieses lächerliche Rohr, dessentwegen er jetzt sein Leben riskierte. In der Kamera waren die Fotos: ein vielleicht mannshohes Rohr, das von oben die steile Böschung herunterlief. Es war sorgfältig in eine frei gesprengte Betung gelegt worden, machte unten, am Grund einen Knick, lief noch drei oder vier Meter gradeaus und war dann zu Ende. Das war's.

Das Geräusch kam von Motorbooten. Steele registrierte instinktiv, dass es sich um schnell laufende Schrauben handelte, um mehrere, dass also nicht die *Mare nostrum* den Motor angeworfen haben konnte.

Aus dem Rohr schoss ein weißer Strahl von Dampf oder Wasser. Die Flüssigkeit war enorm heiß und sie stand unter enormem Druck. Bläschen stiegen von ihr auf - daher war wohl auch die Tiefe nötig gewesen -, um zu verhindern, dass es an der Oberfläche ständig blubberte. Die Kraft des Strahls hatte vor dem Auslass jeden Stein weggefegt und sogar schon eine Rinne in den Fels gegraben.

Es war das, was Steele erwartet hatte. Eine Art von illegalem Kühlwasserauslass. Jetzt allerdings, wo die Vermutung zur Gewissheit geworden war, kamen ihm Zweifel an dem Sinn der Unternehmung. Diese Penner von *Globo No*, die da oben jetzt gerade in die Bucht einliefen und die beiden auf der *Mare nostrum* beim Schmusen störten, würden ihren Skandal haben, mit dem sie die Zeitungen für eine halbe Woche füttern und Sponsoren ködern konnten. Aber war es das wirklich wert? Oder steckte noch mehr hinter dieser ganzen Sache?

Steeles Navigationscomputer blinkte und zeigte damit an, dass er sich am Ziel befinden musste. Aber nirgendwo waren die Lichtblitze zu sehen, die er jetzt so dringend brauchte.

Tony Tanner zog sich an dem Drahtseil in die Tiefe. Er hatte diese Entscheidung getroffen - vor langer Zeit, als er noch Luft in der Lunge hatte, als sein Kopf nicht lediglich ein Behälter für panisches Pochen gewesen war. Es hatte damals wohl einen Sinn gehabt, aber jetzt konnte er sich nicht mehr erinnern. Seine Hand stieß an einen Widerstand. Er tastete, glaubte eine Krampe zu erkennen und vermochte nicht, diese Erkenntnis irgendwo in seinem pochenden Schädel an eine weitere Information anzubinden. Mechanisch tastete er weiter. Seine Finger strichen über einen runden Gegenstand, röhrenartig ... die Luftflasche ... Tony tastete hastig, fühlte den Schlauch, ertastete den Lungenautomaten, glitt um ein Haar in die Tiefe, weil er den Draht losließ, ver-

suchte zu strampeln, während sein Kopf zu platzen schien, bekam das Mundstück in die Finger, stopfte sich das Gummi in den Mund, atmete ein, bekam Wasser in den Hals, glaubte zu ersticken, würgte, bekam köstliche, ölig schmeckende Luft in die Lunge.

Nach drei, vier tiefen, gierigen Atemzügen verschwand der Druck in seinem Kopf. Das war sein Plan gewesen. Abtauchen und so tun, als wäre man nicht da. In der plötzlichen Klarheit, die in seinen Überlegungen herrschte, wurde ihm bewusst, dass diese Methode absolut typisch für ihn gewesen war.

Und auch hier funktionierte sie nicht. Es war nicht einmal der Gedanke an die Luftblasen, die jetzt über ihm die Oberfläche zum Sprudeln brachten und seine Position verrieten. Wahrscheinlich machten sich die Kerle in den Booten gar nicht die Mühe, auf solche Feinheiten zu achten.

Aber nun hörte er das Geräusch der Motoren, dann das Schrammen und Schurren zweier Bootsrümpfe. Die Bedeutung war Tony sofort klar. Und auch die Folgerung. Er musste Lucille helfen! Noch einen tiefen Atemzug aus dem Lungenautomaten, dann riss sich Tony das Mundstück heraus und stieg wieder auf.

Es war weniger der Schmerz als die Demütigung, die Lucille Chaudieu aus ihrer Erstarrung löste. Der Kerl hinter ihr hatte sich ihr Haar um die Faust geschlungen und riss sie hoch wie eine Puppe. Lucilles Schmerzensschrei ging in ein Kreischen der Wut über.

Sie bekam einen Fuß auf den Boden, stieß sich hoch. Der Kerl, der sie hielt, hatte mit der Reaktion nicht gerechnet, sein Kraft-einsatz ging plötzlich ins Leere. Er verlor die Balance, suchte nach Halt. Mit einer schnellen Kopfwendung befreite Lucille ihre Mähne aus seinem Griff und trat zu. Ihr Fuß traf ihm zwischen den Beinen, sein Heulen verriet, dass sie einen beeindruckenden

Treffer gelandet hatte. Der Mann kippte nach hinten, trotzdem stieß sein Fuß vor, traf Lucille schmerzhaft am Knöchel und riss sie von den Beinen. Sie stürzte in das schmutzige Wasser, wollte sich abstützen, rutschte mit der Hand ab und knallte mit dem Kinn gegen die Planke. Sterne wirbelten vor ihren Augen, sie geriet für einen Moment an den Rand einer Ohnmacht, öffnete den Mund und bekam Wasser in den Rachen. Hustend und keuchend kam sie auf die Knie, stützte sich auf den Kasten ab. Dann warf sich einer der Männer von hinten auf sie, presste sie mit seinem Gewicht gegen die Kante des Kastens. Die eine Hand des hielt Lucilles Kopf fest. Sie fauchte wie eine wütende Katze, biss zu und erwischte den Finger des Mannes. Mit einem Aufschrei zog er die Hand zurück, presste sich aber weiter mit seinem vollen Gewicht gegen sie.

Seine andere Hand blieb um sie geschlungen, presste ihren Busen und fingerte an ihren Brustwarzen.

»Ich mag es, wenn du vorher ein bisschen wild bist«, hörte sie eine keuchende Stimme an ihrem Ohr. »Ich werde dich schon zureiten.«

Lucilles Kopf ruckte nach hinten, krachte gegen die Stirn des Mannes. Der Druck lockerte sich für einen Moment. Sie nutzte die Chance, schlug mit dem Ellbogen, wühlte sich in eine andere Position, dann setzte sie ihre ganz spezielle Waffe ein.

Der Mann brüllte wie ein Stier und taumelte zurück. Ungläubig schaute er auf seine rechte Seite, wo aus zeretztem Hemdenstoff Blut hervorquoll und seine Hose rot färbte. Er starrte auf seine Wunde, verzog schmerz erfüllt das Gesicht, wollte dann wieder angreifen, aber seine Knie versagten und er knickte ein.

Er wäre nach vorne gestürzt, wenn ihn von hinten nicht eine Hand gehalten hätte.

»Das dreckige Miststück«, heulte eine Stimme.

Lucille war nach hinten getaumelt, suchte nach einem Halt, kam an den Kasten und öffnete dabei einen Spaltbreit den Deckel. Ihr Blick fiel auf den Inhalt des Kastens. Es waren lange rote

Stäbe. Lucille erkannte sie sofort. Als Stewardess hatte sie mit Signalmitteln zumindest in der Theorie zu tun gehabt.

Den Deckel aufzuwerfen, einen Stab zu packen und die Reißleine zu ziehen war eins.

Keine Sekunde zu spät, schon stürmte der nächste Angreifer durch die Tür.

Ein gleißendes rotes Licht empfing ihn. Er prallte zurück, wollte zurückweichen, traf auf die Wand.

Als hielt sie ein Florett, stieß Lucille zu. Sie hatte den Bruchteil einer Sekunde gezögert, als hielt sie diese Waffe selbst für unfair. Ihr Ausfallschritt, das Vorstoßen ihres Armes kamen einen Wimpernschlag zu spät. Der Mann ging in die Knie, beugte den Rumpf vor und schlug von unten gegen Lucilles Hand. Die Fackel flog aus der Türöffnung, zischte draußen auf dem feuchten Deck, bis sie über Bord geworfen wurde.

Ohne zu zielen vollführte Lucille einen Sichelschlag, erwischte mit ihrem messerscharfen Fingernagel den Mann. Sie hörte nur den lauten Schrei, in den sich der schrille Ton völliger Überraschung mischte und wusste, dass sie getroffen hatte.

Der Weg durch die Tür war ihr versperrt, weil sich dort der zusammengekrümmte, stöhnende Mann eingekeilt hatte.

Sie sprang zurück zu der Kiste, riss zwei, drei der Leuchtstäbe an und hielt sie vor sich wie einen Schild. Durch das wie irrsinnig gleißende rote Licht konnte sie selbst nichts erkennen, wurde geblendet und stürzte mit zusammengekniffenen Augen vorwärts. Sie konnte durch das Zischen des Magnesiums ein Poltern vernehmen, mit dem ein Angreifer sich hastig vor ihr zurückzog. Dann knickte sie mit einem Klagelaut zusammen, weil ihr ein Tritt in die Seite den Atem nahm. Im Zusammenbrechen hörte sie eine Explosion.

Steele versuchte, die Differenz zwischen der Ortsbestimmung durch den Computer und der tatsächlichen Lage der Luftflasche zu überschlagen. War er schon zu weit? Das schien die unwahrscheinlichste Möglichkeit. Aber es konnte sein, dass ihn die Strömung zur Seite abgetrieben hatte, zehn oder zwanzig Meter reichten und dies würde der Kompass noch nicht einmal registrieren, dass er also zu diesem Zeitpunkt tatsächlich schon an der Luftflasche vorbeigeschwommen war, ohne die Lichtsignale zu bemerken. Obwohl er sich um Ruhe bemühte, fiel es Steele schwer seine Gedanken in eine geordnete Reihenfolge zu zwingen. Es war so, als müsste er die Figurenstellung auf einem Schachbrett durchdenken, während der Stuhl, auf dem er saß in Flammen stand. Im Grunde gab es nichts mehr zu durchdenken. Seine beiden Luftflaschen waren leer, der Druckmesser stand auf null, das, was er jetzt atmete, war der Rest vom Rest, ein Geschenk, eine kurze Gnadenfrist, mehr nicht.

Es gab keine Wahl mehr zwischen verschiedenen Optionen. Steele musste handeln. Er warf einen Blick auf den Kompass. Dann bewegte er die Flossen, schob sich in der Deckung einer Vertiefung weiter.

Eine Explosion dröhnte, im gleichen Augenblick verspürte er die Schockwellen. Sie waren nicht stärker als ein Luftzug, nichts was Steele gefährden konnte. Aber der Knall zeigte ihm, dass dort oben etwas Unerwartetes stattfand, es sein denn, dass sich die Leute von *Globo No* dazu entschieden hatten, ihren Feldzug gegen die Globalisierung mit Handgranaten fortzuführen. Die nächste Explosion, jetzt konnte er aus den Augenwinkeln den gelblichen Blitz erkennen, dem das fahle Weiß einer Gischtkugel folgte.

Die Vorstellung, dass er hier unten zu völliger Hilflosigkeit verdammt war, überkam Steele wie ein plötzlicher Fieberschub. Seine Kraft schien zu verschwinden, seine Gedanken überschlugen sich. Der nächste Blick auf den Kompass half ihm nicht weiter, aber als er den Kopf hob, erkannte er durch das trübe Wasser

das Blitzen des Signalgerätes.

Noch während er zur Oberfläche schoss, löste Tony Tanner den Knoten, mit dem er seine Peitsche am Handgelenk befestigt hatte. Die Vorstellung, diese Waffe einzusetzen, war ihm nicht besonders angenehm. Aber während sich sein Kopf noch diesen Gedankensnobismus erlaubte, hatten seine Finger längst eine Entscheidung getroffen.

Er musste Lucille helfen - und dafür war Tony jedes Mittel recht.

Das Wasser um ihn wurde heller, er schien wie eine Rakete der Oberfläche zuzujagen. Eine Explosion in der Nähe machte ihn fast taub. Jetzt war es hell, jetzt erkannte er den Rumpf der *Mare nostrum*.

Tony kam hinter dem Heck an die Oberfläche. Er hatte gehofft, näher am Boot zu sein, jetzt musste er Luft schnappen, dann erst konnte er seine Peitsche zwischen die Zähne klemmen und sich mit einigen schnellen, wenn auch recht ungelenken Kraulzügen vorwärts arbeiten.

Dann bekam er das Heck zu greifen, tastete nach einem Halt und zog sich hoch. Zugleich registrierte er, dass die beiden Motorboote die *Mare nostrum* umkreisten. Sie waren jeweils noch mit zwei Mann besetzt. Auf der weißen Sunseeker konnte Tony einen Mann in Taucherausrüstung erkennen, der etwas über Bord warf. Nach einigen Sekunden, in denen Tony sich an Bord geschwungen hatte, gab es eine unter Wasser eine Explosion. Eine Fontäne stieg aus einem weiß gischtenden Kreis hoch, fiel in sich zusammen und hinterließ einen Pilz von aufwallendem, blasigem Wasser. Auch von dem schwarzen Motorboot wurde eine geballte Ladung geworfen.

Sie wussten also, dass ein Taucher im Wasser war, und wollten ihrem eigenen Froschmann den Job erleichtern.

Vor sich an Deck sah Tony nur die Rücken zweier Männer, ein dritter stand leicht gekrümmt seitwärts und drückte ein Tuch auf einen blutenden Schnitt am Unterarm. Rechts, neben dem Decks- haus wälzte sich eine vierte Gestalt, presste sich stöhnend den Arm an die Seite. Das Holz unter ihm war rot gefärbt.

Das plötzliche verstärkte Schwanken des Bootes verriet Tony. Die beiden Männer fuhrn herum. Hinter ihnen konnte Tony die gestürzte Lucille erkennen, die sich jammernd die Seite hielt.

Tony packte die Peitsche und holte weit aus. Er brauchte zu lange, die beiden Männer wandten sich schon zum Angriff. Tony sah in ihre Gesichter, bemerkte die starren Blicke, die zusammengepressten Lippen. Der Anblick war wie eine Adrenalin- spritze, in jeden Muskel, jeder Nerv, jede Zelle pulste die Er- kenntnis, um was es ging.

Es gab keine Missverständnisse mehr, das Spiel war eröffnet, die Regeln waren klar - es gab keine.

Tony zog mit aller Kraft die Peitsche durch. Das dünne Leder- band sauste mit einem nervenzerfetzenden Schrillen durch die Luft. Der Einsatz blieb wirkungslos, denn die beiden Angreifer waren schon zu nahe an Tony herangekommen. Der Schwung seiner eigenen Waffe riss Tony vorwärts, er prallte auf den ersten Gegner, konnte nur noch die Schulter hochziehen und den Kopf hinter diesem Schutz verstecken. Der Zusammenstoß nahm ihm den Atem. Der scharfe Knall, in den die Peitsche den Rest ihres Schwungs entlud, klang schmerzhaft an sein Ohr. Tony spürte einen Schlag an der Schulter. Er wusste, dass der Schlag nicht voll getroffen hatte, trotzdem wühlte sich der Schmerz lähmend durch seine Muskeln und Knochen und die Vorstellung, welche Wirkung ein Volltreffer entfalten könnte, versetzte ihn in Panik. Der Gegner versuchte ihn zu packen, Tony musste zurückwei- chen, er brauchte Platz, um mit seiner Peitsche ausholen zu kön- nen. Seine rechte Faust stieß vor, traf, erzielte aber keine Wir- kung.

Dann bekam Tony wieder Luft, etwas brüllte an seinem Ohr, er

taumelte nach hinten und erkannte, dass Lucille dem Mann in die Kniekehlen getreten hatten.

Tonys Körper wankte von einer Seite zur anderen, als er erneut ausholte. Dieses Mal traf er sein Ziel. Die Peitsche fuhr dem Mann mit einem alle Geräusche übertönenden Knall durch das Gesicht, hinterließ einen feinen roten Streifen, aus dem sofort das Blut herausplatzte. Der Mann knickte ein, hielt sich den Kopf in den Händen, zwischen den Fingern quoll es rot hervor, als würde er eine reife Frucht zerquetschen.

Der zweite Mann kam nicht mehr zum Angriff. Tonys Peitsche wickelte sich um seine Beine, als Tony dann mit aller Kraft zog, wurde der Mann hochgerissen, lag einen Moment senkrecht in der Luft und schlug dann krachend mit dem Hinterkopf voran auf das Deck.

Der dritte Gegner, derjenige den Lucille am Arm getroffen hatte, warf sich inzwischen über Bord und versuchte, Abstand zur *Mare nostrum* zu gewinnen. Lucille riss eine Signalfackel nach der anderen an und warf sie auf den Schwimmer.

»Deckung«, schrie Tony.

Die beiden Männer in dem schwarzen Motorboot hatten inzwischen die Situation auf der *Mare nostrum* erfasst. Das Boot jagte heran, beschrieb einen leichten Bogen und fuhr vorbei. Durch das Brüllen der Motoren stanzte sich das Tackern einer Maschinenpistole. Tony warf sich hinter die Bordwand. Die Einschläge hämmerten auf das Holz, versetzten das Boot in ein heftiges Zittern als würde es von Panik erfasst. In Tonys Nacken rieselten Holzsplitter.

Der Mann, den Tonys Peitsche im Gesicht getroffen hatte, brach mit einem Schrei zusammen. Von der anderen Seite krabbelte Lucille über das Deck und warf sich neben Tony.

»Wir müssen unter Deck«, wisperte sie und zog an Tonys nassem Hemd.

»Bleib wo du bist.«

Tony drückte sie auf das Deck. Jetzt raste das schwarze Motor-

boot auf der Gegenseite heran. Tony schob sich halb über sie, um sie zu schützen und drückte den Kopf gegen das raue Holz des Decks. Aber sie schossen nicht, Tony blickte auf, sah undeutlich etwas Schwarzes durch die Luft fliegen. Der Gegenstand traf auf die Reling, prallte ab und stürzte mitten auf das Heck. Bevor die Granate die *Mare nostrum* ein zweites Mal berührte, bekam Tony sie zu fassen. Er drehte sich um die eigene Achse und nutzte die Bewegung, die die Granate hatte, um sie über Bord zu werfen. Bevor er sich wieder in Deckung werfen konnte, kam die Explosion. Er sah den Lichtblitz, hörte die Splitter heranpfeifen, aber dann war er hinter der Bordwand, die Metallstücke wischten wie ein Hornissenschwarm über ihn hinweg, schlugen Teile des Deckshauses zu Bröseln und knallten in die Bordwand.

Jetzt kam die nächste Salve aus der Maschinenpistole und durchlöcherte den Auspuff der *Mare nostrum*.

Noch einmal wagte Tony, den Kopf zu heben. Das schwarze Motorboot versprühte Fontänen, als es sich in eine schnelle Kurve legte und den nächsten Anlauf unternahm. Eine breitbeinig stehende Gestalt war erkennbar, ein Mann, der ein neues Magazin in seine Waffe schob, mit gebeugten Knien die Schwankungen des Bootes ausglich und dann den Kolben gegen die Schulter drückte. Jede seiner Bewegungen drückte Entschlossenheit aus, als wären seine Arme die Hebel einer alles zermalmenden Maschine.

Tonys Lebensplanung reduzierte sich auf die nächsten Sekunden. Was er jetzt brauchte, war ein Wunder.

Tony Tanner schien sich in zwei verschiedene Wesen aufzuspalten. Die eine Person, die er repräsentierte, presste sich neben der zitternden Lucille Chaudieu auf die rauen Decksplanken der *Mare nostrum* und war bemüht, sich durch eigene Kraft möglichst flach zu drücken wie einen Fladen. Der anderen Person gelang es dagegen, kühl und neutral über seine Lage nachzudenken. Selbst die Salve, die jetzt in das Deckshaus schlug und das Boot erschütterte, brachte ihn nicht aus seinen Überlegungen.

Das Ergebnis solcher geistiger Tätigkeit war die Erkenntnis, dass sich die Angreifer in den nächsten Minuten davon überzeugen würden, dass sie keine Gegenwehr zu befürchten hatten. Damit schloss Tony jede Möglichkeit, an Steeles Pistole zu kommen und sie ihrem Zweck gemäß einzusetzen, völlig aus. Die Tasche war nicht einmal mehr in seinem Sichtbereich. Entweder sie lag auf der anderen Seite des Deckshauses oder sie war über Bord gegangen. Im günstigsten Fall, wenn sie also noch greifbar war, war sie nur greifbar, indem Tony sich über das Deck arbeitete, die Tasche öffnete, die Waffe herausholte und scharfmachte und einsetzte. Das Deck zu überqueren war eine Sache von einem weiten Sprung. Auch den Rest der Aktion konnte man durchführen, wenigstens solange man nicht von Kugeln durchsiebt worden war. In dieser Hinsicht war Tony weder optimistisch noch pessimistisch, sondern realistisch, was bedeutete, dass er den Zustand des Mausestot-Seins spätestens beim Scharfmachen der Pistole eintreten sah. Und selbst wenn er das Ding einsetzen konnte, wen sollte er damit ernsthaft beeindrucken? Sicherlich nicht die bewaffneten Besatzungen der beiden Motorboote, die ihn dann ganz einfach in die Zange nehmen würden.

»Sie werden jetzt zurückkommen und sich die Sache aus der Nähe anschauen, dann haben wir es aller Voraussicht nach hinter uns«, hörte sich Tony sagen. Er fand die Aussage, zumal in Anwesenheit einer Dame gesprochen, ziemlich vulgär.

»Wir könnten mit den Fackeln werfen«, zischte Lucille. Sie hatte viel Kraft verbraucht, aber sie gab sich nicht geschlagen, was Tony ungemein ermutigte.

Richtig, jetzt fiel Tony wieder ein, dass Lucille einen der Kerle mit Signalfackeln beworfen hatte. Nicht sehr erfolgreich, aber es war eine schöne Geste gewesen. Und mehr als symbolische Handlungen schienen im Augenblick sowieso nicht möglich zu sein.

»Wo sind diese Fackeln?«

»Im Deckshaus. Im Kasten, der Deckel steht offen.«

Als sich das Geräusch der Motoren entfernte, schob sich Tony über das Deck und glitt in das Deckshaus. Er warf sich in eine stinkende Mischung aus brackigem Seewasser, Öl und Blut. Erst nach einem Blick zur Tür wagte Tony, sich aufzurichten.

Er griff in den Kasten, klaubte die restlichen Magnesiumfackeln zusammen und ging in die Knie, um wieder über das Deck zu robben. Die Möglichkeit, das Boot in Brand zu stecken, kam ihm in den Sinn. Er brauchte dazu nicht mehr, als eine Fackel unter das Motorgehäuse zu stecken. Der alte Kahn würde innerhalb weniger Minuten lichterloh brennen. Vielleicht war das eine Chance, Aufmerksamkeit zu erregen und Hilfe herbeizurufen. Der Kahn würde schwarz qualmen, damit gab es die Möglichkeit, zum Ufer zu schwimmen, falls der Wind in die richtige Richtung wehte. Was er im Augenblick tat.

Der Plan war völlig abgedreht und darin lag genau seine Erfolgsaussicht. Niemand würde damit rechnen, dass er sich sein Boot unter dem Hintern anzünden würde. Aber ... irgendwie war das nicht der Stil eines Tony Tanner ...

Das Dröhnen der näher kommenden Motoren unterbrach seine Gedanken. Das schwarze Motorboot hatte gedreht und kam zurück. Tony war überrascht. Sein Zeitgefühl kam nicht mehr mit den Ereignissen mit, er war sicher gewesen, dass das Boot gerade eben erst vorbei gerauscht war. Das schwarze Motorboot reduzierte die Geschwindigkeit. Der Bug sank in das Wasser, die gedrosselten Motoren sprazzelten vor sich hin und spuckten Kühlwasser in kleinen Fontänen.

Jetzt war es also soweit, jetzt wollten sie nachschauen, ob sie ihre Beute erlegt hatten oder ob noch ein wenig Munition investiert werden musste.

Mit zitternden Händen griff Tony Tanner nach der Reißleine der Fackel. Er drückte sich gegen die Wand des Deckshauses und schaute dann vorsichtig durch die Tür.

Das Motorboot war noch zu weit. Er musste abwarten, sonst war seine Chance dahin. Das Boot näherte sich der *Mare nostrum*

von schräg achtern. Zum ersten Mal konnte Tony nun genau die Gesichter der Mörder erkennen, die alles daransetzten, ihn und Lucille ins Jenseits zu befördern. Der Mann mit der Maschinenpistole stand, die Hüfte gegen die Windschutzscheibe gedrückt und schaute aufmerksam auf sein Ziel. Er hatte seine Waffe, die Tony jetzt auch genauer erkennen konnte, auf die mattschwarze Umrandung der Scheibe gelegt. Steele hätte ihm sofort sagen können, dass es sich um eine AR 14 handelte, um die Zivilversion des M 16-Gewehres der US-Armee. Steele hätte sich weiterhin über Kaliber, Schussgeschwindigkeit und Reichweite auslassen können, sowie über die verschiedenen Wege, auf denen diese Mordgeräte zu den Waffenbasaren Albaniens und Mazedoniens gelangten, sowie über die vereinfachten Nachbauten, die pakistanische Waffenschmiede nahe der Grenze zu Afghanistan auf Bestellung liefern.

Für Tony Tanner, den das alles sozusagen nur soziologisch oder human-philosophisch interessiert hätte, sah die Waffe so aus wie die Sense, die der Tod auf mittelalterlichen Bildern trägt, denn beider Symbolwert war derselbe.

Der Schütze war ein Mann in den mittleren Jahren, breitschultrig, mit einem gemütlichen Bauchansatz und einem roten Gesicht, deren Stirn erst im Nacken endete, weil seine Haarpracht aus einigen grauen Schläfenlocken bestand. Der Mann konnte wie die Spielfigur einer Modelleisenbahn an jede erdenkliche Stelle gebracht werden - der freundliche Gemüsehändler von nebenan, der hilfsbereite Bahnhofsbeamte oder der gutmütige Musiklehrer. Nur mit einer Waffe in der Armbeuge erschien er als Fehlbesetzung. Seine betuliche Gestalt signalisierte: Wer mich zum Feind hat, muss ein mieser Typ sein.

Dafür war der Mann hinter dem Steuer geeignet, Tony Tanners schönste Vorurteile in angemessener Weise zu bedienen. Es war ein schmalzlockiger junger Kerl mit länglichem Pferdegesicht und dunkler Haut. Trotz des trüben Wetters trug er eine Sonnenbrille, der man schon von Weitem den Markennamen *Ray Ban*

ansah. Warum das Preisschild nicht mehr vom Bügel flatterte, wusste Tony nicht, es hatte jedenfalls nichts mit der Dezenz des Trägers zu tun. Die lässig auf das Bord gelegte linke Hand glitzerte im Schmuck einer schweren Goldkette. Der Kerl sah aus, als wäre er durch eine besondere Technik vom Fahrersitz einer tiefergelegten Luxuslimousine hinter das Lenkrad des Motorbootes teleportiert worden.

Mit zwei Fingern lässig am Lenkrad drehend brachte der Mann das Boot näher an die *Mare nostrum* heran. Der Schütze reckte den Hals, um über die Bordwand zu schauen. Diesen Augenblick nutzte Tony, um die Fackel zu zünden und zu schleudern.

Das gleißende Feuerlicht flog im Bogen auf das Boot zu, drehte sich in der Luft und fiel hinter die Vordersitze. Die Waffe fuhr hoch, wurde an die Schulter gerissen. Eine Folge einzelner Schüsse krachte in das Aufheulen der Motoren hinein. Sie verfehlten ihr Ziel, der Schütze war durch die nächste heranfliegende Fackel abgelenkt. Diesen Wurf hatte Tony besser platziert als den ersten. Die Fackel landete zwischen den Sitzen, sprühte heiße Funken, sodass der Fahrer fluchend hochfuhr und sich auf der Bordwand in Sicherheit brachte. Zugleich aber brachte er mit einem energischen Tritt die beiden Gashebel in die Anschlagposition und riss das Steuer herum. Der Schwall der beiden mächtigen Außenborder fuhr über die Bordwand der *Mare nostrum*. Tony sprang aus dem Deckshaus und schleuderte die restlichen Fackeln. Keine traf. Er sah aber mit Genugtuung, dass der Mann mit der Waffe durch die plötzliche Beschleunigung von den Füßen gerissen wurde und über die Sitzlehne in den Fußraum der Rückbank purzelte. Dort verbrannte er sich an der Fackel, brüllte wie ein Stier, fluchte und konnte schließlich die Fackel über Bord werfen.

Tony konnte einen Punkt für sich verbuchen, einen Zeitgewinn. Das änderte nichts an den grundsätzlichen Tatsachen. Außer vielleicht, dass er die Gegner motiviert hatte. Oder deutlicher ausgedrückt - jetzt waren sie richtig, aber wirklich richtig sauer.

Steeles Denken hatte sich schon abgeschaltet. Er reagierte instinktiv wie ein Reptil, spulte ein eingelerntes Programm ab. Erst als er einige Male seine Lunge gefüllt hatte, kehrte die Klarheit in seinen Kopf zurück.

Jetzt, als wären sie vorher nicht existent gewesen, bemerkte er die Explosionen. Sie benutzten geballte Ladungen und hatten ganz offensichtlich ein System. Beginnend bei der Umgebung der Rohrmündung näherten sie sich jetzt der *Mare nostrum* - und damit seinem Standort. Das Krachen der Handgranaten war inzwischen so laut, dass es sich knapp unter der Grenze zur Schmerzhaftigkeit hielt. Die Schockwellen waren spürbar. Sie rührten ihn an wie eine Ermahnung. Steele versuchte, die genaue Position der nächsten Detonation festzustellen. Sie war näher als erwartet, lag aber abseits der Linie, die er bisher zu erkennen geglaubt hatte. Trotzdem waren die Druckwellen stärker. Die Sprengsätze waren nun so eingestellt, dass sie bis auf den Boden sanken, bevor sie explodierten. So wurden die Druckwellen reflektiert und entfalteten größere Wirkung.

Mit schnellen Bewegungen befreite sich Steele von seiner Weste, ließ die leeren Flaschen auf den Grund fallen, um die frische Flasche abzuschnallen. Dann, so war die Theorie, wollte er die Weste samt Flaschen am Drahtseil befestigen, um das Material nach Beendigung des Tauchganges zu bergen.

Inzwischen war die Planung von den Geschehnissen überholt. Als Steele nach oben schaute, konnte er den schwachen Schimmer roter Lichter erkennen, die er sich nicht erklären konnte. Dann prügelte eine Explosion seine Trommelfelle ein und warf ihn auf den Boden.

Tony hatte mit etwas anderem gerechnet. Mit einer schnellen Attacke, einer rasenden Vorbeifahrt unter dem Geknatter von Salvenfeuer. Stattdessen näherte sich das Boot in mäßiger Geschwindigkeit. Als Tony es wagte, kurz den Kopf über die Bordwand zu heben, sah er, dass der Schütze seine Waffe fortgelegt hatte. Halb gebückt, eine Hand auf dem Rand der Schutzscheibe, fixierte er die *Mare nostrum*. Er erkannte die Bewegung, die Tony verursachte und schrie durch das Motorengeräusch dem Mann am Steuer etwas zu.

Was die Szene bedeutete, war Tony klar. Die beiden Killer hielten die Stunde der Handgranaten für gekommen. Der eine, der gemütliche Typ mit dem Bauchansatz, war mit absoluter Sicherheit ein geübter Bocciaspieler. Dass er jetzt Handgranaten werfen sollte, machte nur einen graduellen aber keinen qualitativen Unterschied aus.

Das Bewusstsein der eigenen Hilflosigkeit lähmte Tony Tanner. Er wusste nicht, wie lange er auf dem Deck lag und nur darauf wartete, dass Dinge geschahen, die er nicht mehr verhindern konnte. Er spürte eine kochende Wut in sich, am liebsten hätte er geschrien, hätte den Gegnern seine Wut wie Drachenfeuer entgegen gespien. Er bemerkte, dass seine rechte Hand zu zittern begann. Er konnte den Nervenimpuls nicht unterdrücken, jetzt rebellierte schon sein eigener Körper, zeigte dem kleinen Ich des Tony Tanner, dass es nichts, aber auch gar nichts mehr unter Kontrolle hatte.

Neben sich gab es eine Bewegung. Lucille hob den Kopf. Zwischen ihren wirren Haarsträhnen hindurch traf Tony der Blick ihrer dunklen Augen. Es lag ein seltsames Vertrauen in diesem Blick, etwas, das er bisher unter der gewollten Kühle und genussvollen Kratzbürstigkeit dieser Frau nicht richtig bemerkt hatte. Sie hatte Hoffnung, weil er da war. Dieses Bewusstsein legte sich wie ein Zentnergewicht auf Tonys Seele. Er hätte alles gegeben, um sie zu beschützen, aber tief im Inneren wusste er um die Vergeblichkeit solcher Illusionen.

Seine rechte Hand fuhr hoch, als hätte sich eine Feder gelöst. Bevor Tonys es selbst realisierte, schlängelte sich die Peitsche durch die Luft, traf auf einen dunklen Gegenstand und prellte ihn zur Seite. Dann holte der Arm neu aus, schwang die Peitsche und klatschte mit einem Schlag gegen die beiden anderen Granaten, die vom Motorboot aus geschleudert worden waren.

Die Granaten fielen ins Wasser. Einen Herzschlag lang dröhnten nur die Außenborder des Motorbootes. Dann stiegen mit dumpfem Grollen Wasserfontänen auf. Die *Mare nostrum* schüttelte sich, vom Heck her kam ein lautes Krachen.

»Was war das«, flüsterte Lucille.

Tony wusste es nicht. Aber selbst wenn das der Fall gewesen wäre, hätte er nicht geantwortet. Er beobachtete das Motorboot, das sich nun in eine weite Kurve legte. Der Schütze bückte sich nach seiner Waffe, prüfte sie und wickelte sich den Tragegurt an den linken Arm. Dann drückte er den Kolben an die Schulter und stellte sich breitbeinig zurecht. Seine Bewegungen hatten nun das leicht prahlerische Pathos, mit dem ein Torero den Degen für den tödlichen Stoß führt. Er ließ sich Zeit. Die Vorführung war dem Ende nah, das Spiel entschieden, was noch zu tun blieb, war Routine.

Vielleicht hätte Tony jetzt die Gelegenheit gehabt, an die Pistole zu kommen. Er machte nicht einmal den Versuch. Die Situation ließ ihn erstarren, als wäre er in einem Eisblock eingefroren.

Die Druckwellen pressten Steele auf den Boden, er spürte die Wucht des komprimierten Wassers bis in die Eingeweide. Er hatte das Mundstück verloren und tastete im schwächer werdenden Licht der Lampe.

In einem plötzlichen Impuls wurde ihm bewusst, was zu tun war. Die roten Lichter - es gab nur eine Erklärung. Die beiden auf der *Mare nostrum* wollten ihn warnen, wollten ihm ein Signal

geben. Aber warum? Er wusste, was los war, er hatte die Granaten gespürt und gehört.

Nein, es war etwas anderes. Sie hatten ein Zielgebiet abgesteckt.

Ab jetzt handelte Steele völlig automatisch. Er vollführte die Handgriffe in einer Art von klarsichtiger Betäubung. Mit einem Male hatte er sich von sich selbst entfernt. Er bemerkte wieder den prüfenden, beobachtenden Blick des Unbekannten. Zugleich bemerkte er etwas wie feine weiße Fäden, die sich durch das Wasser zu ziehen schienen, und wusste, dass er das Gewebe der Ereignisse sah. Diese Fäden war nicht real, sie hatten keine materielle Wirklichkeit, aber sie waren dennoch keine Täuschung und keine Illusion. Steele war sich klar, dass er in dieser absurden Situation wieder etwas sehen konnte, wie es sonst nur Meister Ki oder einigen wenigen anderen Auserwählten möglich gewesen war.

Steele nahm einen tiefen Atemzug. Dann legte er eine der leeren Flaschen als Unterlage auf den Boden, stellte die volle Flasche darauf, korrigierte ein wenig die Stellung. Daraufhin nahm er die zweite leere Flasche. Er brauchte nur einen Schlag, eine konzentrierte Anstrengung, die allen Gesetzen der Natur Hohn sprach - ein Schlag, von dem Steele wusste, dass er außerhalb aller bekannten physikalischen Gesetze stattfand. Die Kante der Flasche traf den Verschluss der vollen Flasche und trennte ihn ab. Mit dem Fauchen einer Rakete schoss die Flasche, angetrieben von 25 Litern Pressluft an die Oberfläche.

Steele wartete, bis die Blasen verschwunden und der aufgewirbelte Schlamm sich gelegt hatte. Seine Lunge meldete ihm, dass er Luft brauchte. Dann fiel sein Blick auf das Drahtseil, das lose auf dem Boden lag und sich in der trüben Dunkelheit verlor. Nun wusste er, was die große Explosion verursacht hatte. Die Luftflasche, die auf zehn Metern Tiefe hing, war explodiert und hatte das Seil zerfetzt.

Ob das Heulen, das in seinen Ohren war von der Flasche kam,

die wie ein Torpedo nach oben raste? Oder war es die Nachwirkung der Explosion? Oder waren es seine Lungen, die nach Luft schrien?

Steele wusste es nicht.

Das schwarze Motorboot kam mit Höchstgeschwindigkeit herangerast. Nur noch das Heck mit den beiden gewaltigen Triebwerken hing im Wasser. Der Schütze konnte seine Waffe auf die Windschutzscheibe legen und die *Mare nostrum* gezielt unter Feuer nehmen.

Plötzlich durchbrach ein Gegenstand die Wasseroberfläche. Er traf das Motorboot ungefähr mittschiffs in Längsrichtung. Er schlug durch die Kunststoffhaut, kam auf der Oberseite wieder zum Vorschein, flog weiter, taumelnd und sich überschlagend, und stürzte ein Stück weiter hinten ins Wasser.

Tony Tanner hatte das Krachen gehört und war trotz aller Gefahr hochgefahren. Er sah, dass der Schütze getroffen wurde. Der Körper des Mannes zerlegte sich förmlich in seine Einzelteile, ein feiner roter Nebel stand eine Sekunde lang über dem Boot, die Waffe wirbelte durch die Luft und schleuderte einen Teil des Armes mit sich, als wollte sie den lästigen Gegenstand abwerfen.

Das Motorboot stieg hoch, dass es für einen Moment senkrecht auf dem Wasser zu stehen schien. Tony konnte durch das gezackte Loch die graue Wasserfläche und im Hintergrund die bewaldete Landzunge erkennen. Wie ein Wal, der auf seiner Flosse steht oder eher wie eine unsichere Spitzentänzerin balancierte das Boot auf seinem Heck. Dann kippte es langsam nach vorne. Während dessen raste es mit fast unverminderter Geschwindigkeit weiter. Das Leck berührte das Wasser. Mit ungeheurer Wucht, als würde der Ablauf eines Stausees geöffnet, schoss das Wasser durch das Loch. Der Rumpf des Schützen wurde auf dem gischtigen Strahl nach achtern gespült, wurde wie ein Teil

einer zerrissenen Puppe mit schlenkernden Beinen sichtbar und schlug dann in die Wellen. Das Boot tauchte ab, verschwand von der Oberfläche und stieg einige Bootslängen weiter wieder auf. Der Rumpf lag halb im Wasser, aus einer Maschine stieg blauer Qualm in hustenden Wolken. Der Mann hinter dem Steuer hing reglos in seinem Sitz, sein Kopf hing nach hinten über der Lehne.

Die Männer in der weißen Sunseeker hatten die Sache bemerkt und fuhren heran, um ihrem Kumpan Hilfestellung zu leisten.

In diesem Augenblick schoss Steele direkt neben der *Mare nostrum* aus dem Wasser. Er kam hoch wie der Korken aus der Sektflasche, wie ein aus dem Wasser katapultierender Orka, stieg bis zu den Knien in die Höhe und bekam im Zurückfallen die Bordwand zu packen.

Tony Tanner starrte ihn nur an. Er war noch nicht einmal in der Lage gewesen, die Geschehnisse um das schwarze Motorboot zu verarbeiten. Und jetzt kam Steele und Tony dachte nur: *Mein Gott, der Mann hat keine Dekostufen gemacht, der Mann ist so gut wie tot.*

Und Steele schien auf Tony zu starren. Tatsächlich horchte Steele in sich hinein. Er wusste nur zu gut, was in seinem Körper geschah. In diesem Moment löste sich der im Gewebe gebundene Stickstoff, ballte sich zu Bläschen, drängte sich durch seine Adern, klumpt sich zusammen, in seinem Herzen, in seinem Hirn, um dort die lebenswichtigen Blutgefäße zu verstopfen.

»Ich habe noch etwa zwei Minuten«, sagte Steele plötzlich mit ruhiger Stimme.« Dann muss ich mit einer vollen Flasche wieder unten sein und die Dekostufen machen. Ansonsten bin ich tot.«

Vielleicht sagte Steele noch etwas, aber seine Stimme ging in der Detonation unter, die das schwarze Motorboot zerfetzte. Auf eine Blase von stumpfem Rot folgte eine schwarze Wolke, dann war das Boot verschwunden.

Die Leute auf der Sunseeker verloren die Nerven. Wie eine akustische Untermauerung ihrer Panik klang das Aufheulen der Motoren.

Der Mann am Steuer musste um die Explosionsstelle herumfahren, um den Zusammenprall mit treibendem Teilen zu vermeiden. Er hätte den längeren Weg außenherum wählen können. Aber er hatte es plötzlich ungeheuer eilig und steuerte zwischen dem schäumenden Fleck, über dem noch einige Rauchfetzchen hingen, und der *Mare nostrum* vorbei.

Wahrscheinlich sollte es zum Abschied noch einmal ein Versuch sein, die *Mare nostrum* durch die Bug- und Heckwellen zum Kentern zu bringen.

Der weiße Rumpf der Sunseeker raste heran. Tony holte aus und schwang seine Peitsche. Niemals im Leben würde er in der Lage gewesen sein, seine Handlung zu erklären. Er tat es, weil es getan werden musste.

Die Peitsche schlängelte durch die Luft, wickelte sich um den Hals des Froschmannes und riss ihm förmlich das Boot unter den Flossen weg. Der Mann flog nach hinten und knallte gegen eine Verstrebung am Heck.

Tony konnte die Szene beobachten. Er hatte eine Zehntelsekunde Zeit, sich auf das vorzubereiten, was geschah und wurde trotzdem überrascht. An die Peitsche geklammert, wurde er brutal vorwärts gerissen. Er konnte noch in die Höhe hüpfen, sonst wären seine Schienbeine an der Bordwand zertrümmert.

Im nächsten Moment lag Tony im Wasser, krallte sich an die Peitsche und wollte sie doch loswerden und konnte es nicht, weil er sich das Leder um das Handgelenk gewickelt hatte. Sein Arm schien aus dem Gelenk zu reißen, um ihn her gischtete das brodelnde Heckwasser wie eine kompakte Masse, in die er einbetoniert war. Erkennen konnte Tony nichts, nur vorbeizischendes Weiß, untermischt mit Grau. In seinen Ohren war ein gewaltiges Rauschen und Tosen. Er erstickte in einem waagerechten Wasserfall.

Plötzlich lockerte sich der Zug auf die Peitsche. Das Boot machte eine scharfe Wendung, die Propeller schwenkten für einen Augenblick zur Seite. Tony tauchte auf und sah das Heck di-

rekt vor sich. Er brauchte nur den rechten Arm anzuspannen, sich mit der Linken an der Peitsche vorwärts zu ziehen und dann den Griff zu packen.

Als das Boot wieder Fahrt aufnahm, hatte Tony es schon geentert. Er wusste nicht, wie lange er im Heckwasser mitgezogen worden war. Aber ihm war klar, dass er kaum mehr als eine Minute hatte. Das war der Grund, warum er alle sonstige Höflichkeit außer Acht ließ. Zuerst nahm er sich den Mann vor, der gerade die Peitsche durchschneiden wollte, um den Froschmann aus deren Würgegriff zu befreien. Es war derselbe Mann, der von Lucille mit Signalfackeln beworfen worden war. Die Wunde am Unterarm behinderte ihn vielleicht weniger als der Gedanke an die Behinderung durch die Wunde ihn lähmte. Vielleicht hatte er Tony auch nicht sofort bemerkt und glotzte ihn nun an wie ein Gespenst. Tony verzichtete auf die filmreife Variante und schubste den Kerl schlicht über Bord. Der ließ einen sehr unmännlichen Schrei hören, der nach *Hilfe!* klang. Dann schlug das Wasser über ihm zusammen.

Dann kam der Mann am Steuer an die Reihe. Er hatte den Angreifer bemerkt, hielt mit der Linken das Steuer und drehte sich halb auf seinem weißen Ledersessel, um mit der Rechten eine Pistole auf Tony abzufeuern. Er schoss ungezielt und überhastet, aber immer noch genau genug. Neben Tonys Ohr sirrte die Kugel vorbei, die Luft wurde für eine Sekunde heiß wie ein rot glühender Draht. Dann war Tony bei dem Mann. Während er die drei Schritte zurücklegte, hatte er die Peitsche vom Hals des Froschmannes gelöst - nein, eigentlich hatte sich die Peitsche abgelöst wie ein folgsamer Jagdhund. Nun wickelte sie sich mit Tonys Schlag um die Hand des Mannes. Tony riss ihn aus dem Sessel, rammte ihm das Knie in den Unterleib und stieß ihn gegen das Instrumentenbord. Dort drehte er den Mann in die passende Lage, verkrallte sich in seine öligen Nackenhaare und stieß den Kopf mit aller Kraft gegen das wunderbar weiße, glänzend polierte und mit chromgeränderten Rundinstrumenten ausge-

stattete Panel. Es gab einen lauten Krach, das Instrumentenbord wurde mit roten Sprenkeln verunziert, der einstige Steuermann des schönen Bootes knickte in den Knien ein und sank zu Boden.

Tony riss das Steuer herum, fürchtete für einen Moment, er würde das Boot kippen lassen, fand dann den Gashebel und drückte ihn in die Nullstellung.

Die Sunseeker glitt an die *Mare nostrum* heran. Steele schwamm ihr entgegen. Als er an der weißen Bordwand war, kippte Tony den röchelnden Froschmann über Bord. Kaum hatte der das Wasser berührt, als Steele ihn in einen Ringergriff nahm und blitzschnell mit ihm abtauchte.

Erschöpft schaute Tony den beiden Schatten nach, die in der Tiefe verschwanden.

»Ob diese Idioten eigentlich gewusst haben, wie teuer so ein original *Bretagne*-T-Shirt ist? Das ist original Saint James, das kriegt man nicht überall und bei Woolworth gib't das erst recht nicht.«

Tony schaute mit einer Mischung aus Entsetzen und Begeisterung auf die winkende Lucille, die sich hinter der Bordwand der *Mare nostrum* erhoben hatte und nun an sich herunterblickte. Sie hatte einige blaue Flecken abgekriegt, aber ihr T-Shirt, das vom Kragen bis zum Nabel einen Riss hatte, zeigte, dass die Grundsubstanz noch völlig in Ordnung war. Überhaupt schien es Tony, dass eine Frau, die über ihre zerfetzte Oberbekleidung jammert, in keinem wirklich lebensbedrohlichen Zustand ist.

»Ich schätze mal, so einen Fetzen würdest du nicht mal auf dem Flohmarkt kaufen können. Verkaufen übrigens auch nicht.«

Die beiden Boote waren jetzt kaum zwei Meter voneinander entfernt.

Lucille stemmte die Arme in die Hüften, auf die Gefahr hin, dass sich der Riss in ihrem Hemd noch etwas erweiterte und dem Betrachter ausführlichen Einblick in die Natur ihrer Busenlandschaft bot. Tony achtete nicht darauf. Er stellte nur fest, dass sie in ihrem gerechten Zorn zugleich ungeheuer niedlich und un-

geheuer begehrenswert wirkte.

»Das weiß ich selbst, du unsensibler Inselbewohner, schließlich stecke ich in dem Teil drin. Aber du hättest ja die Chance gehabt, mir was Nettes zu sagen, als Aufbauhilfe. Zumindest theoretisch, denn für solche Feinheiten bist du ja anscheinend nicht gebaut.«

»Sie sehen wunderschön aus, Fräulein Chaudieu - Sie sind ein Fest für das Auge, ein Jubel für die Sinne und ein ... ääh, jedenfalls gibt es keinen Grund, dich aufzuregen.«

»So was nennt man Schadensbegrenzung. Deine Charmeoffensive kommt reichlich spät.«

»Aber nicht zu spät, hoffe ich.« Lucille legte den Zeigefinger an die Lippen und fixierte intensiv einen Punkt am Himmel.

»Könnte sein, dass du Glück hast«, beschied sie Tony schließlich.

»Danke, ich werde dich mit netten Worten überschütten.«

»Du sollst mich doch nicht zulabern.«

»Pralinen kann ich auf die Schnelle nicht besorgen.«

»Dann sag was Nettes.«

»Hab ich doch eben schon.«

»Himmel noch mal, bemühe dich doch wenigstens!«

»Du bist wunderschön, wenn du mal wieder durchknallst.«

»Du lügst.«

»Wie könnte ich im Angesicht deiner wundervollen Augen lügen?«

»Das frage ich mich allerdings auch, aber irgendwie schaffst du es. Willst du nicht endlich rüberkommen?«

»Zuerst müssen wir diesen Kahn festmachen.«

Inzwischen war Tony klar geworden, auf welche Weise er sich Lucilles Wohlwollen wieder erobern konnte. Und er war durchaus willens, sich dafür ins Zeug zu legen - sich persönlich voll einzubringen sozusagen.

Bevor er aber seinen Plan in die Tat umsetzen konnte, wurde er durch ein Stöhnen gestört. Er blickte sich um und sah auf den

Verletzten, der immer noch den Arm auf seine Wunde presste.

»Wir müssen den Kerl verbinden«, entschied Tony.

»Spinnst du, warum soll ich ihn erst öffnen, wenn ich ihn dann wieder zunähe?«

»Das liegt daran, dass wir die Guten sind.«

»Weißt du was, Mister Heiligenschein, ich habe im Moment meine Zweifel, ob wir die Guten sind. Ich habe nicht übel Lust, diese Schande der Männerwelt über Bord zu werfen!«

Tony beugte sich über den zweiten Mann, der von seinen eigenen Leuten angeschossen worden war. Er hatte einen kleinen Einschuss an der rechten Schulter. Der Austritt der Kugel war handgroß und zeigte zerfaserte Ränder. Tony verstand immerhin soviel, dass hier eine Kugel getroffen hatte, die besonders präpariert worden war. Der Gedanke, dass er selbst das Ziel dargestellt hatte, ließ ihn erschauern. Er legte den stöhnenden Mann auf das Deck.

»Wird schon wieder«, sagte er. Dann wandte er sich Lucille zu.

»Weshalb hast du Zweifel, dass du zu den Guten gehörst?«, fragte er. Der Satz klang nun allerdings allzu sehr nach einem Hollywoodschinken, mithin er klang absolut blöde.

»Weil«, Lucille richtete ein aufgesetztes, bewusst schiefes Lächeln in Tonys Richtung, »weil die Guten am Schluss immer das hübsche Mädels bekommen. Und was dich angeht, mon Cher, bei dir kann ich kaum noch glauben, dass du am Schluss irgendeines abbekommst.«

Damit knallte sie einen Erste-Hilfe-Kasten, den sie unter Deck aufgetrieben hatte, auf die Planken und begann mit der Versorgung der beiden Verletzten.

Sie hasste Tony dafür, dass er sie dazu aufgefordert hatte. Dieser Geruch von saurem Schweiß und Blut holte sie mit brutalem Zugriff wieder in eine Wirklichkeit, die sie eben noch erfolgreich verdrängt hatte. Sie sehnte sich nur nach Tonys Umarmung, nach der Wärme seines Körpers und nach seinen Küssen. Sie wollte in ihn versinken wie in ein unendlich großes Daunebett,

sie wollte die letzten Minuten abstreifen, wie sie ihr nasses Hemd abstreifen wollte ...

Und nun hatte dieser Kerl sie an ihre Pflichten der abendländischen humanistischen Tradition gegenüber erinnert, und zwar genauso sensibel, wie man einen jungen Hund mit der Nase in sein *Bächlein* stupst, damit das Vieh stubenrein wird.

Er hatte ja recht, das musste Lucille sich zugestehen, er handelte edel und hochherzig, und er hatte gekämpft wie ein wirklicher Held. Sie war wild nach ihm und sie würde es ihm zurückzahlen, dass ihm Hören und Sehen verging. Heute Abend noch.

Der Gedanke beruhigte sie, während sie routiniert, wenn auch ohne echte Hingabe die Wunde verband, die sie selbst verursacht hatte. Die Tatsache, dass sie die klaffende Wunde mit Klebeband schloss, hatte sicherlich nicht allein medizinische Gründe, sondern entsprang auch einem nicht ganz unterdrückten Ressentiment Lucilles gegenüber ihrem Patienten.

Unterdessen kümmerte sich Tony um die anderen Männer. Das heißt, er verband das Gesicht, das er selbst eben noch demoliert hatte, fischte zuerst den Mann mit dem verwundeten Unterarm aus dem Wasser, fesselte ihn mit Verbandmaterial und versorgte dann seine Wunde und kümmerte sich schließlich um den Froschmann, der inzwischen ohne Atemgerät, aber mit aufgeblasener Schwimmweste apathisch auf dem Wasser trieb.

Der Gedanke an Steele, den er zu unterdrücken versuchte, drängte sich Tony immer wieder in das Bewusstsein.

Möglicherweise war Steele längst tot. Er hatte zwar noch keine Anzeichen der Taucherkrankheit gezeigt, aber das musste nicht bedeuten, dass sie nicht eine halbe Sekunde nach dem Abtauchen aufgetreten waren. Und doch würden sie auf ihn warten, denn tief im Inneren machte sich Tony Tanner keine allzu heftigen Sorgen um den großen Mann.

So dehnten sich die Minuten zu Stunden. Nieselregen setzte wieder ein. Tony hockte trübsinnig auf einem Sessel, der eigentlich für feiste und vergnügungsfähige Kapitalistenhintern ge-

macht worden war. Ein Plätschern neben der Bordwand ließ ihn hochfahren.

Steele hielt ihm eine Kamera entgegen.

»Ich hätte dieses Drecksding um ein Haar mit der Weste unten vergessen.«

Sie fuhren die Sunseeker zusammen mit der *Mare nostrum* um die Landzunge, stellten den Autopiloten ein, drückten die Gashebel auf volle Fahrt, dann sprang Tony über Bord und paddelte zurück zur *Mare nostrum*.

»Was für überaus hässliche Fische sich hier herumtreiben«, sagte Lucille, bevor sie ihm an Bord half.

»Und was für überaus reizende Fischer, die sie an Bord ziehen.«

»Schleimer.«

Mario und seine Genossen waren über den Zustand des *Globo No* Flaggschiffes begeistert. Für sie stand fest, dass die Schergen der Globalisierung dieses schwimmende Symbol des Widerstandes beseitigen wollten, aber das Schiff hatte all dem widerstanden und sich dadurch selbst geadelt. Tony musste alle Überredungskunst aufwenden, damit Mario vor den Anrufen bei den Medien ein Telefonat mit der Polizei tätigte, in dem er von einem führerlosen Boot mit Verletzten berichtete, das, vermutlich mit fast leeren Tanks, in Richtung Albanien unterwegs war.

Dann fuhren Steele, Lucille und Tony nach Loreta. Tony nutzte seine neu geschaffenen freundschaftlichen Beziehungen zum Hotelpersonal und sorgte dafür, dass sie frische Kleidung aus ihren Zimmern gebracht bekamen und sich umziehen konnten, bevor sie über das Foyer den Weg zu ihren Räumen antraten.

»Übrigens, Süßer«, sagte Lucille, als sie sich vor Tonys Tür von ihm verabschiedete. Dabei legte sie ihren Finger unter Tonys Kinn - eine Geste, die irgendwo zwischen strenger Lehrerin und

sanfter Verführung einzuordnen war. »Du weißt, wo ich wohne und du weißt, was ich will. Den Rest überlasse ich dir.«

Damit legte sie mit wiegenden Hüften die wenigen Schritte zu ihrer Tür zurück und ließ einen Tony Tanner zurück, dessen Blick förmlich vor Entschlossenheit funkelte.

Als er seinen Oberkörper straffte, um sich wirklich gut zu fühlen, spürte er die schmerzhaft Lähmung in seinen rechten Arm fluten, den Preis für den Einsatz der geheimnisvollen Peitsche.

Tony Tanners Hoffnung, sein desaströses Liebesleben würde sich nun mit einem Schlag in eine beneidenswerte Erfolgsgeschichte verwandeln, hatte nicht lange Bestand.

Als er unter der Dusche hervorkam, wusste er, wie sich eine Jeans fühlen muss, nachdem sie gerade stone-washed worden war. Seine Sammlung an Prellungen, blaue Flecken und Hautabschürfungen hatte sich an diesem Tag um einige schöne Exemplare vermehrt. Tony war ziemlich sicher, dass es ihn nicht erfreuen würde, wenn irgendeine Person ihre Finger auf diese Stellen legen würde, und sollte es die Liebesgöttin Venus in personam sein. Sein rechter Arm baumelte wie leblos neben ihm, aber er war nicht fremd, er war wie die Trophäe eines siegreichen Kampfes, und die Erfahrung mit der Peitsche hatte ihn gelehrt, dass der Schmerz und die Lähmung nur vorübergehend waren.

So lautete also das Fazit seiner Überlegungen: Leg dich ins Bett, Alter und schlaf 'ne Runde. Morgen ist auch noch ein Tag.

Leider schien Lucille Chaudieu mit dem morgigen Weltuntergang zu rechnen oder aber sie war derart von Begierde erfüllt, dass sie nicht bis morgen warten konnte. Letztere Möglichkeit hatte natürlich für Tony durchaus schmeichelhaft, ließ aber andererseits befürchten, dass sie auf blaue Flecken keinerlei Rücksicht zu nehmen beabsichtigte. Was wiederum zu schmerzhaften Nervenirritationen aufseiten Tonys führen könnte und seine ... nennen wir es physiologischen Fähigkeiten ... in gewisser Beziehung mindern könnte, was ihm wiederum äußerst peinlich wäre,

weil es seiner Auffassung eines Gentlemans widersprach (wobei betont werden muss, dass sich Tony Tanner in dieser Hinsicht eine gänzlich eigene Weltanschauung gezimert hatte, da es bekanntlich zu den Eigenheiten eines Gentleman gehört, nicht zu viel zu sagen und über dieses Thema nun schon erst recht nichts) und sein Selbstbewusstsein gefährden, ja, ihn sogar in die Gefahr der Neurotisierung bringen würde.

Die gänzlich eindeutige Einladung Lucilles, an sich die Verwirklichung eines Männertraumes, wurde für Tony plötzlich zum Albtraum. Er verfluchte die Ungerechtigkeit der Welt, die einem Mann die Ausrede eines plötzlichen Migräneanfalls versagte.

Tony ging einige Minuten unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Von ihm nur durch eine Wand getrennt, war er sich der Anwesenheit eines erotischen Vulkans bewusst, einer Lucille Chaudieu, die er sich in diesem Moment als eine Mischung aus gereiztem Miura-Stier und ausgehungertem Mädchenpensionat vorstellte. Er glaubte förmlich die heftigen Atemzüge Lucilles zu hören, das leise Knistern einer Lawine an Begehrlichkeit, die sein zartes Fleisch zu überrollen trachtete.

Schließlich gewann sein Optimismus Oberhand. Er würde die Sache irgendwie schon drehen, angeblich waren Frauen ja gar nicht so scharf auf Sex und wollten lieber eine Runde kuscheln und den Mann mit ihren Problemen zutexten. So ungefähr stellte sich Tony jetzt einen gelungenen Abend vor.

Nachdenklich massierte Tony seinen rechten Arm.

Und im Übrigen ... Tony stellte sich vor den Spiegel und beschimpfte sein Abbild aus vollem Herzen. Was war er für ein Idiot. Da wartete eine Traumfrau auf ihn und er hatte nichts anderes zu tun, als an seine zwei Dutzend blauen Flecke, oder wie viele es nun auch sein mochten, zu denken!

Endlich, jetzt war Tony bereit, sich den erotischen Lavaausbrüchen Lucilles zu stellen.

Nun allerdings kam ein anderes Problem. Steele, genauer Steeles Gehör, genauer die knarrenden Dielen auf den Flur und ganz genauestens Tonys peinliche Berührtheit bei dem Gedanken, Steele könnte mitbekommen, dass sich Tony in Lucilles Zimmer schlich. So was gehörte sich einfach nicht. Es war peinlich. Es hatte eine Form von vulgärer Protzerei an sich.

Die Vorstellung von Steeles Grinsen, wenn er das Knarren der Dielen hören würde, hatte für Tony den Charme eines Kastrationsmessers. Und in gewisser Hinsicht auch dessen Wirkung. Nein, der Gang über den Flur schied aus.

Blieb, um sich der Gefährtin seiner kommenden Ausschweifungen zu nähern, nur noch der Weg über den Balkon. Der war einfach und naheliegend und hatte lediglich den leichten Reiz, dass zwischen den beiden Balkonen die Möglichkeit zu einem senkrechten 25-Meter-Spurt mit anschließendem Pflasterklatschen bestand. Diese Möglichkeit war aber rein theoretisch, wie sich Tony schnell selbst bestätigte, als ihm die Vorstellung eines solchen Sturzes ein hektisches Kribbeln in die Magengrube zauberte.

Tatsächlich war es so, dass sich Tony und Lucille von ihrer beider Balkone aus die Hand geben konnten, ein wenig guten Willen und weites Vorbeugen vorausgesetzt. Der Abstand betrug nicht mehr als einen weiten Schritt und war auch für einen Normalmenschen ohne größere sportliche Ambitionen (eine Kategorie, in der sich Tony Tanner gut aufgehoben fand) leicht durchzuführen. Sicherlich, es gab diese unerfreuliche Lücke, die aber vorhanden sein musste, sonst hätten ja keine Balkone, sondern eine Galerie die Fassade des Hotels geziert. Und wenn man etwas Fantasie mit ein wenig Wehleidigkeit mischte, dann konnte man sich schon vorstellen, wie es ist, wenn man das Ziel verfehlt, die Hand am Balkongitter abgleitet und man, begleitet von seinem eigenen Schrei, in die Tiefe stürzt ... Und erst dann diese Peinlichkeit, unten als Leiche liegen zu müssen, während sich die Zuschauer um die eigene abgelebte Person sammeln und

dumme Bemerkungen machen, die man selbst nicht mal mehr mitbekommt ...

Schluss, verdammt noch mal!! Tony hämmerte die energisch geballte Faust auf den Tisch, dass die Vase und die anderen Gegenstände einen erschreckten Hüpfen machten, als hätte er sie zu dieser späten Stunde aus dem Schlaf gerissen. Hatte er denn überhaupt keinen Selbstrespekt mehr? Eben noch hatte er mit Steele und Lucille ein Abendessen eingenommen. Übrigens ein ganz ausgezeichnetes, Lucille hatte gemeint, zur Feier des Tages sollte man sich Austern leisten und ein Schluck Champagner wäre auch nicht schlecht. Ansonsten sagte sie nicht viel, das heißt, sie redete nicht, aber ihre schweigende Anwesenheit, ihre Blicke machten Worte überflüssig.

Tony hatte, tückisch wie er war, einen Ausweg gesucht, indem er Steele fragte, ob die sofortige Abreise unter irgendeinem Vorwand angemessen sei. Steele hatte allerdings nur den Kopf geschüttelt und erklärt, dadurch machten sie sich erst recht zu potenziell Verdächtigen, sollte den Carabinieri schon eine Spur der Seeschlacht untergekommen sein und sie zu Nachforschungen animiert haben. Nein, morgen würden sie in aller Ruhe aufbrechen, dem Ex-Bürgermeister könnte man immerhin noch ein erklärendes Telefonat gönnen und dann war man ab durch die Mitte. Tony war begeistert, im Angesicht einer schamhaft schweigenden, aber vor Erwartung glühenden und wunderschön anzuschauenden Lucille Chaudieu fand er kaum Worte, um auszudrücken, wie sehr ihn ein schneller Aufbruch in seiner Lebensfreude gemindert hätte.

So war das also gelaufen und Tony sah sich mit der Tatsache konfrontiert, dass einem Liebesabenteuer nichts im Wege stand, außer seiner eigenen Feigheit. In diesem Moment verwünschte er jede verpasste Gelegenheit, eine Frau flachzulegen - die Zahl der verpassten Gelegenheiten übertraf die Zahl der genutzten solchen um geschätzte 110 Prozent - jede heimliche Lektüre in

Francines Frauenzeitschriften (Warum ein Mann eine Frau nicht befriedigen kann und wie sie ihn trotzdem dazu kriegen, es zu tun, ihre 77 schärfsten Punkte, von denen Ihr Kerl nie erfahren wird. Warum Lesben den besseren Sex haben), sowie seine gesamte Erziehung und seine blöde Rücksichtnahme auf die Mitmenschheit. Warum konnte er nicht einfach stramm und knarrend über den Flur gehen, an Lucilles Tür klopfen, sie Schnucki nennen und sie auffordern, ihm ... na ja, jedenfalls der eventuellen Befriedigung seiner Partnerin soviel Wert beizumessen wie der Wettervorhersage von vorgestern.

Verdammt, verdammt, verdammt, Tony raufte sich die Haare und rannte sofort in das Badezimmer, um den Scheitel wieder in Form zu bringen. Was für eine oberblöde Situation! Das war schlimmer als Schmierentheater. Er war eine Lachnummer. Er jammerte herum wie die Karikatur eines jugendlichen Liebhabers aus einem Bühnenverbrechen von 1890.

Also gut - der Balkon. Das machte sich nicht schlecht. Es hatte so was Romantisches, das Tony durchaus zu schätzen wusste. Lucille, davon war er überzeugt, ebenso. War sie nicht vom Kopf bis zu den Füßchen ein Idealbild der Französin, eine Rose vom Stamme jenes Volkes, das sich durch überfeinerte Lebensart, decadente Laster und Nerven zerrüttende Abnormitäten, ja sogar - offen zelebrierte Perversitäten als unfähig zu ... Tony starnte vor sich hin. War er vom Geist der Maggie Thatcher besessen? Hatte er etwa zu oft die *Sun* oder den *Mirror* gelesen? Wieder schritt er wie ein Tiger im Käfig hin und her. Oder wie ein verschüchtertes Böcklein in seinem Verschlag. Allein die Vorstellung: Aber natürlich hat es mir Spaß gemacht, Tony. Aber ein Orgasmus ist doch gar nicht so wichtig, Liebling. Nein, diese Sache mit der Größe des Du-weißt-schon ist doch eine bloße Männerfantasie, Schatzi. Aber sicherlich, kuscheln macht auch mir viel mehr Spaß. Nein, nein, ich möchte jetzt auch schlafen, Herzchen. Mach ruhig weiter, wie kommst du darauf, dass ich gegähnt habe?

Nein, zwei Minuten reichen mir völlig. Ich kann mich im Moment nicht daran erinnern, dass es mir irgendwann mal mehr Spaß gemacht hat. Du warst klasse, gibt's du mir bitte mal das Fernsehprogramm rüber.

»Alles klar, Tony, das Phänomen nennt man Selbstblockade. In welchem psychologischen Beratungsbuch war dieser Trick mit dem Zählen - bis 10 oder bis 100? Oder war es die Sache mit dem tiefen Durchatmen? AAuumm - und in den Bauch hinein, wird schon besser, wie lange hänge ich eigentlich hier schon rum, oh Mann, Lucille sollte ich nicht warten lassen, so was tut man doch nicht, Himmel ich bin so scharf auf diese Frau und würde jetzt am liebsten Mönch werden ...«

Es hatte keinen Zweck, mit der Tony Tannerschen Überlebens-taktik des Zögerns, Zauderns und Abtauchens weiterzumachen. Tony schaltete seine Gedanken ab, das heißt, er dachte ständig: Ich denke nicht, ich denke nicht, ging auf den Balkon, stützte sich mit der einen Hand an die Hauswand, kletterte auf die Brüstung und sprang.

Den Sprung hätte er sich sparen können, ein weiter Schritt hätte es auch getan, wie im Laufe dieser Dokumentation der Seelenverwirrungen eines nicht mehr gänzlich jungen Mannes aus gutem Hause ja auch schon angedeutet wurde. Tony kam auch planmäßig auf Lucilles Balkon an, bekam mit der Linken die Brüstung zu fassen, knallte mit dem Schienbein an die ausgebauchte Rundung des Geländers, ließ für einen Moment den Griff locker, rutschte ab, griff wieder zu, bemerkte, dass die Geländerstangen durch den feinen Niesel glitschig geworden waren und rutschte langsam, Idiot, Idiot, Idiot vor sich hinzischelnd, nach unten, bis er die tiefste Position erreicht hatte. Über ihm war das ausschwingende Geländer wie der Bauch eines der Völlerei ergebenen Mannes, unter ihm war italienische Luft und darunter das Pflaster.

Jetzt stellte Tony etwas fest, das er schon vorher gewusst hatte,

was ihn aber bisher niemals in seiner Lebensplanung betroffen hatte: Die Abstände zwischen den Geländerstangen waren so gering, dass er seinen Arm nicht hindurchschieben konnte.

Tony pendelte aus und lauschte dem lauten Pochen seines Herzens. Ein kalter Schweiß drückte sich aus seinen Poren und vermischte sich mit dem Nieselregen, der wie ein lauernder Bettler nun über ihn herfiel.

DAS konnte nur ihm passieren. Kein anderer Mensch zwischen Nordpol und Südpol war so außerirdisch dämlich, um sich in eine solche Situation zu manövrieren. Die Wut über sein Missgeschick ließ Tony jede Gefahr vergessen. Er bemühte sich, eine Hand höher an das Geländer zu bekommen. Es gelang ihm jedes Mal, aber wenn er den Griff fester ansetzte, um mit der anderen Hand nachzugreifen, glitt er unweigerlich wieder nach unten, seine rechte Hand war zu unzuverlässig und zu schwach. Vor Anstrengung und Wut quiekend zappelte Tony am Balkon und hörte sich selbst schnauben. Gut, die Situation war nicht wirklich gefährlich. Er brauchte bloß loszukrakeelen, dann würden sich innerhalb Sekunden alle Fenster öffnen, auch das von Lucille und Hilfe wäre somit garantiert.

Und eine Blamage, die ihn unter Garantie in die vermischten Meldungen der überregionalen Tageszeitungen bringen würde. Tony sah schon die Überschrift: Hängepartie eines Liebhabers, wahrscheinlich würde sich die gefürchtete Kreativität der Journalle an ihm austoben. Vielleicht bekäme er sogar eine Einladung zu einer Nachmittags-Talkshow (was für Tony Tanner dem Abstieg in die Regionen des sozialen Elendes und der geistigen Verwirrtheit gleichkam).

Aber nicht mit ihm! Oh nein! Er hatte zwar keine Ahnung, wie er aus dieser Sache rauskommen sollte, aber er hatte in den letzten Monaten ganz andere Gefahren überstanden, jawoll!

Nach diesem schönen Beispiel von Selbstmotivation unterdrückte Tony auch den Impuls, leise nach Lucille zu rufen. Wieso hatte diese Frau ihn eigentlich nicht gehört? Das Geländer

hatte laut genug gequietscht ... verdächtig laut sogar. Saß diese Französin eigentlich auf den Ohren oder was? Da konnte man an ihrem Balkon abhängen wie ein Räucherschinken und sie rasierte sich die Beine oder klatschte sich Parfüm hinter die Ohren oder machte wer weiß was.

Verdammt noch mal. Bisher hatte Tony Tanner sich noch nie für einen Glückspilz gehalten. Warum auch, er brauchte keinen Lottogewinn, er war mit seinem Leben im Großen und Ganzen zufrieden, zumindest bevor ihm Francine den Laufpass gegeben hatte und er einem dicklichen Mann namens Dorkas über den Weg lief. Jetzt stellte er sich die Frage, ob er vielleicht zu der Kategorie der Pechvögel zu zählen war. Oder der Volltrottel, vergleichbar jenen Exemplaren, die mit einem Streichholz in den Tank leuchten, um zu kontrollieren, ob noch Benzin drin ist.

Langsam begannen seine Muskeln erste Wirkung zu zeigen. Nein, es war immer noch mehr Scham als Panik angebracht, aber trotzdem musste was passieren. Wenn er ... ja, das konnte funktionieren. Tony schwang sich hin und her. Das Gelände begann wieder zu quietschen, seine flexiblen Bewegungen waren nicht geeignet, Tony glücklich zu machen. Egal, es musste jetzt sein. Noch einmal ein Schwung, noch einmal, seine Schuhspitzen berührten den Balkonboden, dann zurückschwingen, Beine einziehen und wieder ausfahren, geklappt. Und nun?

Nun lagen Tonys Füße auf der ausschwingenden Brüstung seines eigenen Geländers, er hing wie eine Hängematte zwischen den beiden Balkonen und musste den Kopf einziehen, um sich keine Beulen zu holen. Jetzt konnte er aber die zweite Stufe seines Planes durchführen. Mit einem Fuß wollte er sich abstützen, um durch diesen Druck seine Griffe fester ansetzen zu können. Damit wollte er über die Außenrundung des Balkons gelangen, die Beine herüberschwingen, einen Fuß zwischen den Stangen verkeilen und dann brauchte er nur noch den Handlauf anzupacken und konnte sich auf den Balkon schwingen. Soweit die The-

orie. Die Ausführung sollte später kommen, jetzt brauchte Tony erst einmal eine kurze Verschnaufpause.

Zwischen seinen schmerzenden Armen schaute Tony auf die dunkle Fassade des Hotels. Kein Fenster war erleuchtet, nicht einmal ein Lichtschimmer fiel durch einen zugezogenen Vorhang. Lediglich der Schriftzug über dem Eingang brachte ein wenig Helligkeit, die sich aber wie eine auslaufende Flüssigkeit im kleinen Umkreis verlor.

Ein Geräusch machte Tony aufmerksam. Vielleicht war es schon seit einiger Zeit an sein Ohr gedrungen. Jetzt aber registrierte er es und er spürte, wie sich seine nass geschwitzten Nackenhaare aufstellten. Es war ein banales Geräusch, das lediglich durch die Situation zu etwas Bedrohlichem wurde. Das Tappen von Schritten. Leises Flüstern. Als Tony in die Richtung schaute, glaubte er, noch einen Schatten zu erkennen, der am Rand des Neonscheines um die Ecke des Hotels huschte.

Dort war der Lieferanteneingang. Von dort kam man ungesehen in das Hotel, zur Treppe, die nach oben führte. Es gab für Tony keinen Zweifel, wem der Besuch der Flüstermänner galt. Er lauschte einen Moment, hörte nichts mehr, überdachte die Möglichkeit, dass dort unten einer Schmiere stand, und verwarf sie. Dann ließ er seine Beine von ihrem Haltepunkt abgleiten und begann wie ein gedopter Gorilla zu schwingen. Das Gelände begann zu quieken, vom Balkon löste sich ein Stein und kollerte nach unten auf den Boden. Tony war in Schweiß gebadet, seine Schultern brannten, aber er wackelte, als müsste er eine ganze Schulklasse auf Besichtigungstour imitieren. Endlich, endlich kam das Ratschen eines Vorhangs, der zur Seite gezogen wird und Lucilles Balkontür schwang auf. Eine Wolke von schwerem Parfüm ging ihr voraus. Als Tony den Kopf hob, verschlug es ihm fast den Atem und er verurteilte sich selbst zur Hinrichtung durch den Samenstrang, weil er nur eine Sekunde gezögert hatte, mit lautem Schritt ihr Zimmer zu stürmen.

Lucille trug ein spitzenbesetztes Nichts, das sie bis zu den Knien umhüllte. Gegen das Licht gesehen, schien sie von einer duftigen Wolke umgeben, die ihre Schönheit mehr betonte als verdeckte. Mit einem erschreckten Schrei fuhr Lucille zurück, als sie Tony am Geländer baumeln sah.

»Was machst du denn da?«

»Das erkläre ich dir bei passender Gelegenheit. Du musst sofort Steele warnen. Gerade haben sich einige Kerle in das Hotel geschlichen. Ich bin sicher, dass sie uns besuchen wollen.«

»Ich kann dich doch hier nicht hängen lassen.«

»Mach hin, Lucille, ich halte es noch die Minute aus.«

Ohne Antwort drehte sich Lucille zur Tür und hüpfte in ihr Zimmer. Ihre Bewegungen waren leicht wie die einer Feder, der Saum ihres durchsichtigen Gewandes schwang um ihre schlanken Beine.

Jetzt musste sie über den Gang und jetzt würde sie sich in ihrer ganzen Pracht präsentieren und Steele war auch ein Mann und der hatte keine Hemmungen wie Tony und würde sich an Lucille ranschmeißen und damit war die Sache gelaufen und er war der Blödmann der Geschichte und er konnte nur noch den Gönner spielen und einen Schrott wie Hauptsache du bist glücklich ablassen.

Lucilles federleichten Schritt hatte Steele nicht registriert. Erst als er das leise Kratzen an der Tür vernahm, fuhr er aus einem unruhigen Schlaf hoch. Vor der Tür stand Lucille, bis zum Kinn in einen fußlangen weißen wattierten Hausmantel gehüllt. Sie sah ungeheuer schön und sehr jung aus. Steele sah sie einen Moment an, weil sich ihm die Frage aufdrängte, wie seine Tochter wohl heute aussehen würde und wie ihr solch ein Mantel stände.

In ihrer Aufregung bemerkte Lucille den Blick nicht und konnte daher auch keine falschen Schlüsse ziehen.

»Tony hat Leute gesehen, die sich ins Hotel geschlichen haben«, wisperte sie. Ihre Stimme überschlug sich, ein allerliebster Akzent, den sie sonst perfekt unterdrückte, schlich sich in ihre

Worte.

Mit einer schnellen männlichen Bewegung griff Steele nach ihr und zog sie an sich. Bevor Lucille auch nur einen Ton von sich geben konnte, hatte er sie auf die Armen genommen und warf sie im hohen Bogen auf sein Bett. Lucille stieß einen hohen Schrei aus und starrte entsetzt auf den Mann, der sich so plötzlich als Monster entpuppte.

Steele sprang auf sie zu, sprang zu kurz und landete auf seinen beiden Händen. Seine Beine keilten nach hinten aus und trafen den Unterleib des ersten Angreifers. Mit einem dumpfen Stöhnen wurde der Mann in die Luft geschleudert. Bevor er den Boden berührte, war Steele neben ihm, schlug ihm das Messer aus der Hand und rammte seinen Ellbogen in den Solarplexus. Der Mann zuckte, als hätte eine innere Explosion stattgefunden, dann lag er still.

Steele war schnell gewesen, aber nicht schnell genug. Der Nächste war schon über ihm, mit einer instinktiven Bewegung konnte Steele den Stich gegen seine Halsschlagader vermeiden. Die Klinge fuhr neben ihm in den Teppich, aber eine Hand packte Steeles Hals und presste ihn zusammen wie eine Zange. Bevor Steele einen Gedanken an eine Abwehr fassen konnte, war der dritte bei ihm. Steele sah den Fuß, der zurückfuhr, um Schwung zu holen. Er saugte Luft ein und sandte alle Energie, die er im Körper hatte, auf die Seite.

Der Tritt traf ihn, war stark genug, um seine Rippen zu Stückchen zu zertrümmern und hatte keine Auswirkung, weil Steele jetzt die Ernte zahlloser blauer Flecken und triefenden Hohnes von Meister Ki einfuhr.

»Energie überall ist«, hatte der kleine Japaner gesagt und dabei mit verklärtem Lächeln eine Pantomime vollführt, als würde er goldene Äpfel von einem Baum pflücken. »Nutzen du sie musst, dann unverletzlich das Wasser du wirst sein.«

Steele stieß ein Stöhnen aus und erschlaffte. Sein Kopf fiel zur

Seite. Die Täuschung dauerte eine Zehntelsekunde, dann hatten die Gegner sie geschluckt, weil sie genau diese Reaktion erwartet hatten. Dann bäumte sich Steele sich, zugleich fuhr sein Kopf nach vorne und knallte gegen die Nase seines Gegners. Der Mann schrie auf, ein unterdrückter Schrei, denn schon knallte Steeles Faust an sein Kinn und sandte ihn in eine tiefe Bewusstlosigkeit. Mit einer machtvollen Bewegung warf Steele den schlaffen Körper des Mannes von sich und holte zu einem Sicheltritt aus. Der Aufprall holte den dritten Mann von den Füßen, im gleichen Moment sprang Steele wie eine Feder auf, weil er die Energie des Aufpralls genutzt hatte, und hämmerte eine rechte Gerade in den Bauch des Mannes. Das war in gewisser Weise ein Fehler, denn der Mann hatte nicht einmal mehr Zeit, sich zur Seite zu drehen, bevor ihm der gesamte Mageninhalt in einer Fontäne aus dem Mund schoss und zurück auf sein Gesicht pladderte.

Vom Bett her, wo Lucille, die Arme um die angezogenen Knie geschlungen hockte wie ein kleines Mädchen, kam ein erneuter Aufschrei. Steele war sich sicher, dass es nicht Ekel war, sondern eine Warnung. Er ging instinktiv in die Knie, im nächsten Moment ramnte ihn ein Knie in die Seite und warf ihn um. Aber das gereichte dem vierten Angreifer nicht zum Vorteil, denn auch er wurde von seinem Schwung weitergerissen und fiel über Steele hinweg. Bevor er sich aufrappeln konnte, riss ihm Steele das Standbein weg und drückte seinen Daumen in das Rückgrat des Liegenden. Der Mann zuckte zusammen, wurde von seinen Nervenimpulsen zu einem Halbkreis gekrümmt und sackte dann zusammen.

Der Blick zur Tür zeigte Steele, dass keine weiteren Angreifer bereitstanden. Aber er war vorsichtig. Er schlich sich auf den Flur, verharrte regungslos und konnte den Atem hören, der aus dem Dunkel kam. Steele sank in sich zusammen und hockte sich auf die Stufen der Treppe.

Es gab keine Änderung des Atemrhythmus. Der andere war entweder kalt wie Eis oder er hatte überhaupt nicht bemerkt,

dass sich Steele vor dem Hintergrund der Tür und des beleuchteten Zimmers deutlich abhob.

Steele wartet ab. Er konnte den Gegner nicht sehen, er hatte keine Informationen außer der Abfolge leiser Atemzüge und dem Verhalten des anderen. So lauerte er und wusste, dass der andere ebenso lauerte. Einmal knarrte eine Stufe, Steele spannte sich und lauschte auf den Atem. Das Geräusch kam immer noch von der derselben Stelle. Der andere hatte sich nicht bewegt. Aber er hatte versucht, Steele zu provozieren. Nun wussten beide, was sie voneinander zu halten hatten.

Leise glitt Steele die Treppe hinunter. So sehr er sich bemühte, ein leises Rascheln ließ sich nicht vermeiden. Dann knarrte unter ihm eine Stufe und er rollte sich zur Seite.

Keinen Augenblick zu spät, denn dort, wo er eben gewesen war, fuhr eine Klinge mit dumpfem Pochen in die hölzerne Stufe. Steeles Hand schoss vor, erwischte ein Handgelenk und riss daran, indem er den ganzen Schwung seiner Bewegung und Körperdrehung mitnahm. Der andere kam ins Straucheln, versuchte noch, Steele im Fallen umzureißen. Es gelang und es gelang auch nicht, denn Steele setzte dem Unvermeidlichen keinen Widerstand entgegen, warf sich im Gegenteil nach vorne und landete auf dem Gegner. Wie auf einem Schlitten rutschte er auf dem Körper des anderen, die Treppen hinunter bis zum ersten Absatz. Steele bekam den Pfefferminzgeruch eines Kaugummis in die Nase. Er konnte den Kopf des Mannes packen und drückte ihn mit sanfter Gewalt so nach unten, sodass der Hinterkopf jede Stufe krachend begrüßte. Als sie auf dem Treppenabsatz zum Halt kamen, war der Mann bewusstlos.

Mit drei weiten Sprüngen war Steele wieder oben vor seinem Zimmer. Lucille kam ihn entgegen.

»Ich muss Tony helfen«, flüsterte sie, als müsste man Angst haben, die Männer zu wecken, die Steele in das Reich der dunklen Träume geschickt hatte.

Steele machte sich an die Aufräumarbeiten. Er hatte mit dieser Attacke nicht gerechnet, sie zeigte ihm aber, dass in Loreta mehr zu finden war als ein unterseeisches Kühlwasserrohr.

»Hier, nimm meine Hand«, forderte Lucille Tony auf.

»Die Hand und alles andere, aber bist du sicher, dass ich dich nicht vom Balkon reiße«, quetschte Tony heraus. Er hatte jegliches Gefühl für seine Arme und Schultern verloren und krallte sich nur noch mechanisch an die Geländerstäbe.

»Ganz so fett bist du dann doch nicht. Her mit der Hand!«

Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Tony seine verkrampften Finger zu lösen und Lucille eine starre Krallenhand entgegen zu strecken. Die griff beherzt zu und zog, aber ihre Kraft langte nicht. Sie beugte sich gefährlich weit über den Balkon, ihre Haare fielen Tonys ins Gesicht, er hörte ihr Stöhnen, aber baumelte hilfloser als zuvor.

»Darf ich mal?«

Steele stellte sich neben Lucille, packte Tony am Kragen und zog ihn hoch wie einen jungen Hund. Auf dem Balkon klappte Tony zusammen und musste sich auf den Boden setzen.

»Wie ist das denn passiert?«, wollte Steele wissen.

»Ich hab diese Kerle beobachtet und bin dabei ... über das Geländer ... vorgebeugt, wollte mich festhalten ...«

»Aha, so war das also«, antwortete Steele nur und ging.

Lucille hockte sich neben Tony und streichelte seinen Arm.

»Geht's dir gut?«

»Mal abgesehen von der Erkenntnis, dass ich als Orang-Utan-Imitator nichts tauge, geht es mir blendend. Aber ich stinke ein wenig nach Schweiß.«

»Dann geh unter die Dusche«, befahl Lucille mit einem ergebnen Seufzen. »Ich werde unterdessen ein wenig Kotzi-Kotzi wegwaschen, sonst komme ich als Stewardess aus der Übung.«

Ein ungebrauchter Raum, der den Putzfrauen als Abstellplatz für ihre Materialwagen diente, wurde zum vorübergehenden und unfreiwilligen Aufenthaltsort für fünf Männer, die ihren

Auftraggeber mehr als nur enttäuscht hatten. Steele verzichtete darauf, irgendeine Information aus ihnen herauszuprügeln. Es wäre seiner Meinung nach der Mühe nicht wert gewesen. Vor einem Jahr noch hätte er sich wie ein Bluthund auf die Spur des Auftraggebers gesetzt, hätte den Hintermann des Hintermannes gesucht. Aber jetzt gab es ein anderes Spiel und die Regeln hatten sich verändert.

»Warum müssen wir unbedingt die Wischlappen mit dem Erbrochenen als Knebel für die Kerle nehmen?«, erkundigte sich Steele mit mäßigem Interesse.

»Müssen wir nicht«, gab Lucille zurück und wusch sich zum vierten Male die Hände. »Es ist ein Ausdruck meiner ganz persönlichen Bösartigkeit.«

»Oh, haben diese Kerle etwa irgendwie den Abend gestört?«

»Haben sie«, bestätigte Lucille knapp. »Und so was nehme ich persönlich.«

Damit verschwand sie und kurz darauf klappte ihre Zimmertür.

Steele verschloss den Abstellraum. Der Gang und der Treppbereich waren jetzt wieder beleuchtet, nachdem er die elektrische Sicherung gefunden und hereingedrückt hatte.

So konnte Steele jetzt Nicoletta sehen, die die Treppe hochstieg und ihn anlächelte. Sie trug einen schwarzen Seidenanzug, und selbst Steele kam nicht um die Feststellung herum, dass sie blendend aussah. Tatsächlich wurde er für einen Moment von dem tiefen Ausschnitt des Jacketts abgelenkt, aus dem ihre weiße Haut wie Alabaster schimmerte.

Möglicherweise hätte Steele aber auch unter anderen Umständen nicht registriert, dass Nicoletta flache Schuhe trug. Hätte es in diesem Moment eine Schnittmenge zwischen Tony Tanner und Steele gegeben, dann wäre Nicolettas Plan nicht aufgegangen. Denn Tony wäre aufgefallen, dass die flachen Schuhe ein Stilbruch waren, dessen sich eine Frau wie Nicoletta nie und nimmer und wenn doch nur aus ganz bestimmten Gründen

schuldig machen würde. Und Steele hätte seine Vermutungen über die Gründe angestellt und hätte damit richtig gelegen.

»Guten Abend. Oder sollte ich eher Gute Nacht sagen? Ich hatte hier oben ein Geräusch gehört und wollte nur mal nachschauen ...«, erklärte Nicoletta.

»Oh, es war nichts. Wir sind nur ein wenig hin und her gelaufen.«

»Dann ist es ja gut. Dann kann ich ja beruhigt schlafen gehen.«

Obwohl es im Gegensatz zu dem stand, was sie eben gesagt hatte, stieg Nicoletta die letzten Stufen der Treppe hoch und stand neben Steele auf dem Gang.

Ihre blauen Augen legten sich auf sein Gesicht, als würde sie ihn abtasten.

»Sie haben sich bei dem Hin und Her verletzt«, sagte sie.

»Oh tatsächlich?« Etwas hilflos fuhr sich Steele über die Wangen. Es gab ein kratzendes Geräusch, weil er wieder mal schlecht rasiert war.

»Hier.«

Damit streckte Nicoletta ihren Finger aus und wischte über Steeles Schläfe. Scheinbar hatte ihn dort der Handschutz eines Dolches gestreift.

Als müsste sie zur Rechtfertigung einen Beweis vorlegen, hielt ihm Nicoletta ihre Fingerkuppe vor die Augen. Auf der weißen Haut der Frau schimmerte rotes Blut. Dann trat Nicoletta einen Schritt zurück, ihr Mund öffnete sich, als wollte sie etwas besonders sagen, ihre Zunge fuhr langsam wie eine vorsichtige Schlange heraus und genießerisch leckte sich Nicoletta das Blut von ihrem Finger. In ihre Augen trat ein Glitzern.

»Schmeckt's?«

Sie lächelte Steele an, entblößte dabei Zähne, an denen noch etwas Blut zu sehen war.

»Nicht übel. Wenn es Sekt wäre, würde ich sagen extratrocken. Geht vielleicht ein wenig auf Kosten des Geschmacks. Aber wenn man sich daran gewöhnt hat, kommt man einfach nicht

mehr davon los.«

»Haben wir heute vielleicht unseren abartigen Tag?«

Die Frau strahlte ihn mit ihren blauen Augen an. Sie erweckte in Steele den unangenehmen Eindruck als würde sie ihn persönlich sehr gut kennen, während er selbst vergessen hatte, was die Verbindung zwischen ihnen beiden gewesen war.

»Wieso abartig und wieso Tag?«

»So haben wir denn alle unsere kleinen Eigenheiten. Ich wünsche eine gute Nacht.«

Damit wollte sich Steele in sein Zimmer zurückziehen. Nicoletta verabschiedete sich mit einem freundlichen Nicken und wandte sich zur Treppe. Dann stellte sie sich auf die Spitze des linken Fußes, nutzte ihn als Drehpunkt, wirbelte herum und traf Steele mit einem blitzartigen Tritt ihres rechten Beins vor die Brust. Es geschah so schnell, dass Steele schon durch die Luft flog, bevor er erkannt hatte, dass sie ihn attackierte.

Er vermochte nur noch, den Kopf gegen die Brust zu drücken und die Schultern anzuspannen. So bewahrte er sich davor, den Hinterkopf an der Wand zu zerschmettern und sein oberes Knochengestänge in ein Puzzle zu verwandeln.

Der Aufprall war brutal. Steele hatte für einen Moment die Vision einer Betonfläche, die ihm wie ein Tennisschläger in den Rücken geschlagen wurde. Die Luft wurde ihm aus der Lunge gepresst. Er hörte ein Stöhnen, und während er zu Boden sank, wunderte er sich, dass er selbst dieses seltsame Geräusch machte. Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Nicoletta ging neben ihm in die Knie und betrachtete Steele mit gespannter Aufmerksamkeit, als wäre er ein krankes Kind, auf dessen Atem sie lauschen musste. Ihr Finger strich über seine Wunde, nahm den letzten Rest von verwischtem Blut auf und führte ihn zum Mund. Dann strich sie über Steeles wirres Haar. Mit schräg gelegtem Kopf sah sie auf die eigene Hand, die den bewusstlosen Mann streichelte, als wäre sie selbst über die Frei-

heit erstaunt, die sich diese Hand nahm.

»Nein, er will nicht weiterspielen. Schade drum. »Damit sprang sie in die Höhe. »Aber ich werde sicherlich einen besseren Partner finden, einen hübschen Jungen, für den meine Spielchen sicherlich ungeheuer spannend sind.«

Nicoletta di Gregoris sagte es und wandte sich der Tür von Tony Tanners Zimmer zu.

Hatte nicht gerade eine Tür geklappt? Tony Tanner, frisch der Dusche entstiegen und damit beschäftigt, sich zurück in einen kultivierten Menschen zu verwandeln, horchte auf.

Er war sich nicht sicher richtig gehört zu haben, zögerte, legte dann den Ring Benevoglios, den er sich gerade über den Finger streifen wollte, zurück in die Ablage und drapierte ein Handtuch um seine Hüften. Dann ging er aus dem Bad, schaute sich in seinem leeren Zimmer um, kontrollierte den Verschluss der Balkontür, drehte sich wieder um, um ins Bad zurückzukehren.

»Ich komme hoffentlich nicht ungelegen?«, fragte Nicoletta di Gregoris. Ihre Stimme war so sanft und hatte zugleich einen lau-ernden Unterton, dass sich Tony sicher war - könnten Katzen sprechen wie im Märchen, dann würden sie eine ebensolche Stimme haben. Nicoletta stand mitten im Zimmer, als hätte sie sich plötzlich aus der Luft herausgeschält.

Vor Überraschung wusste Tony nicht, was er machen sollte. Er strich sich in seiner Verlegenheit über das frisch gefönte Haar und antwortete dann: »Zumindest unerwartet.«

»Unerwartet, ungebeten, unerwünscht - ja, ich komme wie die böse Fee im Märchen«, sagte Nicoletta. Eine winzige Veränderung war mit ihr vorgegangen. Tony hörte es zuerst an der Stimme, dann bemerkte er das gefährliche Glitzern in ihren Augen.

»Nachdem wir das in schöner Übereinstimmung festgestellt haben, darf ich die Dame jetzt vielleicht zur Tür geleiten?«, brachte Tony heraus. Er versuchte, mehr Energie in seinen Vorschlag zu legen, als er in Wahrheit aufbringen konnte. Es war der Versuch einer akustischen Maskerade, den er selbst als geschei-

tert ansah.

Als Antwort bekam er nur ein Lächeln, das irgendwo zwischen geübter Lieblichkeit, ähnlich dem Knicks einer Ballettschülerin und offener Bösartigkeit einzuordnen war, mit eindeutigen Hang zu Letzterem.

Wieder spürte Tony seine Hand an der Stirn, wo sie nervös und routinemäßig eine Strähne zurückstrich. Mit einem Mal bemerkte er, dass er den Ring nicht trug und, als ihm zugleich die Erinnerung an Nicolettas seltsames Verhalten am vergangenen Abend in den Sinn kam, war er sicher, dass ihr Verhalten etwas mit diesem Erbstück Benevoglios zu tun haben musste. Er verstand den Zusammenhang nicht, aber allein schon die Empfindung, dass es irgendwelche Verbindungen gab, verborgene Fäden, in die auch er selbst eingeknotet war, hatte eine lähmende Wirkung.

»Ich fürchte, die Dame will noch nicht gehen«, flüsterte Nicoletta. Sie glitt einen Schritt auf Tony zu, fuhr zugleich mit der rechten Hand unter ihr Jackett und hatte eine Pistole in der Hand. Mit einer Leichtigkeit, als könnte sie schweben, legte sie die letzten Schritte zurück und stand vor Tony. Er spürte das kalte Metall des Pistolenlaufes über seinem Bauchnabel. Nicolettas linke Hand berührte seinen Unterarm, fuhr den Bizeps entlang und streichelte seine Schulter. Als Tony zurückweichen wollte, spürte er sofort den Druck der Pistole und erstarrte wie ein Pferd, das man an die Kandare nimmt.

Mit zur Schulter geneigtem Kopf betrachtete Nicoletta, in der Haltung einer Kunstfreundin vor einer Museums vitrine Tonys Schulter, streichelte seine Brust und ließ spielerisch seine Brustwarze zwischen zwei Finger gleiten.

»Du kannst mich Nicci nennen«, sagte sie.

»Aber gerne Nicci. Und nachdem wir das geklärt haben, kannst du auch die Pistole von meinem Bauch entfernen?«

Nicoletta schnalzte bedauernd mit der Zunge.

»Das geht leider nicht. Wie soll ich dich denn sonst erschie-

ßen?«

»Wie wär's, wenn ich mich erst mal anziehe? Dann können wir darüber reden. Mit einer Krawatte um den Hals habe ich immer die besten Einfälle.«

»Du gefällst mir so, wie du bist. Wirklich, ich hatte nicht gedacht, dass du so gut in Form bist. Nur diese hässlichen blauen Flecken. Reitet dich diese Französin vielleicht ein wenig zu wild? Weißt du, ältere Frauen wie ich haben eher diese mütterliche Erotik, die wahre Kenner aber sehr zu schätzen wissen.«

Ihre linke Hand massierte in sehr irritierender Weise Tonys Brustwarze, bis er mit einem Gefühl tiefer Scham feststellen musste, dass sie sich verhärtet hatte. Nicolettas Augen schlossen sich zu zwei schmalen Schlitzen und aus ihrem Mund kam ein genießerisches Schnurren.

Als Tonys linker Arm hochfuhr, um ihr die Pistole aus der Hand zu schlagen, verwandelte sich das Schnurren in ein erschreckendes Fauchen. Sie reagierte, als hätte sie seine Absichten vor ihm selbst erkannt. Ihre Fingernägel hinterließen vier blutige Striemen quer über Tonys Brust, dann schlug sie seinen Arm zur Seite, dass er wie ein Marionettenglied hochflog und zurück an seine Seite klatschte. Tony wollte nun den rechten Arm einsetzen, aber die Pistole presste sich in seinen Bauch, dass er sich stöhnend krümmte.

»Das war ziemlich jämmerlich, mein Schatz«, höhnte Nicoletta.

»Ich bin nicht als Boxer engagiert worden.«

»Aber als Schnüffler.«

»Ich bin Journalist.«

»Blödsinn«, fauchte Nicoletta. »Hältst du mich für blöde oder glaubt ihr arroganten Dummköpfe eigentlich, ihr hättet es nicht mal nötig, euch eine einigermaßen plausible Tarnung zu verschaffen?«

»Nun mal langsam, Nicci. Was ist denn mit dir und deiner Tarnung? Dass du diejenige warst, die Demonti die Sache mit den

Mädels eingebrockt hat, war mir sofort klar. Und dass du ihn immer schön im Auge behalten sollst, auch.«

»Hoppla, hat die kleine Nicci da vielleicht nicht aufgepasst? Oder ist alles anders? Ist Demonti vielleicht ein Lockvogel für solche Schnüffler wie dich? Oder gehört er zum Spiel? Du wirst es nie erfahren. Vorher allerdings ...«

Der Druck der Pistole verstärkte sich. Tony wich zurück, Nicoletta folgte ihm, bis er das Bett in den Kniekehlen spürte und auf den Rücken fiel. Der Pistolenlauf glitt von seinem Bauch über die Brust an seine Schläfe, während sich Nicoletta langsam über ihn schob.

»Entspann dich«, befahl sie, »oder willst du mir allen Spaß an der Arbeit nehmen?«

Sie drängte ihr Knie zwischen Tonys Beine, hebelte sie mit einem schmerzhaften Druck auf seine Innenschenkel auf.

Dann griff ihre freie Hand nach Tonys Hüfttuch. Ihre Augen verklärten sich, wurden dann plötzlich glasig und ihr Kopf fiel schwer auf seine Brust.

Tony war eine Sekunde wie erstarrt, dann warf er mit zuckenden Bewegungen, als stünde er unter Strom, Nicolettas Körper zur Seite.

Vor seinem Bett stand Lucille und klatschte versonnen einen schweren Kleiderbügel in ihre Handfläche.

»Ich hatte diese schweren Holzdinge bisher immer für ziemlich unpraktisch gehalten. Aber wenn man damit jemandem in den Nacken hauen will, haben sie eindeutige Vorteile.«

Tony fuhr auf und war erst einmal damit beschäftigt, das Handtuch wieder richtig festzuknoten.

»Wo kommst du denn jetzt her?«

Lucille deutete mit dem Kleiderbügel lässig über die Schulter auf den Kleiderschrank. Dessen Türen standen offen.

»Es sollte eine kleine Überraschung werden.«

»Die ist dir gelungen«, konnte Tony bestätigen.

Lucille strich an ihm vorbei, ihre Haare kitzelten Tonys Haut.

Dann lehnte sie sich an seine Schulter.

»Sag mal, Tony. Dieses unmögliche karierte Tweedjackett, das willst du doch wohl nicht ernsthaft anziehen?«

Tony wurde steif wie ein Besenstiel.

»Das«, antwortete er und bekam vor Empörung eine Baritonstimme, »das ist mein Lieblingsjackett. Das habe ich seit über zwanzig Jahren ...«

»Ja, sieht man dem Teil auch an.«

»... und es ist echter irischer Stoff, handgewebt, vom Weber signiert ...«

»Wie niedlich aber auch.«

»... und die Lederflicken am Ellbogen sind echtes schwedisches Elchleder ...«

»Vom Elch signiert?«

»... durch die dieses Jackett zu einem Erbstück werden wird.«

Nachdem sie Tony den Arm um den Hals geschlungen hatte, hörte er ihre flüsternde Stimme an seinem Ohr.

»Du wirst Schwierigkeiten haben, überhaupt einen Erben zu bekommen, wenn du solche schauderhaften Teile anziehst.«

»Das ist nicht schauderhaft. Das ist ein gutes Kleidungsstück, das ich liebe und ehre und das sich im Übrigen meinen Körperformen perfekt angepasst hat.«

»Aber du hast es doch noch niemals angehabt«, bettete Lucille jetzt. »Komm, wirf es weg.«

»Dass ich es nicht anziehe, bedeutet nicht, dass ich es wegwerfen werde. Ich brauche es einfach.«

»Um deine tausend gigantischen Koffer zu füllen oder wie?«

»Jetzt werde bitte nicht persönlich!«

»Ich? Persönlich? Wer von uns beiden hortet denn, bitte schön, scheußliche Tweedsakkos in seinem Kleiderschrank?«

Das war jetzt schon so eine Art Ehestreit, wurde Tony Tanner klar. Die nächste Runde, in der er seine geliebte Tweedhülle verteidigen musste, fiel aus. Denn es öffnete sich die Tür und herein taumelte Steele, dessen Augen noch von einem glasigen Schleier

überzogen waren.

Als er die reglose Nicoletta auf dem Bett sah, lehnte er sich an die Wand.

»Diese Frau war umwerfend«, sagte er.

»Nun ja, da kenne ich eindrucksvollere Exemplare.«

Steele schaute mit sichtlicher Mühe von Tony zu Lucille, die eben mit leichter Hand den Kleiderbügel zurückhängte und zurück zu Tony.

An der Tür wurde ein Klopfen hörbar. Es war ein Hotelangestellter, ein älterer, kleiner Mann, der mit seiner hilfsbereiten Unauffälligkeit immer ein wenig wie ein Lichtschalter wirkte, den man zwar nötig braucht, nutzt und schätzt, aber nie wirklich beachtet.

»Ich denke, es ist an der Zeit, dass die Herrschaften abreisen«, erklärte der Mann freundlich. »Wir werden uns darum kümmern, Frau di Gregoris wieder auf ihr Zimmer zu bringen. Auch was die anderen Herrschaften angeht, werden wir uns um deren Abreise kümmern. Ich meine, die Herrschaften in der Abstellkammer. Legen Sie sich bitte diesen Eisbeutel in den Nacken.«

Damit reichte er dem verdutzten Steele den Behälter mit den Eisstücken.

Zwei Pagen traten ein, grüßten höflich und trugen dann, mit dem Anschein des äußersten Respektes, Nicoletta hinaus.

»Gestatten Sie, dass wir Ihnen beim Packen behilflich sind?«

Als Tony aus dem Badezimmer kam, standen seine Koffer zur Abfahrt bereit. Man wartete nur auf sein zustimmendes Nicken, um sie zu verschließen und zum Wagen zu bringen. Dann wurde er durch das spärlich erleuchtete Foyer zum Wagen geführt, neben dem die anderen schon wartend standen.

»Ich wünsche Ihnen eine gute Reise und seien Sie vorsichtig. Diese Welt ist voller Gefahren, die man nicht auf den ersten Blick zu erkennen vermag«, sagte der kleine unauffällige Hotelangestellte zum Abschied.

»Offensichtlich auch voller Helfer, die man nicht erwartet«, antwortete Tony und stellte dann die Frage, die ihm seit einiger Zeit auf der Zunge lag: »Warum tun Sie das alles für uns?«

Der Mann aus dem Hotel sagte kein Wort, lächelte und zeigte Tony nur die linke Faust, von der er den kleinen Finger abspreizte. Tony schaute verständnislos auf diese Geste, die ihm überhaupt nichts sagte. Dann erst erkannte er, dass der andere einen Ring am kleinen Finger trug. Trotz der dämmrigen Beleuchtung war Tony sicher, um welche Art von Ring es sich handelte. Es war der gleiche, den auch Tony, als Erbe Benevoglios sozusagen, an der Hand trug.

Steele war immer noch angeschlagen und verkroch sich auf den Rücksitz des Wagens. Tony hatte noch weniger Lust als sonst, sich hinter das Steuer zu klemmen. So hatte Lucille die Chance, ihr zierliches Füßchen auf das Gaspedal zu setzen, und sie nahm die Gelegenheit gern wahr.

Als sie an dem Reaktorgelände vorbeibrauste, erklang von hinten Steeles murmelnde Stimme: »Man muss sich die Fabrik noch mal anschauen.«

»Dann muss Tony seine Beziehungen spielen lassen«, antwortete Lucille. Sie erwartete irgendeine Form von Protest oder zumindest die unvermeidliche sarkastische Bemerkung, aber neben ihr blieb es still. Mit einer Zärtlichkeit, die ihre Augen feucht schimmern ließ, schaute Lucille auf Tony Tanner, dessen Kopf auf die Brust gefallen war und dessen Atem den gleichmäßigen Rhythmus des Schlafes hatte.

Als Stewardess an hohe Reisegeschwindigkeiten gewöhnt, schaltete Lucille Chaudieu das Fernlicht ein und ließ auf ihrer rasenden Fahrt über nächtliche Landstraßen das elektronische regulierte Fahrwerk seine Fähigkeiten voll ausleben.

Steeles Plan, die Fabrik in Loreta zu besichtigen, entpuppte sich als wirkliche Herausforderung. Die Arbeit blieb an Tony Tanner hängen, das heißt, er musste sich an das Telefon klemmen und alle möglichen Leute anrufen, die ihm eine Besuchserlaubnis besorgen könnten. Obwohl eine solche Erlaubnis seltener zu sein schien als eine blaue Mauritius, sah Steele darin schon den ersten Erfolg.

»Warum sollte die sich gegenüber harmlosen Besuchern derart zurückhaltend zeigen«, äußerte Steele gegenüber Tony Tanner. Tony stand am Fenster der kleinen Pension, in der sie sich eingemietet hatten, und hielt sich seine Teetasse unter die Nase. Er war nicht ganz bei der Sache. Durch die verschossenen Gardinen schaute er auf die Straße, wo ein Taxi wartete. Zu seiner Überraschung hatte Lucille sich für einige Tage abgemeldet, um zu Hause einige Freunde zu besuchen. Sie hatte tatsächlich einige Freunde gesagt und sofort hatte Tony einen Kloß im Hals verspürt. Trotz aller Anstrengungen konnte er das Bild der Freunde, so wie es sich ihm aufdrängte, nicht aus dem Kopf bekommen. Es waren natürlich nur männliche Gestalten, die sich auf Lucilles Besuch freuen konnten, und alle sahen aus wie der junge Belmondo und waren Draufgänger wie der alte Belmondo. Sie verteilten Charme wie ein Sprühflugzeug sein Insektizid und Lucille fiel ihnen entsprechend wie eine angeschlagene Heuschrecke in die Arme, auf dass diese Froschfresser ihre Lüste an ihr stillen konnten ...

Der Taxifahrer trug ihre Tasche zum Wagen und legte sie in den Kofferraum. Es war der Keepall von Vuitton, ein Zeichen, dass sich Lucille Chaudieu von der Jeansträgerin aus Loreta zur weltläufigen Dame gewandelt hatte. Tony war diese Wandlung suspekt, er versuchte einzuschätzen, wieweit bei einer Frau wie Lucille das klassische Kostüm auf eine grundlegende Änderung der Seelenlage im Vergleich zur 501-Jeans schließen ließ.

Da tauchte auch Lucille auf, im klassischen Chanel-Stil, in dem

sie wirkte, als ob ihre Körpertemperatur bei maximal 20 Grad liegen könnte. Sie bestieg mit damenhafter Eleganz den engen Rücksitz des Wagens und wartete, dass der Fahrer die Tür schloss. Tony hechelte nach einem Blick, den sie zurückwerfen würde, nach irgendeinem Zeichen, dass sie nicht einfach abreiste, als ob sie hier niemanden zurücklassen musste. Aber sie schaute nur nach vorne und schien das Haus überhaupt nicht zu bemerken.

Tony hielt es nicht mehr aus. Er nahm das Funktelefon, das auf dem Tisch lag, und wählte Lucilles Nummer. Der Tritt, den Steele von Nicoletta hatte einstecken müssen, hatte ihn nachsichtiger gemacht, was diese neumodische Erfindung anging. Vielleicht hielt er es jetzt einfach für vergeblich, sich gegen die Fallen und Finten unsichtbarer Gegner zur Wehr zu setzen. Als der Wagen abfuhr, konnte er noch sehen, wie sie zu ihrer Handtasche griff.

»Ja bitte?«

»Ich wollte dir nur eine gute Reise wünschen. Pass auf dich auf«, sagte Tony.

»Danke, Tony. Das mit der Reise war nicht meine Idee. Ich wäre lieber geblieben, aber der Conte hatte mir dazu geraten ...«

Vor Überraschung blieb Tony eine Weile stumm.

»Der Conte hat dich nach Frankreich geschickt?«

»Nicht direkt er. Es war Dorkas, der mir das vom Conte mitteilte. Ich glaube, es ging darum, dass ich mich erholen soll und dass du dich besser auf die Sache mit der Fabrik konzentrieren kannst.«

»So«, knirschte Tony. Er merkte deutlich, dass seine Schläfenadern schwellen.

»Wie nett, dass man so besorgt um unser Wohl ist.«

»Ach Tony«, Lucille schaffte es, derart zu seufzen, dass es Tony trotz der miserablen Verbindungsqualität durch Mark und Bein ging. »Ich wäre ja lieber hier geblieben, bei dir. Aber na ja, vielleicht hätte ich Dorkas was Nettes sagen sollen, so was wie stecken Sie sich Ihre Conte-Anweisungen irgendwohin, aber ich

war sicher, das hättest du nicht gut gefunden.«

Doch, hätte ich, dachte Tony. Vielleicht war ja eine kleine Rebellion angebracht, ein Aufstand der Entrechteten gegen den dekadenten Adel und seine feisten Handlanger.

»Dorkas wird schon wissen, was er sagt, der Conte natürlich auch«, gab Tony stattdessen lendenlahm zur Antwort. »Ich werde mich ins Zeug legen, in zwei Tagen habe ich diese Scheißfabrik angeschaut und dann treffen wir uns wieder.«

»Das wäre wunderschön, Tony.«

Falls der Conte di Saloviva die Absicht gehabt haben sollte, Tony Tanner eine psychische Dopingspritze zu verpassen, so hatte er seine Ziel erreicht. Tony warf sich ins Zeug und telefonierte, als wäre er ein Aktienhändler am Tage eines Börsencrash. Auch Steele versuchte, sich durch seine Bekanntschaften, den begehrten Zutritt zu verschaffen. Beide scheiterten. Immer wieder hieß es, dass sich die Ansprechpartner in der Fabrik sehr freundlich gezeigt hätten, aber aus einer Reihe von Gründen jede Möglichkeit einer kleinen Besichtigungstour verweigerten. Alleine die Tatsache, dass unterschiedliche Ausreden genutzt wurden, bot ein gewisses Erfolgserlebnis, denn es wurde immer deutlicher, dass in der Fabrik von Loreta Dinge abliefen, für die keine Zeugen gewünscht wurden.

»Dann gehen wir eben den direkten Weg«, sagte Steele einige Tage später und rührte in seinem Minestrone. Er und Tony saßen in einem kleinen Imbiss, dessen einziger kulinarischer Verdienst darin lag, abseits zu liegen und von ihnen bisher noch nicht besucht worden zu sein.

»Einbruch?«, fragte Tony Pizza kauend.

»Was sonst? Die haben was zu verbergen. Es wird dort irgendwas hergestellt, das nicht gesehen werden soll. Frage: Was kann das sein? Irgendeine Chemikalie kommt nicht infrage, dafür ist die Fabrik nicht eingerichtet, soviel wissen wir wenigstens. Bleiben also nur zwei Dinge, um die so ein Geheimnis ge-

macht werden kann. Waffen oder elektronische Geräte. Beides hat heute eine Schnittmenge. Die Amis haben nicht die besseren Soldaten, aber die bessere Elektronik. Oder um genau zu sein, die Amis haben Elektronik, während ihre Gegner in Erdlöchern sitzen.«

»Erdlöcher sind gar nicht so schlecht«, unterbrach Tony Steeles militärtheoretischen Vortrag. »Aber«, fuhr er fort, »wenn in dieser Fabrik wirklich Waffen oder waffenfähige Elektronik, oder wie immer ich das auch nennen soll, gebaut wird, dann hat diese Fabrik auch eine entsprechende Sicherung. Ich darf nur mal kurz an unser kleines Erlebnis am Zaun des Reaktorgeländes erinnern. Also, wie wollen wir in diese Fabrik kommen, wie wollen wir genügend Zeit finden, uns entsprechend umzuschauen und wie wollen wir lebend wieder rauskommen, um der Nachwelt von unseren Entdeckungen zu berichten?«

Statt einer Antwort blies Steele nur hörbar die Luft aus der Nase und schob den Teller angewidert zur Seite.

»Ich weiß das alles. Aber ich bin sicher, dass diese Fabrik die Anstrengungen rechtfertigt. Ich habe zwar noch keinen blassen Schimmer, wie ich in das Ding reinkomme, aber ich werde es schaffen, irgendwie.«

»Nun, einen Trumpf habe ich noch im Spiel«, sagte Tony.

»Und welcher wäre das?«

»Andy MacToyn. Er hat sich in der Politik hochgearbeitet.«

»Wie hoch?«

Tony musste überlegen. »Ich glaube Unterstaatssekretärebene - also da, wo in den Ministerien wirklich gearbeitet wird. Und wo Leute sitzen, die wissen, wovon sie sprechen.«

»Ist er verlässlich?«

»Ich denke schon. Er war früher ein guter Kumpel von mir - na ja, wir sind miteinander um die Häuser gezogen und so. In den letzten Jahren haben wir uns ziemlich aus den Augen verloren.«

»Klingt nicht überzeugend.«

»Doch, doch, ich bin sicher, dass Andy mir helfen wird, wenn

er kann.«

»Und warum hat er sich noch nicht gemeldet?«, wollte der misstrauische Steele nun wissen.

»Weil er gar nicht im Büro war. Ich habe meine Bitte an seine Sekretärin weitergegeben. Die hat mir versichert, dass er sich melden würde, sobald er zurück ist und etwas in Erfahrung gebracht hat.«

Es dauerte noch zwei quälend lange Tage, bis Tony die erhoffte Stimme in der Hörmuschel hatte.

»Tanner hier.«

»Hey Tony, hier ist Andy MacToyn. Wie geht's dir denn so?«

Andy klang immer noch so wie Andy seit ungefähr dem fünfzehnten Lebensjahr geklungen haben musste. Er vernuschelte nach bekannter Oxfordianer-Macke die Mittelsilben jedes Wortes und schien für den Zuhörer akustisch mit dem Schlips in den notorisch bekannten Universitätsfarben zu winken. Was als elitäre Arroganz missverstanden werden konnte, war für Andy MacToyn eher die ständige Selbstvergewisserung, dass er in einer verwirrenden Welt auf einer der letzten Inseln mit festem Untergrund erzogen worden war.

Als würde sich seine Furcht vor der wirren Welt auch auf sein Äußeres auswirken, schien sich MacToyn jeder Veränderung zu verweigern. Tony konnte, als hätten er ihn erst am Vortag gesehen, sich genau vorstellen, wie sein Gegenüber jetzt am Schreibtisch saß und in den Hörer sprach. Ein langer schlaksiger Mann mit schmalem Pferdegesicht und strohblonder Künstlermähne. Mochten sich auch hier und da Falten in das Gesicht schleichen oder das Haar dünner werden, so waren das naturnotwendige Tribute an die menschliche Alterung, die von MacToyn dadurch widerlegt wurde, dass er mit exakt derselben Bewegung das Haar aus der Stirn strich, die er sich mit fünfzehn angewöhnt

hatte. Selbst das Laster des Pfeiferauchens stammte aus dieser Frühzeit und jeder Versuch, sich davon zu lösen, wäre Andy MacToyn als ein partieller Selbstmord erschienen.

Sie unterhielten sich eine Weile über private Dinge. Tony Tanner war in dieser Hinsicht eindeutig im Vorteil. Er saugte routinemäßig jede noch so kleinste Meldung über einen Bekannten auf und speicherte sie in seinem Gedächtnis oder notierte sie in seinem Notizbuch und einem kleinen Zettelkasten. So war er immer in der Lage zu jedem Geburtstag, jedem Jubiläum oder persönlichem Erfolg mit einem kurzen Anruf oder einem kleinen Brief zu gratulieren und sich in Erinnerung zu halten. Auf diese Weise hatte er auch durch Dritte erfahren, dass Andy vor einigen Monaten zum zweiten Mal geschieden worden war.

»Ja«, trompetete Andy durch die Leitung. »nicht jeder hat so viel Glück mit den Frauen, wie du mit deiner Francine.«

»Francine ist vor einigen Monaten ausgezogen.«

»Oh«, kam es aus London.

Tony schnippte mit dem Finger. Jetzt hatte er den guten Andy. So ein Fauxpas verpflichtete, aus seinem Fettnäpfchen konnte er sich nur rausarbeiten, indem er Tony echte Hilfe angedeihen ließ.

»Ja«, setzte Tony eins drauf und musste dabei nicht mal lügen, »es war für mich ein Schock. Ich war ziemlich am Boden zerstört. So was bleibt nicht in der Jacke stecken. Die Weiber können einen ziemlich fertig machen.«

»Ja, wem sagst du das, Tony.«

»Ja, ja.«

»Jaaa, ja.«

»Na ja, ich versuche mich mit Arbeit abzulenken. Klappt aber im Moment nicht ganz.«

Vom anderen Ende der Leitung kam erst einmal keine Antwort. Ein Streichholz wurde angerissen, dann erklang Saugen und Schnappen, dass Tony schon eine plötzliche Herzattacke befürchtete, endlich wurde hörbar Rauch in die Luft geblasen.

»Ich musste mir erst mal eine Pfeife anstecken«, erklärte MacToyn. »Ich bin noch in der Trauerphase, sagt mein Psychologe. Nein, ich bin noch lange nicht über die Sache weg. Na ja, meine neue Sekretärin ist ganz nett und irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie nicht gänzlich abgeneigt wäre ... Hähmm ... Du verstehst.«

»Sie hat am Telefon eine ganz tolle Stimme. Wenn sie nur halb so toll ist, wie sie klingt ...«

»Besser. Nun ja, aber Schwamm drüber ...«

»Hey, Andy, alter Schwede, da heißt es aktiv werden.«

»Ich weiß, irgendwie habe ich ... ich meine, ich muss sie irgendwie beeindrucken, aber das ist so einfach auch wieder nicht.«

MacToyn druckste am Telefon herum und suchte merklich nach einem anderen Thema.

»... also, diese Sache mit deinem Besuch ... wirklich kurios, alter Junge.«

»Warum das?«

»Weil sich diese Italiener quer stellen, als würden sie dort an einer Atombombe bauen. Ich habe über Handelskammer, Botschafter, Wirtschaftsministerium, Vereine angefragt. Nichts. Die stellen sich stur. Von wegen Störung des Betriebsablaufes, Terminproblemen, Sicherheitsmängel ... Du, die sind kreativ in dieser Hinsicht.«

»Also kann man die Sache knicken?«

Tony sah sich schon als Ninja verkleidet unter Laserstrahlen in die vermaledete Fabrik krauchen. Das Bild gefiel ihm nicht.

»Nun ja, also ich könnte, rein theoretisch die Sache eine Ebene höher hängen.«

»Klartext, Andy. Willst du die Queen anstacheln?«

»Mein Minister würde reichen. Allerdings ...« Andy MacToyn zog das allerdings derart in die Länge, dass Tony vorgewarnt war: Jetzt kam der Hammer. »Mein Minister macht so was nicht aus purem Spaß an der Sache. Verstehst du? Ich kann schlecht zu

ihm gehen und sagen, mein Kumpel Tony Tanner will 'ne Fabrik angucken, nu' mach mal.«

»Wie gut kennst du denn deinen Minister?«

»Wir sind im selben Club. Wie übrigens auch der Vorgänger und sämtliche potenzielle Nachfolger.«

»Na gut, dein Minister braucht jemandem, der ihm einen Gefallen tut, sehe ich das prinzipiell richtig?«

In Tonys Kopf begannen sich die Gedanken zu überschlagen. MacToyn tat ein wenig geheimnisvoll, also musste es um eine persönliche Sache gehen. Dass ein Minister ihrer britischen Majestät um den Gefallen eines Geldkoffers buhlen würde, schloss Tony völlig aus. So etwas kam in seinem Weltbild nicht einmal im Ansatz vor. Aber was war es sonst? Er versuchte, sich an die englischen Zeitungen zu erinnern, die er in den letzten Tagen mangels anderer Beschäftigung konsumiert hatte. Dann lief ein Grinsen über sein Gesicht, das seinen Sarkasmus gar nicht erst zu verbergen suchte.

»Lass mich mal raten, Andy«, machte Tony einen direkten Versuch. »Dein Minister hat Ärger mit seiner Alten. Stimmt's? Sie macht ihn gesellschaftlich unmöglich, will sich aber nicht ohne Schlammschlacht scheiden lassen, also ist er der Dumme, weil er sich so was in der Öffentlichkeit nicht leisten kann. Sie setzt ihm Hörner auf und er muss es geschehen lassen. So stellt sich das doch wohl dar?«

»Exakt, mein Lieber.«

»Und das könnte der Bereich sein, wo dein Minister für eine gewisse Hilfestellung dankbar wäre?«

Aus London kam ein vorsichtiges Zischeln. Man konnte förmlich spüren, wie Andy MacToyn zur Tür peilte, weil er Lauscher befürchtete. Was Tony nicht sah, war die Tatsache, dass MacToyn unter den Schreibtisch gekrochen war.

»Pass auf, Tony. Die Sache ist die. Es geht um Karriere und viel Geld. Reden wir mal Klartext, die Alte, von der wir reden, ist eine blöde, unverschämte, endgeile Schnepfe. Wenn man den

Männern vorwirft, sie würden nur mit ihrem ... ääh ... Dingsda denken, dann ist klar, dass diese Tussi mit ihrer ... uff ... ihrer Mu..., ihrer Pu ... Mings ... äh ... Dingsda denkt, du verstehst?«

»Ich denke«, sagte Tony optimistisch.

»Wenn der Minister nur daran denken würde, seine Frau überwachen zu lassen, von wegen Privatdetektiv und so, dann ist er weg vom Fenster. Es gibt einige Medien, die ihn abschießen wollen. Also ist er hilflos.«

»Mmmhh, ich verstehe. Was er braucht, ist ein Skandal, der seine Frau unmöglich macht, damit jeder sagt: Der arme Mann, was hatte der für eine Geduld, dass er der Tussi nicht schon vor Jahren den Tritt gegeben hat.«

»Du hast es. Allerdings darf es nicht so aussehen, als ob der ... äähm ... MI 5 seine Finger im Spiel hätte. Damit sind wir wieder bei privaten Ermittlern.«

In Tonys Gedankenwelt begann sich eine gewisse Beruhigung einzustellen. Aus dem Dunkeln trat ein Name hervor und begann langsam zu glimmen wie eine entfernte Neonreklame.

»Pass auf, nehmen wir mal an, ich kann auf irgendeine Weise deinem Minister helfen, wer sagt mir, dass er sich nicht taub stellt, wenn es um die Gegenleistung geht?«

»Bitte, Tony, wir sind doch unter Gentlemen«, kam es empört von MacToyn. Und dann wieder in verschwörerischem Ton: »Du glaubst, du könntest was drehen?«

»Ich bin sicher. Aber ich muss Gewissheit haben, dass ich dann in die Fabrik komme.«

»Ist die Sache abgemacht?«

»Sie ist abgemacht. Ich liefere den Skandal, du hast mit deinem Minister ein intimes Gespräch im Club.«

»Huh«, MacToyn pustete Luft und Rauch aus und verschluckte sich. Eine Weile kam nur lautes Husten aus dem Hörer. Im Hintergrund konnte Tony die Stimme der Sekretärin vernehmen, die sich nach dem Befinden ihres Chefs erkundigte. Wenn MacToyn kein überschüchterner Blödmann gewesen wäre, hätte er jetzt

Mund-zu-Mund-Beatmung verlangt.

»Du bist echt scharf darauf, diese Fabrik zu sehen?«, kam endlich wieder MacTonys Stimme.

»Klar doch, ich will die italienische Atombombe persönlich kennenlernen. Und ich will dir helfen, deine Sekretärin zu beeindrucken. Du solltest zumindest für dich was bei der Sache mit rausschlagen.«

»Meinst du? Ich meine, wenn du es sagst, ich habe dich immer für einen Frauentyp gehalten.«

»Warum hast du mir das nicht vor zehn Jahren verkündet. Es hätte mein Leben verändert. Also, wir sprechen uns morgen in London.«

Eine Minute nach diesem erinnerungswürdigen Gespräch erklärte Tony Tanner dem erstaunten Steele, dass er nach London fliegen würde. In einigen Tagen wollten sie sich, einschließlich Lucille, in Mailand, in einem Cafe am Domplatz treffen.

London empfing Tony mit verregnetem Herbstwetter. Er hatte sich auf diese Rückkehr so sehr gefreut, nun war es, es säße er einem Freund gegenüber, mit dem er kein Gesprächsthema mehr finden konnte. Die Stadt kam ihm vor wie eine zu lange verlassene Wohnung, in der jede Vertrautheit einen Beigeschmack von Unsicherheit hat. Was seine eigene Behausung anging, so zog Tony es vor, in einem preiswerten Hotel abzusteigen. Sich selbst redete er ein, dass er es vermeiden musste, im Treppenhaus zu seiner Wohnung irgendwelchen übermäßig neugierigen Nachbarn zu begegnen. Er besaß jedoch Einsicht genug, um den wirklichen Grund für diesen Verzicht zu kennen. Tony Tanner fürchtete, in seiner alten Wohnung den Schatten eines Tony Tanner wiederzufinden, der ihn erschrecken könnte, weil er zugleich bekannt und unglaublich fremd war. Schon der Anruf bei seinen Eltern war wie eine Fakirübung, denn - wie konnte es auch an-

ders sein - es war Francine, die an den Apparat ging und Tony konnte hören, dass sie ein fröhlich brabbelndes Kind auf dem Arm trug. Er log oder log vielleicht auch nicht, er wusste es schon selbst nicht mehr, ihr vor, dass sie sich unbedingt in der nächsten Zeit treffen müssten und Francines offensichtliche Freude darüber tat ihm gut und tat ihm weh. Er war froh, als er endlich das Organ seines Vaters aus dem Hintergrund hörte.

Dann machte sich Tony an die Arbeit. Zuerst war es ganz einfach. Schwierig wurde es, als er diesem speckigen Riesen in seiner Lederkluft gegenüberstand.

»Was willsten?«, fragte der und dann machte allerdings keine Anstalten, auf Tonys Antwort zu hören. Tony machte sich die Sache dadurch einfacher, dass er aus vollem Halse losbrüllte. Und siehe da, das Wunder geschah und er erschien persönlich, schwankend, mit einer Bierdose in der Hand und schon leicht glasigem Blick.

»Ä, suuupergeil, echt, Alter, ist das end-abgedreht, dich mal wieder zu sehen.«

Tony bekam als Erkennungszeichen eine Bierdose in die Hand gedrückt und durfte sich ab dann in der Welt aus Motorradersatzteilen, dröhnender Heavy-Metal-Musik und bärtigen, Ledertragenden Bierbäuchen akzeptiert fühlen.

Pillbury hämmerte ihm immer wieder die Hand klatschend auf die Schulter und lallte über die guten alten Zeiten.

»Jetzt ist echt Scheiße, Alter, alles voll normal irgendwie, meinen Führerschein habe ich auch wieder, Kacke, macht nicht mal das Fahren mehr Spaß. Wird Zeit, dass wieder mal 'n Fass aufgeht, voll die Ödnis. Liegt irgendwas an, Mann, Mann Alter, das ist ja richtig schön, dich zu sehen, hätt ich nicht gedacht, schmeckt gleich's Bier besser!«

»Siehst Du, Pillbury, ich bin gekommen, um dir in deiner Langeweile zu helfen. Ich muss dich um einen Gefallen bitten«, rückte Tony heraus. Er hatte die heimliche Befürchtung, Pillbury

könnte es übel nehmen, dass dieser Besuch gleich mit einem Hintersinn abgestattet worden war. Aber für solche verqueren sozialen Regungen war Pillburys ehrliche Cockney-Seele nicht gebaut. Er wechselte nur die Bierdose in die andere Hand und hämmerte wieder auf Tonys Schulter.

»Sag an, Alter, was willstest - Mädels, Autos, Informationen, Geld, Kunstwerke. Pillbury besorgt dir alles!«

»Nun, ich hatte nicht an Mädels und so gedacht. Ich brauche so einen richtig hübschen Jungen.«

Pillbury sah aus, als wollte er sich verschlucken.

Tony Tanners Tagebuch

Liebes Tagebuch. Ich war froh und bedrückt zugleich, London wiederzusehen. Mit Pillbury eine wilde Nacht durchfeiert und festgestellt, dass ich biermäßig noch immer gut mithalten kann. Um einen Besuch zu Hause habe ich mich gedrückt. Tony Tanner, der Junge ohne Angst, hatte Angst. Vermutlich vor sich selbst. Aber ich wollte Francine einfach nicht sehen. Diesmal nicht. Eigentlich will ich sie nie mehr sehen. Nie wieder. Wie sie wohl aussieht ...? Jetzt muss ich aber los - will mich mit Steele in Milano treffen - und Lucille natürlich.

Lucille Chaudieu kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen, in denen es feucht schimmerte. Ihr Kinn zuckte, sie kniff ihre Lippen fest zusammen.

»Du bist ein derartig mieser Kerl«, brachte sie stockend heraus. Dann begannen ihre Schultern zu beben und es brach aus ihr heraus.

Sie lachte mit der Hemmungslosigkeit eines kleinen Kindes, unterbrach abrupt ihren Anfall, legte sich mit hochgezogenen Augenbrauen entschuldigend die Hand vor den Mund, wurde starr wie eine alte Gouvernante, dann zuckten ihre Schultern und Lucille ließ im nächsten Moment wieder die glucksenden Koloraturen ihres Frohsinns aufsteigen wie bunte Ballons über

einem Geburtstagsfest.

»Entschuldigung«, prustete sie, »aber dieses Foto - es ist einfach sensationell!«

Tony Tanner lief rot an und lächelte entschuldigend. Die ganze Sache war ihm inzwischen außerordentlich peinlich, obwohl er sich nicht erinnern konnte, jemals in seinem Berufs- oder Privatleben so viel ungeteilten Jubel geerntet zu haben.

Die anderen Gäste warfen nur kurze uninteressierte Blicke auf die beiden Männer und die schöne junge Frau, die den Tisch am Fenster besetzt hielten. Bei einigen zauberte das silbrige Lachen ein unwillkürliches Schmunzeln auf die geschäftsmäßige Miene. Andere hielten die Frau für eine der ebenso schönen wie anspruchsvollen und vor allem überdrehten Models, an denen in Mailand keinen Mangel gibt.

Tony Tanner jedenfalls lehnte sich zurück und genoss das ekstatische Gefühl, mit Lucille sei der Sommer in diesen trüben Mailänder Herbsttag gekommen. Wenn er durch die Scheibe des Cafés schaute, auf der Regentropfen schräge Linien zogen, sah er auf den Platz vor dem Dom. Das gewaltige Gebäude sah an diesem Tag noch gedrückter aus als sonst, heimlich wartete man nur darauf, dass irgendwo die Luft aus einem Loch zischte und das Prachtstück italienischer Gotik in sich zusammenfiel wie eine defekte Hüpfburg. Manchmal entließ der tief hängende graue Himmel Regenschauer, die als schräge Schraffur die Ziertürme des Doms überdeckten. Menschen hasteten im Schutz ihrer Schirme über den Platz, der Wind wehte nur noch eine Handvoll Besucher in die Kirche und zerstreute hastig die Gruppen, die sich sonst im Anblick der Fassade zu andächtiger Kulturschau zu versammeln pflegten.

Kurz, es war einer jener Tage im Herbst, die deutlich machen, warum Mailand nicht wirklich zu Italien und Italien nicht wahrhaft zu Mailand gehört, weil sich die unverdrossen stichelnde,

planende, skizzierende, rechnende Geschäftigkeit dieser Stadt unter einem Himmel vollzog, der seinen eigentlichen Platz weit jenseits der Alpen am nördlichen Meer zu haben schien.

Es war eine Atmosphäre, die Tony durchaus schätzte. Der kalte Regen trieb die Menschen von der Straße in die Häuser, und dort saßen sie zusammen und legten ihre Gedanken auf den Tisch, um gemeinsam daraus etwas zu erbauen, während die Tropfen an die Fenster prasselten. Soweit wenigstens die Theorie.

»Ein Geniestreich«, bestätigte jetzt auch Steele anerkennend. Er legte die gefaltete Zeitung auf den kleinen runden Tisch. Das Foto lag oben, jenes Foto, das in den letzten Tagen durch sämtliche britischen Medien gewandert war, das eine Dame der Gesellschaft zur Unperson, einen Politiker zum allseits bedauerten Opfer ihrer Ausschweifung, einen seiner engsten Mitarbeiter zum Liebhaber seiner Sekretärin und Tony Tanner zum Besucher der Fabrik von Loreta gemacht hatte.

Pillbury hatte es sich nicht nehmen lassen, das Foto persönlich aufzunehmen. Diese Entscheidung passte Tony zwar nicht, weil er Pillbury im Grunde nicht zutraute, ein gutes Foto zu machen, aber er sah sich angenehm enttäuscht.

Den erstaunten Zeitungsleser glotzte ein entsetztes Frauengesicht unter zerwühltem Haar entgegen. Ihre Brüste, die in ihrer ebenso perfekten wie langweiligen Fülle gar nicht den Versuch machten, ihre Silikonfracht zu leugnen, lagen offen. Die Frau hatte sich auf die Ellbogen gestützt, man musste glauben, dass ihr Kopf eben noch im Nacken gelegen hatte und sich von ihren geschminkten Lippen lustvolle Laute gelöst hatten. Zwischen ihren gespreizten Schenkeln lag ein junger Mann, der sich ebenfalls dem Fotografen zuwandte. Es war ein Asiat. Man konnte schwer feststellen, ob seine Fratze nun Entsetzen ausdrückte oder vielmehr überhebliche Verachtung für den Zeugen seiner sündhaften, dennoch augenscheinlich mit vollem Körpereinsatz durchgeführten Tätigkeit. Wie dem auch sei - sein Gesicht mit der weit heraushängenden Zunge ähnelte einerseits den abschre-

ckenden Visagen buddhistischer Wächterfiguren. Andererseits zeigte sich darin mit geradezu aufdringlicher Offensichtlichkeit, welches Werkzeug des Liebesspiels er gerade an welcher Stelle eingesetzt hatte. Das war natürlich alles ein Spiel von Assoziation und schmutzdeliger Fantasie, sagte sich Tony Tanner, aber es wirkte überzeugend wie eine tausendfach bewiesene Formel.

»Wer war dieser Mann?«, wollte Steele wissen.

»Ein illegaler Einwanderer aus Hongkong. Vorbestraft in mehreren Fällen, er arbeitet in einer Transvestitenshow in Soho. Pillbury hatte ihn ausgewählt, weil er kein Wort Englisch spricht. Er wusste also gar nicht, um was es wirklich ging. Ich meine, dass er von einem anderen Bekannten Pillburys an diese Dame herangeführt werden sollte, das wusste er schon und auch ... na ja. So wie Pillbury erzählte, hatte sie ihn schon nach einer halben Stunde flachgelegt. Das Foto wurde in einem Nebenraum einer Galerie gemacht. Nachdem er das Foto gemacht hatte, ist Pillbury mit dem Lover durch den Hinterausgang heraus.«

»Das war alles bestimmt nicht billig.«

»Pillbury hat Geld ohne Ende. Und eines ist klar - Pillbury wäre nicht Pillbury, wenn er seine Investitionen nicht zehnfach wieder rausholen würde. Er hat einen Deal mit einem Bekannten gemacht, der sich als freier Promifotograf über Wasser hält. Der hat für die Verteilung gesorgt und ich sage euch, das Foto war Gold wert.«

»Das kann ich mir denken«, nickte Steele.

»Trotzdem«, Lucille winkte dem Kellner und bestellte sich noch einen Espresso. »Irgendwie tut sie mir doch Leid«, fuhr sie dann fort.

»Das Mitleid kannst du dir sparen«, antwortete Tony energisch, »Diese Frau war der Idealtyp einer - Pardon - permanent rossigen Stute. Eine allzeit paarungsgierige Gesellschaftsschnepfe, die glaubte, weil sie Geld hatte und weil ihr Daddy einen Namen hatte und ihr Mann Rücksichten nehmen muss, kann ihr keiner. Sie hat es verdient. Und diese Sache mit dem Selbstmord-

versuch - vergiss es. Das hat sie mit ihrem PR-Berater ausgekunktelt. Hat ihr aber keiner geglaubt.«

Es ging Tony jetzt vor allem darum, sich selbst zu überzeugen. Hatte er seinen Plan am Anfang noch für einen Geniestreich gehalten, zumal Pillbury sofort Feuer und Flamme gewesen war, so war er seit einigen Tagen in ständige Rückzugsgefechte gegenüber seinem heftig attackierenden Gewissen verwickelt. Dabei ging es Tony Tanner zum wenigsten um diese Frau. In dieser Hinsicht gab es eine hundertprozentige Übereinstimmung zwischen dem, was er sagte und dem, was er wirklich empfand. Nein, es war etwas anderes, ein tiefsitzendes Unbehagen darüber, zu solchen üblen Tricks greifen zu müssen, sich in derartigen Situationen zu befinden. Das war in der Tat nichts Neues für Tony, aber er hatte wieder einmal schwer damit zu kämpfen und konnte nur mit Mühe seinen aufkeimenden Zorn gegen Dorkas, den Conte, die Welt als solche und noch verschiedene andere Schuldige unterdrücken. Manchmal allerdings kam ihm so etwas wie eine mystische Erkenntnis, die ihm sagte, dass die demnächstige Ex-Frau des britischen Ministern wahrscheinlich keinerlei Probleme gehabt hätte, ihn in die Pfanne zu hauen (aber konnte er da wirklich sicher sein?) und dass diese Welt nun mal so eingerichtet war, wie sie war. Man brauchte Ellenbogen in dieser Welt, in die selbst Gott bevorzugt seine Würgeengel schickte, diese Welt war von einer Unmasse an A ... löchern besiedelt, und je mehr Menschen man kennenlernte, desto mehr musste man sich selbst mögen. Amen.

Wie Lucille ihre Tasse hochnehmen konnte! Sie hatte so eine unglaubliche Art, den Henkel zwischen Daumen und Mittelfinger zu nehmen und dabei Ringfinger und kleinen Finger leicht abzuspreizen. So etwas konnte man nicht lernen, das hatte man in den Genen oder würde es nie im Leben derart vollendet durchführen. Die kleine Geste passte zum gesamten Auftritt von Lucille Chaudieu. Sie hatte sich wie ein Chamäleon an die Umgebung

eines kühl-vornehmen, etwas hochnäsig mit Marmor und dunklem Edelholz prunkendem Mailänder Nobel-Cafés angepasst, so dass diese schicke Umgebung fast so wirkte, als wäre sie um Lucille herum gebaut worden oder als sei sie von ihr selbst erschaffen als ein ganz persönliches Schneckenhaus. Sie trug ein ganz einfaches beige-farbenes Kostüm, jene Art von Einfachheit, der ein Kenner sofort das Etikett *Chanel* aufklebt, war ungeschminkt, hatte nur eine schmale Goldkette als Schmuck und hatte ihr Haar zurückgekämmt und am Hinterkopf mit einer silbernen Spange befestigt. Sie sah einerseits so aus, dass Tony nur das Wort *süß* dafür fand, zart und verletzlich und wertvoll wie eine Orchidee, die nur einmal in einem Jahrhundert erblüht und andererseits hatte sie das kühle, selbstbewusste und gnadenlos beherrschte Gebaren einer Karrierefrau, für die eine Metropole wie Mailand nur eine Zwischenstation zu wichtigeren Zielen ist.

Sie zog Tony zugleich an und stieß ihn wieder von sich, sie lockte ihn und ließ seine Gefühle vor Kälte erstarren. Sie hatte Tony mit strahlenden Augen begrüßt, ihm einen Kuss auf die Wangen gehaucht, er hatte den Druck ihrer Finger gespürt, als sie sich in einer angedeuteten Umarmung an ihn drückte. In dieser Sekunde schien alles klar, es gab keine Fragen und Unsicherheiten mehr, alles lag offen, alles war Erwartung, die sich selbst zur Erfüllung drängte. Und dann, im nächsten Moment, fiel sie von ihm ab, löste sich von ihm, schien stählerne Kanten zu bekommen und Tony fragte sich, ob der Fehler bei ihm lag oder ob sie mit ihm spielte oder ob etwas anderes dahinter stand und sie ihm demnächst, beginnend mit dem Satz *Es tut mir leid, aber ich muss dir etwas sagen ...*, das Ende von etwas deklarieren würde, das noch nicht einmal Gelegenheit hatte zu beginnen.

Und dann, als Tony am Ende dieser Gedankenkette unbewusst einen Seufzer ausstieß und seine Blicke über die Fotos von Modegöttern, die diese Lokalität mit ihrer Herabkunft zu ehren pflegten, schweifen ließ, dann beugte sie sich über den Tisch und strich plötzlich, als gäbe es keinen Steele, über Tonys Hand und

flüsterte *du Armer, die Sache hat dich ziemlich geschlaucht* und in ihre Augen sammelte sich Zärtlichkeit wie ein feuchter Schleier, und Tony spürte, dass sein Herz, so kitschig wie ein bunter Aufkleber, anschwell und in seiner Brust kaum noch Platz fand.

Steele übersah diese Geste, die ihn zu einem Außenstehenden machte. Vielleicht bemerkte er sie nicht einmal, weil sie ihn nicht interessierte und nicht in das Freund-Feind-Muster passte, mit dem er die Welt betrachtete. Trotzdem überraschte er Tony mit dem, was er sagte.

»Die Sache mit der Ministergattin war ein eindeutiges Foul, so was wie ein Kopfstoß beim Boxen. Aber wir können uns nicht an die Regeln halten, selbst wenn wir uns dabei nicht wohlfühlen. Irgendwann werden wir feststellen, dass die Regeln für uns gemacht sind und nicht umgekehrt.«

Tony fühlte sich seltsam ertappt in seinen innersten Gedankengängen. Er zuckte die Schultern und murmelte so etwas wie *Na ja*. Zugleich wusste er, dass Steele ihm ein Signal gegeben hatte, nun die Ergebnisse dieses Regelbruchs offenzulegen.

Tony räusperte sich. Diesen Augenblick hatte er nicht herbeigesehnt. Er hatte sich genau überlegt, was er sagen sollte, aber jetzt wollte es ihm nicht über die Lippen kommen.

Ihm gegenüber hatte eine junge Frau an dem letzten freien Tisch Platz genommen. So wie der Kellner sie behandelte, war sie Stammkundin. Sie hängte ihre Tasche über die Lehnen des neben ihr stehenden Stuhles, zog das neueste *Vanity* heraus und begann darin zu blättern. Sie blätterte die Seiten mit einer fast gewalttätigen Energie um, mit einem leichten Zucken um die Mundwinkel, als wäre das Material des Modejournals nicht Papier, sondern Blei und als bekäme jede Seite dadurch, dass sie zu Ende betrachtet war, einen abstoßenden Charakter. Die Frau hatte ein Bein über das andere geschlagen. Sie trug einen knielangen Rock und hautfarbene Nylons, durch die eine Goldkette schimmerte, die um ihre schmalen Fesseln lag. Ihre Füße waren

in graue Pumps mit Goldschnalle und einem schmalen Goldstreifen zwischen Hacke und Absatz gekleidet. Manchmal begann dieser Fuß zu vibrieren, voller Energie und schwer zu unterdrückender Ungeduld, schlug den Takt einer nur von der Frau wahrnehmbaren Melodie.

»Also«, sagte Steele.

Manchmal war der Fuß auch ganz still, hatte fast etwas Lauerndes, ein hübscher Fuß übrigens, wie Tony feststellen musste.

»Nichts also«, antwortete er dann.

»Aber du hast doch die Fabrik ...«, kam es von Lucille.

Jetzt begann dieser Fuß gegenüber wieder mit seinem ungeduldrigen Wippen und Tony fragte sich, ob es irgendwelche geheimnisvollen Verbindungen zwischen ihm und den Bewegungen dieses Fußes geben konnte.

»Natürlich habe ich diese verdammte Fabrik besichtigt«, bestätigte er. »Ich habe mir sogar die Mühe gemacht, mich von Pillbury zu dem schwulsten Visagisten von ganz London schleifen zu lassen. Der hat mich vielleicht umgepopelt, es war unglaublich. Mit farbigen Kontaktlinsen, Haarverlängerung, grauen Strähnen im Haar, Gebiss und als Höhepunkt ein Bart. Ich sage euch - ich gehe auf eine öffentliche Toilette, wasche mir die Hände und dabei fällt mein Blick in den Spiegel vor mir. Da steht ein völlig Fremder und ich stoße einen lauten Schreckensschrei aus, weil ich glaube, der Fremde hat mich am Haken - die Toilettenfrau stieß ihrerseits vor Schreck gegen das Tischchen mit dem Geldteller und die gesamten Münzen rollen über den Boden. Äußerst peinlich. Obwohl ich es ja gar nicht war, ich meine, ich sah mir derart unähnlich. Außerdem trug ich noch Schaumstoff um den Bauch und hatte eine Figur wie Peter Ustinov.«

»Da hast doch hoffentlich ein Foto von dir machen lassen«, fragte eine brennend interessierte Lucille Chaudieu.

»Habe ich, aber das kriegen nur wirklich gute Freunde zu sehen, aber sicherlich keine Beauté aus Frankreich.«

»Feigling, Feigling.«

»Darf ich wieder zu meiner Erzählung zurückkehren, Fräulein Chaudieu?«

»Tony, Du redest so, als ob Du immer noch Schaumstoff um die Taille hättest.«

»MacTony hatte die Sache perfekt organisiert. Einschweben mit dem Flugzeug, dann Hubschrauber, der vom italienischen Industrieministerium gestellt wurde. Ich hatte auch einen Staatssekretär als Begleiter. Der war richtig gut - sobald er den Eindruck hatte, dass die Offiziellen aus der Fabrik ablenkten, so in der Art, *Sie wollen doch sicherlich jetzt unseren stellvertretenden Sicherheitschef sehen, er hat auch einen kleinen Imbiss in seinem Büro herrichten lassen* hat er sich nur kurz geräuspert und die Leute standen wieder stramm. Danach wieder Hubschrauber, Flugzeug und ab nach London. Aber mal abgesehen davon, unter dieser Schminke hätte ich es sowieso nicht länger als einen Tag ausgehalten.«

»Sehr gut«, lobte Steele. »Wir müssen uns nicht weiter aus der Deckung wagen, als wir es sowieso jeden Tag tun. Aber was produziert diese Fabrik denn nun?«

Diese Frage hatte Tony befürchtet. Die Antwort war zu unglücklich, um ihm selbst zu gefallen.

»Nichts!«

»Was?« Steele starrte Tony an, als hätte der sich in ein Gespenst verwandelt. Lucilles Tasse, gerade unterwegs zu schön geschwungenen, begehrenswerten Lippen, unterbrach ihren Aufstieg und klirrte zurück auf die Untertasse.

»Die Fabrik produziert nichts!«, bestätigte Tony seine erste Antwort.

»Unfug!«

»Das kann nicht sein!«

Lucille und Steele sprachen in Übereinstimmung wie ein altes Ehepaar.

»Tut mir leid«, sagte Tony, »aber so ist es. Ich hatte exakt die Reaktion erwartet, die ihr eben gezeigt habt. Ich selbst war ja

völlig perplex. Aber nachdem mir der erste Verdacht kam, versuchte ich natürlich jetzt erst recht, meinen eigenen Verdacht zu widerlegen. Aber es bleibt dabei. Die Fabrik in Loreta produziert nichts.«

Nachdem er sich zurücklehnte und nach einer Weile die Hände verschränkte und die Arme dehnte, als würde es jetzt zu einer körperlichen Auseinandersetzung mit Tony Tanner kommen, stellte Steele seine Fragen mit ruhiger Stimme, der man die mühsam unterdrückte Erregung dennoch anmerkte.

»Fast die gesamte Bevölkerung von Loreta ist in dieser Fabrik beschäftigt, wenn sie nicht beim Kraftwerk arbeitet. Diese Leute werden doch wohl nicht herumsitzen und Däumchen drehen?«

»Keineswegs - sie sind sogar sehr eifrig.« Jetzt, wo die Sache heraus war, fühlte sich Tony Tanner wesentlich besser. Es fiel ihm nun leichter, sich die Beobachtungen aus Loreta in Erinnerung zu rufen.

»Also, wenn ich das richtig verstehe«, kam es von Steele, »die Leute sind eifrig dabei, nichts zu produzieren. Gibt es dazu vielleicht noch eine Erläuterung für die Armen im Geiste wie mich?«

»Es ist so, um das mal ganz klar zu machen - in der Fabrik von Loreta wird heftig hergestellt. Nur - in der Gesamtbilanz produziert diese Firma nichts. Es gibt eine Unterteilung in verschiedene Sektionen und innerhalb dieser Sektionen gibt es Produktionsteams und Arbeitsgruppen und noch einige andere Organisationsstrukturen. Offiziell produziert die Firma elektronische Bauteile und Elektrokrams, ich meine Transformatoren und so was. Alle Mitarbeiter wissen, dass die Konkurrenz scharf auf Produktionsgeheimnisse ist, dass sie also ihren eigenen Arbeitsplatz und die gesamte Fabrik gefährden, wenn sie draußen ausplaudern, was drinnen stattfindet. In dieser Hinsicht, Moment mal, ich habe mir da aufgeschrieben ...« Tony unterbrach seine Ausführungen, holte seinen abgegriffenen Filofax aus der Tasche und blätterte die Notizseiten auf.

»Also, die Leute werden sehr gut bezahlt, alle haben innerhalb

der Firma eine gute Ausbildung bekommen, es gibt immer wieder Weiterbildungen. Das führt zu: Elitebewusstsein, sozialer Abschottung, besonderer Bindung an den Arbeitsplatz.«

»Was soll dieser Wischiwaschi?«, unterbrach Steele ärgerlich.

»Ich versuche nur zu erklären, warum innerhalb der Belegschaft nicht über die Arbeit geredet wird, und nichts nach außen dringt«, antwortete Tony, jetzt ebenfalls mit Ärger in der Stimme. Er spürte Lucilles Hand auf seinem Arm, den leichten Druck, mit dem sie sich schloss und dann wieder abglitt. In seine Freude rauschte neuer Ärger - jetzt wollte sie mir wohl sagen, *Du bist zwar ein Trottel, aber ich bügele dir trotzdem die Hemden*, dachte er. Tony spürte, wie sich das Hemd unter seinen Achseln mit saurem Schweiß vollsog. Am liebsten hätte er Steele die Brocken hingeschmissen und wäre mit einem saftigen *Mach du doch deinen Scheiß alleine* gegangen.

»Das ist der erste Faktor«, fuhr Tony stattdessen mit betont ruhiger Stimme fort. »Die Leute haben kein Interesse daran, über ihren ganz persönlichen Arbeitsplatz oder über ihre Arbeitsgruppe hinaus zu denken. Zweiter Faktor: Arbeitsteilung. Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut und umgekehrt. Während der Führung wurde alles versucht, um mich zu verwirren und zum Teil ist es auch gelungen. Ich meine, man hat mich nicht systematisch durch die Fabrik geführt, sondern von der linken unteren Ecke in die rechte obere Ecke sozusagen und von dort in die nächste. Ich will's mal kurz machen. Diese Fabrik ist ein geschlossener Kreislauf. Es wird mit großem Energie- und Arbeitsaufwand eingeschmolzen und legiert und gereinigt und aufbereitet. Dann wird etwas hergestellt, verschickt, kommt zurück in die Fabrik, weil es nur einige Male umgeladen wurde, wird weiterverarbeitet, veredelt, was weiß ich, schließlich gibt es eine Abteilung für Reparatur und Stoffverwertung und die bauen den ganzen Kram wieder auseinander, aber dies in einzelnen Arbeitsgruppen, und dann wird das Zeug wieder eingeschmolzen et cetera et cetera. Das ist, wenn ich mich an das Geblubber

meiner marxistisch gefärbten Studienkollegen erinnere, die entfremdete Arbeit par excellence. Weil jeder nur ein Teilchen zu sehen bekommt, weiß er nichts vom Ganzen und kann darum auch diese Sache nicht durchschauen.«

Das Kinn auf die Brust gepresst saß Steele eine Weile still da. Hinter seiner Stirn arbeitete es, er pflügte seine Gedanken um.

»Ich will nicht ausschließen, dass irgendwo, an irgendeiner Stelle dieser Fabrik doch irgendein Produkt herauskommt, das in die Richtung geht, die wir bisher ...«, sagte Tony vorsichtig. Aber Steele wischte die Möglichkeit mit einer unwirschen Handbewegung zur Seite.

»Das ergäbe keine Sinn!«, antwortete er entschieden. »Zuviel Aufwand für etwas, das sich auch in einem kleinen Labor herstellen ließe.«

»Das alles ergibt keinen Sinn«, fasste Lucille ihre bisherigen Erkenntnisse zusammen.

Steele tippte mit dem Zeigefinger an den Daumen der anderen Hand.

»Warum das alles? Punkt eins: Sie haben einen Reaktor gebaut, haben so eine Art von negativer Akupunktur durchgezogen, als sie diesen künstlichen See als Kühlmöglichkeit aufstauten. Sie blasen überhitztes Kühlwasser in die See. Sie haben die Bevölkerung mehr oder weniger von der Existenz des Reaktors und der Fabrik abhängig gemacht. Kann das alles sein? Reicht das als Erklärung? Müssen wir weitersuchen oder wäre das schon überflüssige Anstrengung?«

Die drei verfielen in Schweigen. Jeder versuchte noch einmal für sich, alles, was er über Loreta, den Reaktor wusste.

Der Kellner beobachtete sie misstrauisch. Das sah nach schlechten Geschäften aus, solche Leute gaben selten Trinkgeld.

»Was wird in Loreta produziert?«, fragte Tony Tanner, um dann selbst die Antwort zu geben: »Heißes Wasser und Strom, der wieder verschwendet wird. Also nur heißes Wasser.«

Steele nickte düster. Aber Lucille schüttelte den Kopf. Eben hatte sie den Schatten einer Idee erblickt, suchte, schlich sich ganz vorsichtig an sie heran, bekam sie zu packen und formte sie in ein Wort um.

»Atommüll!«

»Was?«

»Ja doch, ihr wolltet wissen, was in Loreta produziert wird. Und das ist wirklich das einzige - Atommüll.«

»Stimmt«, sagte Steele. Sein Gesicht verfinsterte sich noch mehr, aber zugleich war Zufriedenheit sichtbar, weil sich nun das Rätsel langsam zu lösen schien.

»Die Transporte, wie wir einen beobachtet haben«, sagte er zu Tony.

»Und wozu das Ganze?«

»Gift! Eine Giftspritze für Mutter Erde. Oder Material, um einen Knoten zu schließen, hast Du dem Conte denn überhaupt nicht zugehört«, maulte Lucille in Richtung Tony.

»Es gibt kein Material, ausgenommen vielleicht Diamanten, das so sorgfältig beobachtet und registriert wird wie Uran und seine Derivate«, protestierte Tony. »So etwas fällt sofort auf. Nein, die Theorie ist schlicht abwegig.«

»Erstens, gerade dadurch, dass sie abwegig erscheint, wird sie leichter durchführbar. Zweitens, wie viele Dinge, die völlig absurd zu sein scheinen, sind uns in den letzten Monaten, jedem Einzelnen von uns begegnet?«

Darauf konnte Tony allerdings nur wieder hilflos mit den Schultern zucken. Dieses Argument, das Steele gebracht hatte, war schwer zu widerlegen.

»Wenn man«, fuhr Steele fort, »etwas macht, von dem kein anderer auf den Gedanken kommen könnte, dass es möglich oder durchführbar ist, wächst die Wahrscheinlichkeit des Entdecktwerdens oder sinkt sie?«

»Aber es gibt so etwas wie die IAEA, die internationale Atomenergiebehörde in Wien.«

»Ja, die gibt es. Aber wie viele Leute an den richtigen Stellen braucht man, um eine solche Organisation blind zu machen, sie sich unter Umständen sogar zum Komplizen zu machen? Einen oder sollten wir auf Nummer sicher gehen und sagen, man braucht zwei oder drei? Wie oft wird ein Medikament, das durch jahrelange Prüfungen geht, nach Markteinführung wieder zurückgezogen, weil es fürchterliche Nebenwirkungen hat? Kann es so was geben? Eigentlich doch nicht, aber es gibt diese Fälle. Und kann es sein, dass ein oder zwei Männer an verantwortlicher Stelle über Jahre hinweg die wirtschaftliche Situation eines Weltkonzerns verschleiern, bis so ein wirtschaftlicher Gigant plötzlich in sich zusammenfällt wie ein Kartenhaus? Wir alle glauben, dass das System funktioniert. Vielleicht glauben wir auch, dass das System nicht funktioniert, aber wir glauben auch dann an die Macht des Systems. Warum soll nicht jemand, eine Einzelperson oder eben eine Gruppe, die Lücken ausnutzen, weil wir sie in unserer alltäglichen Wahrnehmung nicht bemerken? Und noch eins! Loreta ist ein Forschungsreaktor.«

»Das bedeutet, dass hier besonders genau hingeschaut wird.«

»Richtig. Aber das Prinzip könnte so sein, wie es von den blödesten Taschendieben in Neapel und sonst wo genutzt wird. Das heißt: Ablenkung nach vorne, und hinten klast Du dem Opfer die Brieftasche. Auf Loreta übertragen: Scheinbare Offenlegung aller Betriebsgeheimnisse, die Kontrolleure zuschmeißen mit Fakten und Plänen und Diagrammen. Und im Hintergrund machst Du dein eigenes Ding. Es funktioniert. Da bin ich sicher. Obwohl es irgendwie unglaublich ist. Und gerade darum bin ich sicher, dass wir auf der richtigen Spur sind.«

»Den Arbeitern im Forschungsreaktor wird aber sicherlich auffallen, wenn der Durchlauf an Brennelementen so groß ist. Sie müssen die Dinger doch ein und ausbauen«, spielte Tony noch einmal den Skeptiker.

»Das läuft alles mithilfe von Robotern«, kam Lucilles prompte Antwort. »Diese Vorgänge laufen völlig automatisch ab, und erst

wenn das Sicherheitssystem des Sicherheitssystems des Sicherheitssystems versagt, kommt ein Roboter, der von Menschen gesteuert wird. Nun guck nicht so, Tony, ich habe mich zwischendurch auch mal schlaugemacht. Dieser automatisierte Wechsel gehört zu den technischen Neuerungen, die in Loreta erprobt werden sollen.«

»Was«, ergänzte Steele, »dazu führen kann, dass jeder, der es nicht wissen soll, der festen Meinung ist, dass seit Jahren kein Wechsel der Brennelemente vorgenommen wurde. Tatsache ist, dass immer Bestandteile des Reaktors ausgewechselt werden, um sie zu untersuchen oder neue einzubauen und zu testen. Das ist es doch, was ich meine - man wirbelt Staub auf, um in dessen Schutz sein eigenes Ding durchzuziehen.«

Jetzt klang Steele schon wie Dorkas. Und Lucille saß da in ihrem Chanelkostüm und wusste alles über die Technik des Brennelementewechsels im Forschungsreaktor von Loreta. Tony war sich nicht sicher, ob die andere Variante, dass sie ihm nicht geglaubt hätten nämlich, nicht vielleicht doch die bessere gewesen wäre.

»Also, wenn ich zusammenfasse«, sagte er nach einigem Zögern. »Der Reaktor läuft mit voller Leistung und produziert dabei Energie, die verplempert wird - oder vielleicht manchmal ins italienische Netz eingespeist, um sich beliebt zu machen - und er produziert radioaktiven Abfall. Der Atommüll wird abtransportiert, um irgendwo zur Knüpfung eines Knotens oder eines Hylegs, wie der Conte es genannt hat, eingesetzt zu werden. Wir haben beobachtet, wie ein Transport das Reaktorgelände verließ. Es mag sein, dass hier tatsächlich abgebrannte Brennelemente transportiert worden sind. So genau wissen wir das nicht. Aber nehmen wir es mal an. Irgendwann müssen die Behälter vom Lastwagen herunter und per Bahn, Schiff oder Flugzeug irgendwohin transportiert werden.«

»So ist es. Und wenn wir diesen Transportweg finden, dann wissen wir auch, wo der nächste Knoten geschaffen werden soll.

Und wenn wir es wissen, können wir es verhindern.«

»Na, wenn ich gewusst hätte, dass das so einfach ist ...«, kommentierte Tony Steeles Schlussfolgerung. Aber der ließ sich nicht aus dem Konzept bringen.

»Die Behälter müssen so gebaut sein, dass sie sich nicht wesentlich aufheizen. Vor allem so, dass keine Radioaktivität nach außen dringen kann. Sonst würde die Gefahr bestehen, dass bei irgendeiner Kontrolle mal ein Zollbeamter oder ein Bahnpolizist einen Geigerzähler in die Nähe der Dinger hält und dann wäre Polen offen. Also werden sie nur geringe Mengen transportieren, in dennoch relativ großen Behältern. Mit der Bahn? Unwahrscheinlich. Die Gefahr der Entdeckung wäre zu groß. Also per Schiff oder Flugzeug. Schiff ist möglich, erfordert aber immer wieder Umladung auf Schiene oder Rad. Wenn wir annehmen, dass die - nennen wir es einmal Baustelle der Titanen - nicht notwendigerweise in der Nähe eines Hafens liegt, dann ist der Lufttransport am wahrscheinlichsten.«

Jetzt hatte Lucille ihren Einsatz.

»Ihr habt vorhin von einem Schwertransport gesprochen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Behälter noch irgendwo umgepackt werden würden. Was aber bedeutet, dass ein Flugzeug eine Last von dreißig, vierzig, vielleicht sechzig oder siebenzig Tonnen transportieren müsste. Wenn wir mal die Maße des Behälters außer Acht lassen, dann kommen dafür nur wenige Flugzeugtypen in Betracht. Eine Frachtversion der Boeing 747 beispielsweise. So, und diese Geräte können nicht auf jeder Wiese starten oder landen, sondern brauchen internationale Flughäfen oder bestens ausgebaute Regionalflughäfen, außerdem sind die Flugzeuge und die Linien, die sie einsetzen, nicht gerade häufig. Also würde es sich lohnen, hier den Hebel anzusetzen.«

Steele nickte beifällig.

»Das ist dann wohl dein Spezialgebiet. Ich meine Flughäfen«, murmelte Tony. Und Lucille nickte. Ja, das wollte sie auf sich nehmen. Sie kannte eine Reihe von Leuten, die ihr Informationen

besorgen konnten. Zumal das, was Lucille wissen wollte, in keiner Weise unter irgendeine Geheimhaltungs- oder Sicherheitsvorschrift fiel.

Fünf Minuten später sah Tony wie Lucille über den Platz eilte. Sie hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, um sich vor dem Regen zu schützen. Mit schnellen Schritten umrundete sie eine Gruppe in Plastikmäntel gehüllter Japaner, dann war sie nur noch eine entschwindende Gestalt in der Menge. Tony fühlte sich, als hätte man ihm das Herz bei lebendigem Leibe herausgerissen.

»Die Dinge kommen immer sehr plötzlich«, hörte er Steele murmeln. Er wusste nicht, was Steele meinte. Dachte er an seine Familie, die ihm so plötzlich entrissen worden war? Oder meinte er nur das entschiedene Aufspringen und Verschwinden Lucilles?

In den nächsten Tagen blieb Tony allein. Er fuhr nach Rom und arbeitete einen Besuchsplan für eine Gruppe behinderter Kinder aus, die unter der Obhut einer, von Prinzessin Anne geleiteten wohlthätigen Organisation, eine Romreise unternahm. Auf diese Weise konnte Tony Tanner seine fortdauernde Anstellung bei seinem *Reisebüro* rechtfertigen, ohne dass sein wohlwollender Chef irgendwelche unangenehmen Fragen von dritter Seite zu befürchten hatte. Tony stürzte sich in die Arbeit. Er durfte keine Sekunde nachlassen, musste sich konzentrieren, sonst kam er ins Grübeln und sah sich plötzlich gelähmt, als hätte man seine Nerven durchschnitten.

Manchmal, ganz plötzlich, überkam ihn Furcht. Ein Autohupen, eine Person, die schnell um eine Ecke bog, Schritte, die ihm folgten, dienten als Anlass, um die Schatten möglicher Gefahren wachsen zu lassen. Jede Minute war nur die Minute, bevor *es* geschah. Was *es* war, wusste er nicht, aber er trug das Bewusstsein mit sich wie einen wachsenden Tumor.

Endlich hatte er seine Arbeit erledigt, alle Fragen mit der *British Travel Agency* abgeklärt und wollte am nächsten Tag Steele

hinterher fahren, der die Häfen zwischen Kroatien und Frankreich abklapperte.

Dann aber wurde ihm ein Anruf durchgestellt und er hörte Lucilles Stimme.

»Ich weiß jetzt, wo sie hinfliegen. Die Transporte gehen nach Australien.«

Lucinda Farrow gab sich keinerlei Mühe, ihre Abneigung zu verbergen. Sie wurde nicht ausfallend, aber ihr gesamtes Verhalten gegenüber den beiden Besuchern signalisierte Distanz und Abwehr, als würde es sich nicht um Menschen, sondern um abstoßende Insekten handeln. Die Botschaft war recht eindeutig: Dass ich bei eurem Anblick nicht schreie, liegt nur an meiner guten Erziehung.

»Meine Mutter kommt gleich.«

Die beiden Besucher nickten.

»Darf ich Ihnen etwas anbieten?« Eine völlig rhetorische Frage. Es klang so freundlich, als würde sie einen Tritt in den Unterleib anbieten.

Synchrones Kopfschütteln war die Antwort.

Lucinda Farrow lehnte sich mit dem Rücken an eine Anrichte. Auf der polierten Holzplatte standen einige Andenken und das Porträtfoto eines Mannes, das mit einem schwarzen Trauerflor umrahmt war. Es gab in diesem Moment eine seltsame Ähnlichkeit zwischen dem breit lächelnden Mann auf der Fotografie und dem finster blickenden Mädchen. Lucinda mochte sechzehn Jahre alt sein. Sie hatte dunkelbraunes Haar, dunkle Augen und einen dunklen Teint. Nein, man konnte sie auch mit viel gutem Willen nicht als hübsch, nicht einmal als ansehnlich bezeichnen. Dazu war das Kinn zu wenig ausgeprägt, es wirkte weichlich, geradezu weinerlich, wie es von der Unterlippe fast Übergangslos zum Halsansatz abfiel. Und die starken dunklen Brauen bildeten dazu wiederum einen zu starken Gegensatz, waren schon eine allzu charakteristische Eigenheit in diesem jungen Mädchengesicht.

Alles wirkte unharmonisch, schlecht zusammengefügt, eine misslungene Zusammenstellung von zu kindlichen und zu erwachsenen Zügen im Antlitz einer Sechzehnjährigen. Sie hatte einen zu großen Busen, den sie durch die Wahl ihrer Kleidung, einer eng anliegenden Bluse, bewusst oder unbewusst stark betonte. Ihre Shorts unterstrichen unvorteilhaft die übertriebene Rundung der Hüften, die Beine waren unschön und hatten mit ihren viel zu dicken Waden schon fast wieder etwas Rührendes. Wie mochte es sein, wenn man sechzehn war und so aussah wie Lucinda Farrow? Sich jeden Tag mit einem Spiegelbild konfrontiert sah, dessen mangelnde Attraktivität sich nicht verdrängen ließ und das immer sagte: Ich bin du, ich bin dein Gesicht? Die Brüste hatte, auf die die Jungen glotzten und dann Bemerkungen machten? Und jede Fernsehserie, jedes Titelbild, jeder Werbespot, jedes Plakat sagten einem, dass man so nicht aussehen durfte, dass man eine andere Nase, andere Augen, andere Haare haben musste.

Tony Tanner versuchte sich zu entspannen, was ihm unter den finsternen Blicken des Mädchens nicht unbedingt leicht fiel.

Die Situation war ihm fürchterlich peinlich, im Grunde war ihm alles hier fürchterlich peinlich. Seit zwei Tagen versuchte er, hier anzukommen, sein Körper war zwar hier, aber seine Seele schien den weiten Weg von Europa noch nicht zurückgelegt zu haben. Tony erinnerte sich deutlich an den Schock, als er aus dem Fenster des Flugzeugs den Hafen von Sydney gesehen hatte, die Brücke und die weißen Schalen des Opernhauses, das von oben wirkte, als wollte es sich jeden Moment vom Land lösen und in die Weite segeln. Alles in Tony hatte sich gesträubt, hatte sich zur Wehr gesetzt. Er konnte nicht glauben, dass das da unten die Realität war. Das konnte nicht Australien sein, das war nur ein Foto, das jemand vor ein Fenster hielt.

Wenn Tony jetzt den Kopf zur anderen Seite wendete, dann konnte er aus einem anderen Fenster sehen. Aus dem Wohnzimmerfenster der Farrows. Es bot den wenig aufregenden Anblick

einer kleinen grünen Rasenfläche, die an eine Buschreihe grenzte. Der Rasen wirkte geradezu heimatlich, aber dann stieß sich der Blick an einem Baum, der allzu fremdländisch erschien, der hier in jedem zweiten Garten zu finden war und der in Europa bestenfalls in botanischen Sammlungen betrachtet werden konnte. Und selbst der Himmel über dem Baum war falsch, war zu andersartig, war viel zu australisch.

Der Rasen wirkte ungepflegt, das Gras war seit geraumer Zeit nicht mehr gemäht worden. Es erschien Tony seltsam, dass das Wachstum der Grashalme auf diesem Rasen mit seinem Besuch in Australien in Zusammenhang stand und dieser wiederum mit dem Forschungsreaktor in Loreta und dieser wiederum mit Entwicklungen, die Tony oder Steele nicht kennen konnten, von denen sie im Gegensatz zu Milliarden anderen aber immerhin eine Ahnung hatten.

Noch einmal, als würde er sozusagen seiner nacheilenden Seele den Pfad bahnen, versuchte Tony sich die letzten Tage ins Gedächtnis zu rufen. Lucille hatte ihn angerufen und behauptet, es gingen Transportflüge mit Atommüllbehältern nach Sydney. Tony hatte Steele informiert und der hatte sofort den Flug gebucht. Das alles ging so schnell, dass Tony sich mit Übergepäck, in dem schwere Rollkragenpullover, ein Caban, ledergefütterte Schuhe und andere völlig unbrauchbare Kleidungsstücke befanden, in die erste Klasse einer Thai-Air Maschine katapultiert sah. Diese schlecht gepackten Koffer machten Tony nervös. Früher hatte er so etwas im Griff gehabt, brauchte nur zum *Sommerkoffer/offiziell* zu greifen und wusste sich bestens ausgestattet. Nun kam er sich vor wie ein Soldat, der mit mangelhafter Ausrüstung an die Front geschickt wird.

Zu dieser Stimmung passend war ihr Aufenthalt in Sydney zuerst nur ein vergebliches Stochern im Nebel gewesen. Lucille hatte zwar recht gehabt, es kamen Transportflüge in Sydney an, deren Spuren verloren sich aber und waren auch nicht mehr auf-

zufinden.

Erst ein Fax von Dorkas hatte Tony und Steele auf eine Fährte geschickt. Der Name John Farrow kam ins Spiel. Er war renommierter Anwalt, eine mediengerechte Galionsfigur im Kampf für die Rechte der australischen Ureinwohner. Farrow war wegen einer außerehelichen Affäre ins Zwielficht geraten. Genau diese Affäre war der Ansatzpunkt, der Dorkas zum Faxgerät eilen ließ. (Tatsächlich war es selbstverständlich nicht Dorkas gewesen, der das Fax abgeschickt hatte, denn ihn versetzte schon der Anblick des mehr als keinem Knopf an diesem technischen Gerät in eine gesteigerte Form von Panik. Es war schließlich Doktor Tebaldi, die diese Aufgabe übernahm und durch Eingabe einiger Zahlen auch erfolgreich abschloss.)

Farrow hatte Selbstmord begangen, und weil er derjenige gewesen war, der den Rasen vor dem Haus mähte, wuchsen die Halme jetzt ungehindert und verstärkten den Eindruck einer gewissen Verwahrlosung.

Der Ledersessel knarzte, als sich Steele erhob und Tony so aus seinen Gedanken riss. Melinda Farrow erschien, die Witwe John Farrows. Es bedurfte Steeles geschärftem Sinn, um ihr Erscheinen zu bemerken, denn sie huschte lautlos durch den Flur heran, und auch als sie schon im Raum stand, wirkte sie seltsam durchscheinend und schien keine Präsenz zu haben.

»Nehmen Sie doch bitte wieder Platz! Hat meine Tochter Ihnen schon etwas angeboten? Es ist schon wieder so fürchterlich heiß heute.«

Melinda Farrows Stimme hatte den zirpenden Klang eines Heimchens, ein wenig verschüchtert, als wäre es ihr selbst peinlich, dass sie die Stille unterbrechen musste. Die Zeit in einer englischen Privatschule hatte in ihrer Art zu reden, deutliche Spuren hinterlassen. Tony fand das sehr erfreulich, zugleich war er sich sicher, dass Melinda Farrow dadurch eine Außenseiterin in einem Land wurde, dessen abartiges Englisch in Tony die sofortige Assoziation einer verschwitzten haarigen Achselhöhle ei-

nes Mannes im Unterhemd hervorrief. Warum hatte sie sich diese Sprechweise bewahrt? Wollte sie sich von ihrer Umgebung absetzen oder war sie sozusagen bei ihrer sozialen Anpassung behindert?

So, wie sie nun im Sessel ihnen gegenüber saß, wirkte sie wie eine Porzellanpuppe, wie ein empfindliches Schmuckstück, dem man keinerlei praktischen Wert zuschreiben kann.

Es gab keinen Widerspruch zwischen der zirpenden Stimme und der Gestalt Melinda Farrow's. Klein, schmal, zart, zerbrechlich, mit sehr heller Haut - was im Lande der sportlichen Sonnenbräuter seltsam aristokratisch wirkte - mit hellblonden Haaren, bei deren Farbe die Chemie mit Sicherheit ihren Einsatz gehabt hatte, einem zu fein geschnittenen, völlig puppenhaft wirkenden Gesichtchen mit großen, leicht hervorquellenden hellblauen Augen, die ihr den Anschein ständigen Erschreckens gab, wirkte sie so, als wäre sie eben erst aus einer mit Holzwolle gefüllten Kiste entnommen und mittels eines Schlüssels aufgezo-gen worden. Sie trug ein helles Kleid, signalisierte allerdings durch ein schwarzes Tuch, dass sie *in Trauer war*, wie der Ausdruck lautete, den Tony als Junge immer mit einem Schauer vernommen hatte.

Tony schätzte sein Gegenüber auf etwa Mitte dreißig. Sie hatte sich nicht einmal besonders gut gehalten, wie man so schön sagt, aber sie hatte eine unzweifelhafte natürliche Attraktivität, die allerdings doch wieder zweifelhaft war, weil in ihr, wie bei einer überreifen Frucht, der Duft des Verfalls merkbar wurde. Obwohl Tony keine genauen Daten kannte, vermochte er doch, sich gewisse Dinge zusammenzureimen. Melinda war Anfang zwanzig, vielleicht sogar jünger, als sie Mutter wurde.

Ihr Mann, John Farrow, war fast doppelt so alt, jedenfalls wesentlich älter als seine Gattin und er war schon vor zwanzig Jahren ein bekannter Anwalt, allerdings damals noch ohne irgendwelche Ambitionen, seinen Namen mit der Bürgerrechtsbewegung zu verbinden. Ein Jurist, der für seine rabiaten Strategien

bekannt - und verhasst - war und eine junge Frau, die einen prägenden Teil ihres Lebens in der gedämpften Nieselatmosphäre englischer Internate verbracht haben musste - was fesselte diese beiden Menschen aneinander? John hatte ohne Zweifel etwas zum Vorzeigen. Melinda war ansehnlich und hatte in ihrer natürlich kultivierten Art etwas von der wertvollen Beute eines Piratenzuges an sich. Sie signalisierte ganz deutlich, dass in John Farrow nicht nur der aggressive Jurist mit dem niemals richtig gebundenen Krawattenknoten steckte, sondern dass er auch eine andere Seite haben musste. Wie auch immer diese andere Seite aussah, Melinda dokumentierte ihre Existenz. Und Melinda? John bot ihr Sicherheit, ohne Zweifel. Vielleicht war es eine Zweckehe, vielleicht hatte Melinda bei John tatsächlich diese andere Seite gewittert und war in seinen Schutz geflohen, nachdem sie sich in ihrer Heimat wie eine Fremde gefühlt haben musste. Abgesehen von der Form des Gesichtes, die eindeutig die verwandtschaftliche Abstammung bewies, hatte Lucinda nichts von ihrer Mutter.

Sie musste Melinda wie eine Variante von John vorgekommen sein. Und wenn Tony sich jetzt das Verhalten der Tochter vor Augen führte, deren Art zu gehen, sich hinzustellen, zu reden, den Klang ihrer Stimme, dann war er sich sicher, dass Melinda von ihrer Tochter enttäuscht war und dass Lucinda auf der anderen Seite ihre Mutter mit pubertärer Arroganz verachtete. Lucinda war das Kind Johns, sie war seine Tochter, sein Abbild, vielleicht bedauerte er, dass er keinen Sohn hatte, wahrscheinlicher jedoch ignorierte er diesen feinen Unterschied und behandelte Lucinda wie einen Jungen. Das Fazit dieser Überlegungen Tonys war, dass er sich hier in einer der unauffälligen, gut situierten Vorstadthöhlen befand, in der sich Menschen gegenseitig mit den Klängen ihres Missverständnisses, ihrer seelischen Blindheit zerfleischen.

Auf dem Weg zwischen Haustür und Wohnzimmer waren

Tony einige sehr schöne Stücke moderner Aborigine-Kunst aufgefallen, Beispiele dafür, wie sich menschliche Kreativität durch die Risse zwischen unvereinbaren Kulturen drängt und sich über dem Abgrund von Jahrtausenden ein Nest baut. Diese Stücke stellten einen beträchtlichen materiellen Wert dar.

Obwohl sich Tony nicht sicher war, hatte er doch den Verdacht, dass diese Kunstwerke, würde man sie an eine Galerie in New York oder London verkaufen, den Wert der Wand, an der sie hier angenagelt waren, samt dem zur Wand gehörigen Haus und Grundstück um das Zwanzigfache übertrafen. Weiterhin war Tony sicher, dass es nicht John, der robuste Rechtsvertreter gewesen war, der diese Objekte ausgewählt hatte. Nein, hierin hatte Melinda ihren Ausgleich gefunden und vielleicht war sie es gewesen, die John dazu drängte, seinem Namen einen neuen, unerwarteten Glanz zu verleihen, indem er sich um die Belange der Ureinwohner kümmerte.

»Wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet, dass Sie sich die Zeit für ein kurzes Gespräch nehmen, Misses Farrow«, sagte Tony Tanner.

Melinda Farrow hob eine kleine Hand, die sie mit der anderen im Schoß verschränkt hatte, zu einer matten abwehrenden Bewegung. Die Hand war wirklich unglaublich klein und zart. Die Fingernägel waren zartrosa lackiert gewesen, aber nun war die Lack abgeblättert, die kleinen Nägel wirkten wie winzige Ausschnitte einer ungepflegten Holzwand eines seit Langem unbewohnten Hauses. Vielleicht, dachte sich Tony, waren es genau diese Fingernägel, die ein exaktes Abbild des Seelenzustandes der ansonsten allzu gefassten Melinda Farrow boten. Oder war sie vielleicht sogar froh, ihren robusten Gatten los zu sein und die Nagellackierung hinkte sozusagen hinterher?

»Zeit habe ich genügend, Mister Steele ...«

»Mein Name ist Tanner, Misses Farrow, Tony Tanner. Herr Steele ist mein Kollege.«

Steele erhob sich noch einmal halb aus dem Sessel.

»Verzeihen Sie, wie dumm von mir.«

»Wie ich es schon bei unserem Telefonat gesagt habe, Misses Farrow, recherchieren wir für eine Zeitschriftenserie, die sich mit dem Konflikt oder auch dem Zusammenleben traditioneller Kulturen mit der modernen, westlich geprägten Zivilisation befasst.«

»Für welche Zeitschriften arbeiten Sie?«

Auf diese Frage hatte Steele erwartet, darum brachte er eine Reihe von Journalistenausweisen zum Vorschein, die alle so echt waren, wie sie aussahen und denen man nicht anmerkte, dass sie nur durch viel Geld ihren Weg zu Steele gefunden hatten. Steele hatte übrigens eine Wandlung durchlaufen, die Tony überraschte. Er war ohne viel Aufwand, sowohl in seinem Erscheinungsbild als auch in seinem Auftreten, in die Rolle des abgebrühten, welterfahrenen Reporters geschlüpft. Zusammen mit Tony Tanner, der immer Tony Tanner blieb und also den kultivierten, gewandten Interviewer abgeben musste, bildeten sie ein sehr glaubhaftes Paar. Was Tony anging, fühlte er sich heimlich geschmeichelt, dass Steele für ihn eine Art von Podium bot, auf dem er seine Fähigkeiten voll ausspielen konnte.

So wie jetzt, wo er sich über Weltmusik, modernen Tanz, bildende Kunst und postapokalyptische Filmmythen ausließ und mit lockerer Hand den Plan für die Artikelserie entwarf, die auch ein Ressortchef einer New York Times nicht überzeugender hätte formulieren können.

Melinda Farrow fühlte sich bei diesem Gespräch sichtlich wohl. Während ihre Tochter, die noch immer ihre Position am Sideboard hielt, die verschränkten Armen noch fester um den übermäßigen Busen presste, als brauchte sie eine Verteidigung gegen das hochgestochene Geschwafel, lockerte sich die Haltung Melindas. Zuerst kam die eine Hand aus dem Schoß, dann die andere und beide vollführten schließlich flatternde Gesten, Melinda beugte sich vor, ihre hervorquellenden Augen glänzten.

Wenn sie sprach, offenbarte sie einen seltsamen inneren Wider-

spruch. Einerseits kamen die Worte, getragen von ihrer feinen Stimme sehr vorsichtig und gewählt, andererseits rauschten manchmal ganze Sätze wie fertig gekuppelte Güterzüge daher und überbrachten ihre vorgefertigte, wie aus einem Lehrbuch auswendig gelernte Fracht.

»Leider ist der kulturelle Überbau tatsächlich ein solcher, *nur* ein solcher, muss man es wohl formulieren, und auf der alltäglichen Ebene finden jene Konflikte statt, deren Echos wiederum die mögliche Harmonie des kulturellen Orchesters stören.« Tony Tanner war in der Lage, einen solchen Satz mit derselben Sicherheit zu formulieren, mit der er im Dunkeln einen doppelten Windsorknoten binden konnte. Was noch mehr zählte - Tonys Gesichtsausdruck vermittelte dem Zuhörer das Gefühl, dass dieser Mann auch wirklich wusste, was er gerade eben gesagt hatte.

»In der Tat, wirklich in der Tat«, bestätigte Melinda. »Es fällt leider allzu leicht, beim Anblick eines betrunkenen Ureinwohners zu vergessen, dass er seelisch in ein Jahrhundert geworfen wurde, für, dass er nicht geschaffen wurde und umgekehrt. Überheblichkeit ist eine allzu leicht zu erwerbende Haltung.«

War es Zufall, dass sich in diesem Moment die großen Augen Melindas auf Lucinda, die Tochter richteten?

»Sicherlich war es gerade diese Haltung, mit der Ihr Gatte tagtäglich zu kämpfen hatte?«, bog Tony das Gespräch jetzt in die Richtung, die er gewünscht hatte.

»Sehen Sie«, jetzt als die Rede auf John Farrow kam, wechselte Melinda die Sitzposition, lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander, legte die Arme auf die Lehnen, »John hatte mit diesen Problemen nur auf einem sehr abstrakten juristischen Niveau zu tun. Das war sein Gebiet, darin war er ein Meister, ganz ohne Zweifel. Die persönliche Begegnung mit den Betroffenen ... war nicht unbedingt seine Welt.«

Unter der neutralen Aussage lag etwas anderes - Tony glaubte es zu bemerken, und schon war es ihm wieder entschwunden.

»Treffen unsere Informationen zu, dass sein letzter Prozess um

den Verkauf und die Nutzung eines recht großen Gebietes in Zentralaustralien ging?«

»Nun, es stand ja in jeder Zeitung.«

»Das ist korrekt, allerdings wurden genauere Angaben vermieden. Und diese genaueren Angaben sind von uns von Interesse. Oder um genau zu sein, ohne sie können wir einpacken und die Recherche ist zu Ende.«

»Wie kommen Sie zu der Vermutung, Herr Tanner, dass ich über dieses Gebiet mehr wissen könnte, als in den Zeitungen steht?«

Tony fühlte sich plötzlich unwohl. Er musste vorsichtig sein. Vielleicht hatte Melinda Farrow jetzt das Bedürfnis, mit ihren Besuchern ein Spiel zu spielen. Vielleicht hatte Tony diese Frau aber auch unbewusst in ein privates Minenfeld getrieben, in ein Schlachtfeld ihrer Ehe und geriet dadurch in Gefahr, den dünnen Faden an Verständigung, den er zu ihr gesponnen hatte, zu zerreißen.

Tony musste äußerlich ruhig, gelassen und freundlich bleiben, während sich seine Gedanken überschlugen. Wenn seine zweite Annahme richtig war, dann konnte mit der nächsten Bemerkung alles zu Ende sein, oder aber er lockte sie endgültig aus der Reserve.

»Immerhin waren Sie mit John Farrow verheiratet. Also ist die Vermutung, dass er sich mit Ihnen auch über seine Arbeit unterhielt, doch naheliegend?«

»Seine Arbeit, Herr Tanner, war etwas anderes als das Bestellen von Sommerkleidern für eine Warenhausabteilung, falls Sie das meinen. Er vertrat seine Klienten vor dem höchsten Gericht dieses Landes, die Urteile hatten geradezu historische Ausmaße.«

Das Gespräch schien plötzlich auf der Kippe zu stehen. Melinda Farrow zog die Beine an, schien sich wieder wie ein Igel einzukugeln.

»Ich nehme an, dass es gerade diese Belastung war, die bei Ih-

rem Mann das Bedürfnis erwecken musste, auch außerhalb der juristischen Auseinandersetzung einen Gedankenaustausch zu suchen. Und damit, ohne dass ich es wagen würde, mir eine Beurteilung anzumaßen, die mir nicht zusteht, wird er sich wohl am ehesten an seine Ehefrau gewendet haben, bei der er Diskretion und absolute Loyalität voraussetzen konnte. Verzeihen Sie ...«

Tony Tanner hob abwehrend und beschwichtigend die Hände, als müsste er sich der kleinen Fäuste Melinda Farrows erwehren, »... es ist einfach eine persönliche Erfahrung. Sowohl Herr Steele als auch meine Person kommen immer wieder an einen Punkt, bei der uns all das, was wir bei unseren Recherchen zu sehen und zu hören bekommen, über Gebühr belastet. Ich erinnere mich an eine Geschichte, gar nicht lange her, wir hatten uns mit Sklaverei in Nordafrika beschäftigt - Sudan, Marokko, Mali, Schicksale, die man nicht vergisst, indem man sie fotografiert oder einige Zeilen auf dem Laptop schreibt. Ja, dann mussten auch unsere Ehefrauen herhalten, sozusagen die letzte Bastion des Verständnisses, bevor man endgültig mit dem Trinken beginnt.«

Aus den Augenwinkeln bemerkte Tony, wie Steele zusammenzuckte, als von den Ehefrauen die Rede war. Auch Melinda bemerkte es.

»John Farrow war ein ganz eigener Mann«, sagte sie kühl, als spräche sie über einen Fremden, von dem sie höchstens aus der Zeitung gelesen hatte. »Sein Bedürfnis in dieser Hinsicht war wohl eher als unterentwickelt zu bezeichnen. Im Übrigen hat die Tatsache, dass überhaupt nicht erwähnt wurde, um welches Gebiet es sich handelt, einen durchaus triftigen Grund. Es geht um wirtschaftliche Interessen, um Bodenschätze und schon die Erwähnung des Namens hätte für die dort engagierte Firma einen Nachteil bedeutet. Denn sofort wäre die Konkurrenz zur Stelle gewesen.«

Und dann setzte Tony instinktiv alles auf eine Karte, zögerte

einen Moment, um die Spannung zu erhöhen und sagte: »Immerhin sind Herr Steele und ich sicher, dass Sie es waren, Frau Farrow, die ihren Mann zur Übernahme der Rechtsvertretung gedrängt hat.«

»Warum sollte ich so etwas tun? John Farrow war nicht der Mann, der den Rat eines anderen suchte und meinen ... erst recht nicht.«

»Aus zwei Gründen kommen wir zu dieser Überzeugung: Bisher hatte ihr Mann nur Einzelpersonen oder Gruppen verteidigt. Sein letzter Prozess fiel völlig aus dem Rahmen. Zumal, wie man hören muss, die Erfolgsaussichten sehr gering sind. Und John Farrow vermied es, so ist zumindest unser Eindruck, sehr bewusst, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen, indem er hoffnungslose Fälle übernahm.«

»Das klingt fast plausibel. Aber warum hat er sich dann in dieses Gefecht gestürzt?«

Tony beugte sich vor und erprobte sein Lächeln, Unterart *verbindlich*.

»Weil einer der Aborigine-Künstler aus Ihrem Bekanntenkreis, Frau Farrow, Ihnen die Bedeutung dieses Gebietes deutlich gemacht hat.«

Tony zwang sich dazu, ruhig zu bleiben und die Wirkung seiner Worte abzuwarten. Entweder er hatte sich getäuscht und sie waren raus aus dem Spiel oder er hatte jetzt eine Quelle der Information geöffnet.

»Woher wissen Sie das alles, Herr Tanner?«

»Wir würden nicht wagen, Ihnen Ihre Zeit zu stehlen, Frau Farrow, wenn wir nicht wüssten, um was es geht. Und selbst wenn Sie diesen bedauerlichen Eindruck von uns gewonnen haben sollten, so sind wir auch keine journalistischen Söldner. Wir glauben durchaus noch an die aufklärerischen, demokratischen Ideale einer unabhängigen Berichterstattung.«

Melinda Farrows zögerte. Der Kampf, den sie mit sich aus-

focht, war ihr anzusehen. Sie schaute vor sich auf den Boden, ihre Finger verknöteten sich unwillkürlich und lösten sich wieder. Vom Sideboard kam das Räuspern der Tochter und von draußen erklang ein Vogelruf, wie ein schrilles, abrupt abbrechendes Gelächter. Der Ton war so fremd, dass er Tony wie eine brutale Ermahnung vorkam, sich hier immer als Fremdling zu fühlen.

»Nun gut, Sie haben recht, es war meine Idee,« wurde Melinda Farrows brüchige Stimme hörbar. Sie schien nur zu sich selbst zu sprechen, sich selbst einer Tatsache zu vergewissern, die sie vielleicht verdrängt oder in ihrer wirklichen Bedeutung nicht erfasst hatte. Dann setzte sie sich mit geradem Rücken hin und schaute Tony direkt in die Augen.

»Das Gebiet heißt Musgrave Ranges. Wenn ich Ihnen das sage, dann nutzt Ihnen das allerdings wenig, denn man könnte halb Europa in dieses Gebiet hineinpacken. Es ist noch nicht einmal wichtig, dass es heiliges Land ist. Die Aborigines nennen jeden Flecken heiliges Land, und wenn sie es nicht selbst tun, dann tun es die Anwälte, die um möglichst hohe Entschädigung für ihre Klienten und nebenbei auch für möglichst viel Geld für sich selbst streiten.

Innerhalb der Musgrave Range liegt allerdings ein Ort, der für die Ureinwohner ungefähr das ist, was die Geburtskirche in Bethlehem, Jerusalem und der Vatikan zusammen genommen für die Christen bedeutet. Ich glaube, ich habe mich verständlich gemacht. Es ist ein Platz, an dem die Visionen aus der Erde steigen. Seltsamerweise, und das ist natürlich auch vor Gericht zur Sprache gekommen, wird der Ort nur selten besucht. Die Gegenseite hat daher behauptet, dieser Ort existiere nicht wirklich oder er hätte keine wahre Bedeutung. Aber in Wirklichkeit ist es so, dass nur sehr mutige und ausgewählte Angehörige der verschiedenen Stämme es wagen, diesen Ort zu betreten. Wer nicht bereit ist, wird von einem Wesen befallen, dass so etwa *Hirnsauger* heißen müsste. Wer nicht stark genug ist, verfällt dem Wahnsinn, da-

rum geht es.«

»Und wo ist dieser Ort genau?«, stellte Tony die entscheidende Frage.

Melinda Farrow gelang ein Lächeln, das genau die Waage zwischen Verständnis und Sarkasmus hielt.

»Selbst wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen bestimmt nicht sagen, Herr Tanner. Aber glauben Sie mir, ich weiß es nicht. Ich habe nie die Frage gestellt. Aber selbst wenn ich es Ihnen sagen würde, würde es Ihnen auch nichts nutzen - es ist nur ein staubiger Platz in einer weiter staubigen Ebene. Ein Weißer könnte daran vorbei gehen und würde nichts merken. Und selbst die Ureinwohner sagen, dass nur die Weisen unter ihnen die Kraft haben, diesen Ort zu finden.«

»Was soll auf dem Gebiet abgebaut werden? Können Sie uns das sagen?«

»Opale. Eine Firma namens Packard Limited will dort industriellen Abbau von Opalen betreiben. Bisher ist das noch nie versucht worden. Und es gibt eine Reihe von verlässlichen Untersuchungen, die zeigen, dass im Gebiet der Musgrave Ranges kein einziger Opal zu finden sein wird.«

»Immerhin ist sich die Leitung der Firma Packard Limited so sicher, dass sie bereit ist, beträchtliche Investitionen zu tätigen. So viel war immerhin den Zeitungsberichten zu entnehmen.«

»In der Tat, es war von beträchtlichen Summen die Rede. Und damit kam natürlich der übliche Schwanz von Argumenten, der überall auf der Welt kommt, wenn mal wieder ein Stück Natur unwiederbringlich zerstört werden soll - Fortschritt, Arbeitsplätze, Wohlstand.«

»Der Druck auf Ihren Mann als Verteidiger muss dadurch gewaltig gewesen sein. Immerhin gab es ja auch eindeutige Signale seitens der Politik, die Packard unterstützten.«

»Das stimmt zwar, aber wir leben hier nicht in einer Bananenrepublik, Herr Tanner. Das Geschwätz irgendeines Staatssekretärs hat die Richter hier noch nie beeindruckt, eher im Gegenteil.

Wenn ich davon nicht überzeugt wäre, dann hätte ich schon längst meine Sache gepackt und wäre ausgewandert.«

»Zumindest Ihr Mann muss ja offensichtlich unter großem persönlichem Stress gestanden haben, Misses Farrow«, mischte sich jetzt auch Steele in das Gespräch.

»Es ging ja um nicht weniger als um den Einsatz einer sehr zukunftssträchtigen Technologie, die für die australische Wirtschaft revolutionäre Fortschritte bedeuten konnte«, ergänzte Tony.

»Zumindest die Vertreter der Gegenseite haben das in alle Welt posaunt. Aber ... Sie spielen auf den Selbstmord meines Mannes an, nicht wahr?«

Unter Melindas geradem Blick musste Tony schlucken. »Wir ... ich ... ich muss mich auf das beziehen, was in den Zeitungen stand. Und dort wurde durchaus spekuliert, dass nicht allein ... äh ... dass die Belastung durch den Prozess eine schwere Bürde dargestellt habe ...«

Die Witwe John Farrow betrachtete Tony Bemühungen, sich aus der peinlichen Situation herauszureden mit schräg gelegtem Kopf. An ihrer rechten Wange erschien ein Grübchen.

»Sie meinen, dass von Ihren Kollegen in den Zeitungsredaktionen nicht allein eine schmutzige Affäre mit einer billigen, sich rassistisch gebärdenden Blondine als Auslöser für den Selbstmord des ehrenwerten John Farrow angesehen wird? Wie überaus rücksichtsvoll.«

Melindas Stimme triefte vor Sarkasmus. Tony warf einen raschen Blick auf Lucinda, die sich unbehaglich an der Kante der Anrichte hin und her schob, als wäre sie gefesselt und irgendeinen Punkt an der Decke fixierte.

Ganz plötzlich warf sich Melinda nach vorne, legte ihre Unterarme auf die Oberschenkel. Ihr Vorschnellen hatte etwas vom Zuschnappen eines Krokodils. Sie überschritt eine unsichtbare Grenze, die bisher zwischen ihr und Tony Tanner gezogen worden war.

»Da wir heute anscheinend den Tag der persönlichen Offenba-

rungen haben, Herr Tanner ...« Die großen Augen Melindas schienen aus den Höhlen quellen zu wollen, als gäbe es einen inneren Druck, der sie wie Stöpsel zu beseitigen suchte. Tony musste sich zwingen, vor diesem Gesicht nicht zurückzuweichen. Melindas Atem fächelte ihn an und bewies ihm, dass sie vor dem Gespräch Alkohol getrunken haben musste - irgendein süßes, scharfes, hochprozentiges Zeug, das Ehefrauen in besseren Vorstädten trinken, obwohl es ihnen nicht gut tut.

»John hatte mir diese Affäre gebeichtet«, zischelte Melinda.

»Das sollte bei Ihnen aber nicht zu falschen Schlussfolgerungen führen, Herr Tanner. Denn er hat mir bisher jede Affäre gebeichtet. Obwohl der Begriff Affäre für dieses Hobby meines Mannes vielleicht ein wenig allzu pompös gewählt ist. Tatsächlich durfte ich von jeder Betätigung seines Sexualtriebes profitieren, denn mein mir christlich angetrauter Ehemann hielt es für seine Pflicht, mir jede seiner Seitensprünge ... nein, nicht zu beichten ... damit anzugeben, zu protzen. Seit jenem denkwürdigen Tag vor nunmehr siebzehn Jahren, als John Farrow sich in die Aufgabe versenkte, seine ihm so ähnliche Tochter Lucinda zu zeugen, rührte er mich nicht mehr an. Er nannte mich sein *Porzellanpüppchen* und gab mir zu verstehen, dass ich ihn nicht mehr interessierte. Das Gefühl war übrigens durchaus gegenseitig.«

»Melinda«, rief es vom Sideboard her.

»Was ist, Schätzchen?«, fragte Melinda Farrow sarkastisch. Sie machte sich nicht die Mühe, ihre Tochter anzuschauen. »Magst du nicht über deinen geliebten Daddy reden? Mach dir keine Sorgen, ich bin betrunken, damit kannst du dich vor dir selbst herausreden. Bisher hast du doch immer deinen geliebten Daddy verteidigt, besonders wenn die dumme Melinda mal wieder Ärger machte, stimmt's, Schätzchen. Ich weiß, dass Sie wissen, dass ich getrunken habe, Herr Tanner. Sie haben es gerochen, warum auch nicht, aber Sie haben sich gut unter Kontrolle, wirklich, nur ein leises Zucken. Dabei gehört es sich für Frauen nicht zu trinken. Vor allem nicht dieses abartige süße Zeug. Bier ginge viel-

leicht noch, aber nur ein wenig. Hier dürfen sich nur die Männer betrinken, Herr Tanner. Australien ist ein Land für große, starke Männer. John Farrow war auch so ein großer starker Mann. Er erzählte mir von jeder Schlunze, die er flachgelegt hatte ...«

»Melinda, es reicht jetzt«, gellte es von der Seite. Lucinda machte einen Schritt auf ihre Mutter zu. Ihre ausgestreckten Arme sendeten die Bereitschaft zur Gewalttätigkeit aus wie Antennen, die einen Angriffsbefehl an eine Panzerarmee funken. Es war Steele, der das Mädchen stoppte, indem er den Arm leicht hob. Seine Bewegung war kaum wahrnehmbar, wirkte aber so, als wäre Lucinda gegen eine Mauer gelaufen. Sie drehte sich um, wollte zur Tür hinaus, blieb aber dann doch am Sideboard stehen, den drei Erwachsenen den Rücken zu gewandt. Ihr Kopf hing nach vorne, nur ihr zu breiter Rücken war zu sehen, über den Schauer liefen.

Melinda betrachtete die Szene mit unverhohlener Befriedigung.

»Jede anatomische Einzelheit, besonders bei der Beschreibung der primären weiblichen Geschlechtsorgane hatte John eine Fähigkeit, die sich im Laufe der Jahre noch steigerte ...«

Von Lucina erklang ein Quietschen, halb Wutschrei, halb Weinen.

»... tatsächlich zeigte er dieselben rhetorischen Fähigkeiten, die ihn vor Gericht so bekannt machten, auch bei der anatomischen Prosa dieser Art.«

Melinda rückte an den Rand des Sessels und legte Tony ihre Hand auf das Knie. Sie stützte sich schwer ab, ihr schlechter Atem traf ihn stoßweise ins Gesicht.

»Wissen Sie, warum ich Ihnen das alles erzähle, Herr Tanner? Nicht weil ich betrunken bin, ich habe nämlich nicht einmal eine halbe Flasche Likör gekippt, davon werde ich nicht betrunken, ich bin nämlich eine seit Jahrzehnten geübte Säuferin mit irreparablen Leberschaden. Auch nicht, weil ich das Bedürfnis nach

Verständnis habe. Vergessen Sie es, Sie wären nicht mal mein Typ. Nein, ich erzähle Ihnen das, damit Sie eines ganz klar verstehen - John Farrow hätte wegen einer Affäre niemals Selbstmord begangen. John Farrow ist ermordet worden und ich danke dem Herrn jeden Tag dafür, dass ich ihn los bin.«

»Unterschreiben! Hier!«

Steeles Finger deutete befehlend auf eine gepunktete Linie. Tony Tanner bekam eine Kugelschreibermine in die Hand gedrückt und krakelte seine Unterschrift auf das holzige Papier. Die Art, wie Packard Limited Mitarbeiter anwarb, unterschied sich nur in Nuancen von der Methode, mit der man früher Besatzungen für Seelenverkäufer anheuerte.

Mit einem Knurren zog Steele den Zettel ein und schlurfte auf den Geländewagen zu, um den sich einige Männer versammelt hatten. Bei jedem Schritt quoll unter seinen Sohlen eine Staubwolke empor. Die Außenbezirke der Olympiastadt Sydney waren nur wenige Autominuten entfernt, dennoch schien die Metropole auf einem anderen Planeten zu liegen. Hier hatte sich das Land wie ein zu lange unterdrücktes, schlechtes Gewissen wieder unter Straßen, Bauten und Parks vorgearbeitet. Es lag da mit leicht rötlichem Staub, mit dürftigen Bäumen und schäbigen Hütten, in denen einige Aborigine-Familien wie Gespenster zwischen Bierdosen und Autowracks hausten. Der Ort schwitzte eine Trostlosigkeit aus, die sich wie ein seelischer Staub auf die Stimmung legte. Tony riss sich aus seiner Trägheit, ging zu einem Baum und lehnte sich an den Stamm. Sein Gepäck hatte er in der Hand - bestehend aus einer Ersatzhose, einer Garnitur Unterwäsche und einem T-Shirt zum Wechseln. Ein Kamm und eine Zahnbürste waren in der Rolle eingewickelt. Selbst der Gedanke, dass sich sein übriges Gepäck in einem guten Hotel in Sydney zur Aufbewahrung befand, konnte Tony nicht trösten.

Möglich, dass er in seiner wilden Jugend schon mal den Gedanken begabt hatte, mit solchem Minimalgepäck durch die Welt zu trampeln. Aber Tony Tanner war sicher, dass er niemals

im Leben jung genug gewesen sein konnte, um diese Vorstellung von Freiheit und Unabhängigkeit weiter als zwei Schritte über die Türschwelle hinaus zu tragen. Jack Kerouac zu lesen war eine Sache, Jack Kerouac nachzuspielen eine andere und sicherlich nicht die Sache des Tony Tanner. Nein, Tony wurde sich einmal mehr darüber klar, dass er für die Epoche des Orientexpress und der Royal Mail Ships geboren worden war - für Schrankkoffer, Dinerkleidung und Gepäckträger.

Diese profunde Selbsterkenntnis nutzte ihm im Augenblick allerdings herzlich wenig.

Nach ihrem Besuch bei Melinda Farrow, die sie mehr oder weniger plötzlich aus dem Haus geworfen hatte, hatten sich Tony und Steele sofort daran gemacht, weitere Informationen zu suchen. Steele war ebenso wenig erfolgreich wie Tony - das heißt, Tony gelang es zumindest herauszufinden, dass Packard Limited über vier Ecken zur GIC gehörte - aber Steele bekam mit, dass Packard Leute suchte.

Zwei Tage nach dem Besuch bei Melinda Farrow hatte das Gericht endgültig zugunsten der Firma entschieden. Sämtliche Kommentatoren waren sich einig, dass der Tod John Farrows diese Entscheidung zumindest beschleunigt hatte, denn die Finnen, Verfahrenstricks und Verzögerungstaktiken des Anwalts waren berüchtigt. Da die Verteidigung der Ureinwohner wusste, wie gering ihre Chance war, hatte sie sich auf eine Mischung aus Verfahrenstricks und außergerichtlichem Druck auf die Politik konzentriert. Während Farrow den Prozess am Kochen hielt und mit brillanten Plädoyers die Medien erfreute, sorgten andere für Flugblattaktionen, Internetforen und anderes Aufsehen, das der Zentralregierung nicht gefallen konnte. Die Zielrichtung war klar: je länger der Prozess, desto mehr internationaler Rummel, desto größere Chance, dass die Regierung die Sache per Beschluss im Sinne der Aborigines beendete. Der Tod Farrows zerstörte diese Taktik. Sein Nachfolger war schlecht eingearbeitet -

Farrow war alles andere als ein Team-Arbeiter - und bot ein jämmerliches Bild.

Es kam Tony wie ein dummer Witz vor - kaum hatten er und Steele herausgefunden, um welches Gebiet es bei diesem Prozess ging, konnte man den Namen in jeder Zeitung lesen. Vor allem Steele hatte sich einen Vorsprung durch die Information erhofft, der nun verloren war.

Ein Mechanismus von Boshaftigkeit schien im Hintergrund zu arbeiten. Der so sorgfältig vorbereitete Besuch bei Melinda Farrow stellte sich mit einem Mal als gänzlich überflüssig heraus - aber die geheime Scham, ein Lügner zu sein, zu welchem Zweck auch immer, nagte an Tonys Stimmung und ebenso die Erinnerung an das überzarte Gesicht mit den vorstehenden Augen und dem Atem mit dem verräterischen Geruch nach Alkohol, als hätte die Frau ihn ungewollt in ihre intimen Geheimnisse einbezogen. Das alles war so, dass Tony dafür nur das Prädikat schmutzig finden konnte und wenn schmutzige Dinge nicht einmal einen Gewinn bringen, dann stimmt wahrhaftig einiges nicht mehr.

Jetzt wollte Packard Limited so schnell wie möglich Tatsachen schaffen. Darum wurden in aller Eile Leute angeworben. Nach solchen Feinheiten wie Qualifikationen wurde nicht gefragt, ob die Bewerber überhaupt eine Arbeitserlaubnis hatten, war nicht von Belang, Ausweispapiere tauchten nicht auf.

Entsprechend war die Gesellschaft, die sich um den Wagen versammelt hatte. Bevor Francine ihm seine sozialen Vorurteile ausgetrieben hatte, wären diese Männer von Tony als Abschaum bezeichnet worden. Und er war ab jetzt für vier Monate einer von ihnen.

»Na los doch, was ist?«, brüllte plötzlich eine Stimme vom Wagen her. Alle Augen richteten sich auf Tony. »Mach, dass du in die Gänge kommst, fürs Rumsitzen wirst du nicht bezahlt.«

Sein Gepäck unter den Arm geklemmt, machte sich Tony auf den Weg zum Wagen. Er versuchte, einen Kompromiss zwi-

schen allzu provozierender Lässigkeit und allzu unterwürfiger Eile zu finden. Der Kerl, der ihn angebrüllt hatte, war ein breitschultriger Zwanzigjähriger mit kurzem, blondiertem Haar. Er war nicht größer als die anderen Männer, die jetzt auf die Ladefläche des Geländewagens stiegen, er hatte keine breiteren Schultern und keine dickeren Arme. Aber im Gegensatz zu allen anderen war seine Körpermasse nicht lediglich das Ergebnis unzähliger Bierbesäufnisse in gekachelten Bars, sondern es steckte wirkliche Bullenkraft darin. Tony war sicher, dass er diesen Kerl nicht mochte. Er war sich ebenfalls sicher, dass der Mann gefährlich war. Er kletterte auf die Ladefläche. Man hätte ihm keinen Platz gemacht, denn er kam als Letzter und er hatte sich schon als unterstes Glied der Hackordnung etabliert. Dank Steele, seinen Ellbogen und deren Einsatz nach links und rechts bekam Tony dann doch einen recht akzeptablen Platz. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fahrerhaus. Die Narben an seiner Schulter begannen plötzlich wieder zu schmerzen.

In Verlauf seines Lebens hatte Tony Tanner berufsbedingt sehr oft sehr weite Strecken zurückgelegt. Irgendwann einmal hatte er sich ausgerechnet, dass die Summe seiner Flugkilometer für mehrere Erdumrundungen oder die Strecke Erde - Mond oder für irgendeine derartige Spielerei reichte. Aber er musste warten, bis sich sein Hinterteil auf der Ladefläche eines geländegängigen Pick-ups in eine Form von rohem Beef verwandelte, um wirklich zu erfahren, was die Begriffe Strecke und Entfernung bedeuten konnten.

Jetzt spürte er es mit jedem Schlagloch, der den Wagen erschütterte, mit jeder Bodenwelle, die ihn stauchte oder für einen Moment abheben ließ. Die Fahrt nahm den Aspekt einer folternden Langeweile an. Sie bestand nur aus wenigen kurzen Szenen, die sich in endloser Folge wiederholten - dem Springen des Wagens, dem Rumpeln, dem Aufheulen des Motors, dem Krachen der Schaltung, dem Quietschen der Federung, der langen Staubfahne, den stumm dösenden Männern, deren hängende Köpfe

jede Bewegung des Wagens mit einer eigenen trägen Bewegung beantworteten. Kein Wort wurde gesprochen, die Verständigung erfolgte mit Gesten, die von einem Knurren unterlegt waren. Jeder Neandertaler hätte die Gesellschaft für unerträglich dröge gehalten.

Die einzige Unterbrechung bildete für Tony das Auftauchen einiger Kängurus. Die Tiere sprangen eine Weile neben dem Wagen und verschwanden wieder in dem Gebüsch, aus dem sie auch gekommen waren.

Der Pick-up fuhr einen Tag, die halbe Nacht und noch einen Tag. Dann kamen sie zu einer Art Sammelplatz, der irgendwo auf einer weiten Ebene lag. Die Szenerie hatte Ähnlichkeiten mit einem schlecht organisierten Militärlager. Es gab eine Latrine, die aus einem Balken, einer Grube und einem Sichtschutz bestand, es gab weiterhin einen Tank, aus dem lauwarmes Trinkwasser, das stark nach Chemikalien schmeckte, floss und einige Pfosten, zwischen denen Zeltplanen als Sonnenschutz gespannt waren.

Tony fühlte sich müde und völlig zerschlagen. Die Männer, mit denen er zusammen war, bedeuteten die Widerlegung aller Illusionen über die westliche Zivilisation, die ihn bisher aufrecht gehalten hatte. Er war unter ihnen ein Fremdkörper und genau das witterten sie mit dem Instinkt des Underdogs, der nach einem sucht, der noch schwächer ist oder den er noch tiefer in den Sumpf drücken kann, als es mit ihm selbst geschehen ist. Und entsprechend behandelten sie ihn mit einer ständigen, unterschwellig Feindseligkeit, die nur auf eine Gelegenheit wartete, um in offene Gewalt umzuschlagen. Die einzige Lebensversicherung, die Tony Tanner in dieser Situation hatte, war Steele. Die anderen hielten Tony für Steeles Lustknaben - das war die einzige Kategorie, in der sie denken konnten, wenn sie sich die Mühe

machten - aber das bedeutete zumindest eine gewisse Sicherheit. Es bedeutete auch, dass sie hinter Tonys Rücken Bemerkungen nuschelten oder ein dreckiges Lachen ausstießen oder ekstatische Pfiffe hören ließen. Manchmal kam sich Tony vor wie in einer Gaskammer, umgeben von den erstickenden sauren Ausdünstungen dutzender Männer und er nahm sich vor, dem Nächsten, der ihm dumm kam, die Faust ins Gesicht zu rammen. Er verzichtete jedes Mal auf die Durchführung dieses Programms zur Rückgewinnung der Selbstachtung, weil er um sein Leben fürchten musste. Nach einer Weile richtete sich die Aufmerksamkeit der Männer auf andere Dinge und sie vergaßen, dass es überhaupt eine unpassende Figur mit falschem Akzent unter ihnen gab.

Tony setzte sich neben Steele in den Schatten.

»Und?«, machte Steele. Er lehnte mit dem Rücken gegen einen Pfosten, hatte die Augen halb geschlossen und schien zu dösen.

»Ich würde nicht behaupten, dass ich mich hier wohlfühle.«

»Die Männer sind gar nicht so schlecht. Ungefähr dieselbe Kategorie, die man beim Freigang auf dem Hof eines Hochsicherheitstraktes findet. Sind mir aber lieber als eine Handvoll Börsenmakler.«

»Auf mich wirkt diese ganze Gesellschaft wie eine Gruppe hungriger Piranhas mit kannibalistischen Neigungen.«

»Das hier ist keine Universitätsbibliothek voller arbeitseifriger Dorkasse. Die Männer brauchen eine Aufgabe. Sie brauchen eine Mütze voll Schlaf, jemanden, der ihnen sagt, was sie zu tun haben und etwas Zeit. Dann bildet sich so etwas wie eine Kameradschaft und diese ganze Bande erscheint in einem besseren Licht. Fragt sich nur, ob das geplant ist.«

Damit versank Steele erneut in sein abwartendes Schweigen. In der letzten Zeit hatte er versucht, sich ein Bild über seine neuen *Kollegen* zu schaffen. Die meisten gehörten in die Kategorie *im bürgerlichen Leben gescheitert*. Dabei war diese Einteilung ein wenig verfälschend, denn ein Mensch kann nicht bei einem Spiel

scheitern, zu dem er niemals zugelassen worden war. Oder das dieser hypothetische Jemand niemals als wirklich lohnend betrachtet hatte. Die meisten Männer passten in diese Schublade, es waren grobe, feiste, bierbäuchige Gestalten, trinkfest und rauf lustig, das Material jeder Söldnerarmee seit Jahrtausenden. Für Steele stellten sie kein Problem dar. Wenn man sie persönlich näher kennenlernte, waren sie in Ordnung, und in der Gruppe sortierten sie sich nach einiger Zeit auf ihre lautstarke Art und konnten einiges auf die Beine stellen - egal, ob sie einen Viermastsegler um Kap Hoorn bringen oder einen Waldbrand löschen mussten. Wirklich unerfreulich waren diese Typen nur, wenn sie aufgestachelt wurden und in eine bestimmte Richtung marschierten. Am Anfang ähnelten sie in einer solchen Situation sehr dem üblichen Uni-Revolutzger-Gesocks mit seinem pubertären Welterlösungs- und Allesbesserwissergehabe. Allerdings, so stand es für Steele fest, kamen die Erstsemester-Ches nur bis zur nächsten Polizeisperre, wo ihnen dann mit der Sicherheit eines Naturgesetzes einfiel, dass Papis Leben als Zahnarzt gar nicht so übel oder das Wetter für eine tief greifende gesellschaftliche Umwälzung globalen Ausmaßes unpassend und erst einmal eine weitere Diskussion in der warmen Stammkneipe angebracht war.

Die Männer, über die Steeles Blicke jetzt schweiften, würden nicht anhalten. Sie würden weitermarschieren, ohne auf den Flurschaden zu achten. Gegen Kapitalisten, Immobilienmakler, Zeitungsbonzen, lästige Ureinwohner. Letztere Möglichkeit machte Steele zwar nicht unbedingt Sorgen, aber er zog sie in seine Überlegungen ein.

Einigen Männern war anzusehen, dass sie wahrhaftig einen sozialen Abstieg hinter sich hatten. Manche freiwillig, weil ihnen klar wurde, dass ein Acht bis Siebzehn-Uhr-Job keine befriedigende Möglichkeit ist, die meiste Zeit zwischen Wiege und Grab zu verbringen. Steele zählte sie zu den mehr oder weniger erfolgreichen Abenteurern, die in den meisten Fällen eine Belas-

tung darstellten. Bei anderen war es vermutlich eher die Feststellung, dass der nackte Arsch zwischen den gespreizten Beinen der eigenen Ehefrau dem besten Kumpel angehörig war, die das Weltbild ins Wanken brachte. Diesen Typen misstraute Steele, er hielt sie für tückisch wie Klapperschlangen, die andererseits nach Einfüllung von genügend Bier die Tendenz zu weinerlichen Nacherzählungen ihres banalen Scheißlebens zeigten.

Was gab es sonst noch? Steele wendete kaum merklich den Kopf. Diese drei jungen Kerle, die zusammen um ihre Seesäcke hockten, als wäre das ihr Gravitationszentrum. Die kamen frisch vom Militär. Sie hielten sich abseits, waren gegenüber den anderen freundlich, aber kühl. Einige Male, als sie gemeinsam über den Platz gelaufen waren, hatten sich ihre Beine unbewusst zum Gleichschritt gefunden. Alle drei trugen recht lange Haare, waren also dem militärischen Kurzschnitt seit Längerem entronnen, hatten sich aber trotzdem noch nicht im Zivilleben zurechtgefunden. Mit diesen drei musste man rechnen, sie würden im Fall der Fälle die so lange eingeübten Schläge und Tritte ebenso leicht wiederfinden wie den Gleichschritt.

Von dieser Gruppe schwenkte Steeles Blick zu den *Offiziellen*. Der blondierte Jungmann, der den Pick-up gefahren hatte, schien den Leitwolf zu spielen. Zumindest hatte er den größten Mund und die lauteste Stimme. Die anderen ließen ihn gewähren, vielleicht kannten sie ihn, vielleicht ahnten sie auch nur, dass der Blondierte unangenehm werden würde, sollte man seine Position infrage stellen. Jetzt saß er in seinem Pick-up, der Motor lief, um die Klimaanlage in Betrieb zu halten. Daneben standen weitere fünf Geländewagen, die Männer aus verschiedenen Richtungen herangebracht hatten.

Steele überlegte sich, wie diese Großschnauze am besten zur Ruhe zu setzen war. Dieser Kerl hatte massive Muskeln. Wenn er zuschlug, war die Wirkung mit Sicherheit beträchtlich. Die Muskulatur, die Steele in der letzten Zeit mit der Gemütsruhe eines Sportlehrers studiert hatte, deutete auf lange Sitzungen zwi-

schen den Eisenwaren eines Fitnessstudios hin. Für Steele ergaben sich aus dieser Beobachtung einige Schlussfolgerungen. Er hielt den Blondierten für blöde. Selbstverständlich hielt Steele nicht jeden Bodybuilder für geistig minderbemittelt, aber in ihm lebte doch das Vorurteil, dass ein Mann, der jahrelang x-mal in der Woche dieselbe Bewegung oder deren leichte Variante im Kampf gegen die Schwerkraft machte ... nun ja, zumindest einen anderen Typus darstellte als ein Segler oder ein Bergsteiger. Wahrscheinlich warf Blondie auch Anabolika ein, das hätte zumindest zum Bild gepasst, das sich Steele von ihm machte. Der Leitwolf hatte eine bestimmte Art, in den Wagen zu steigen, die Steele aufmerksam machte. Er war schlichtweg steif. Der Typ, der vor Kraft kaum laufen kann. Wenn er einen Kampfsport betrieb, dann sicherlich nicht intensiv. Boxen vielleicht, Karate ein wenig, aber beim Kickboxen würde er kaum die Haxen hoch genug bekommen. Wie würde ein solcher Mann kämpfen? Er würde sich wie eine Fleischlawine brüllend auf den Gegner stürzen, im sicheren Gefühl, dass schon seine äußere Erscheinung Schrecken und Ehrfurcht verbreiten würden. Sollte dann der potenzielle Gegner noch nicht die Flucht ergriffen haben, war ein Hagel von ungezielten, aber wuchtigen Schlägen angebracht. Mehr hatte Blondie nicht zu bieten, mehr brauchte er aber auch nicht.

Was Steele seinerseits im Falle einer minder freundlichen Begegnung mit diesem Vorgesetzten brauchte, war ein durchschnittlicher Stock. Damit wusste Blondie nichts anzufangen. Ein Stoß in den Solarplexus, ein Seitschritt und ein Schlag in den Nacken, damit war der blondierte Fleischkloß erledigt. Alternativ, falls eine Weiterverwertung nicht geplant war, konnte dem Stoß gegen den Solarplexus ein sofortiger weiterer Stoß gegen den Kehlkopf folgen.

Als sich der blondierte Leitwolf aus dem Wagen schob und über die Hitze fluchte, konnte er nicht ahnen, dass er von dem bärtigen Mann, der unauffällig weiter hinten im Schatten saß, soeben in mehreren theoretischen Varianten getötet worden war.

Er hätte es auch nicht geglaubt. Davie war nicht unbedingt eine Leuchte. Als er zu den anderen Fahrern ging, machten sie ihm schnell Platz. Davie konnte sehr aufbrausend sein. Das lag wahrscheinlich an den Pillen, die er seit Jahren für sein Muskelwachstum schluckte.

Wahrscheinlich hörte Steele die Maschine als Erster.

»Zweimotorig, Turboprop«, sagte er ruhig.

»Was?« Tony Tanner fuhr aus seinem Halbschlaf. Er blickte sich wild um. Irgendwie war er von hier fortgeglitten, in eine freundlichere Landschaft voller Nebel und Nieselregen und erfrischender Kühle. Heimlich wartete Tony immer noch darauf, dass die Kulissen umfielen, jemand die Kängurus wieder in den Zoo zurückbrachte und die ganze Vorstellung namens *Australien* zu Ende war.

Der Blondierte und seine Mannen fingen an herumzuschreien und die Männer aufzuscheuchen. Nach einigen Runden setzte das Flugzeug zur Landung an. Es existierte tatsächlich eine Piste und Steele ärgerte sich, dass er den geplanten Streifen in der Ebene nicht entdeckt hatte.

»Die Mühle sieht eigentlich eher aus, als sollte sie hier an Ort und Stelle verschrottet werden«, äußerte Tony seine Meinung beim Anblick des Flugzeugs. Es handelte sich um einen zweimotorigen Hochdecker mit feststehendem Hauptfahrwerk. Der Pilot beaufsichtigte einige Männer, die Flugbenzin aus Fässern in die Tanks pumpten.

»Eine GAF Nomad«, sagte Steele, nachdem er sich die Szene eine Weile angeschaut hatte. »Eine N 24, australische Fabrikation. Könnte locker über zwanzig Jahre alt sein.«

»Gibt es irgendeine Information, die für meine Lebenslust förderlich ist?«, verlangte Tony zu wissen.

Steele grinste ihn an. »Soweit ich mich erinnere, ist der Vogel für zwei Piloten und sechzehn Passagiere gebaut. Wir sind gerade mal zweiundzwanzig Personen, also wird die Überlast nicht so beträchtlich sein und man gerät zumindest nicht in Gefahr

umzukippen, wenn es in die Kurve geht.«

Das Innere der Maschine war von überflüssigem Luxus wie Sitzen oder Sicherheitsgurten gänzlich befreit wurden. Die Passagiere mussten in der Reihe antreten und kletterten dann an Bord. Tony wollte sich vorne anstellen, wurde von Steele aber energisch zurückgezogen. So kamen sie als letzte der angeheuernten Arbeiter an Bord und hatten, weil die anderen durchrücken mussten, die Plätze neben der Tür.

Mit einem Mal fühlte sich Tony mit seinen Begleitern seelisch zutiefst verbunden. Eingekeilt in eine enge, heiße Röhre, hatte er ebenso Angst wie die meisten von ihnen. Während Steele die Augen schloss und eine weitere Runde Dösen einläutete, schaute Tony in Gesichter, aus denen alle Farbe gewichen war. Während die Maschine zum Start rumpelte und drehte, begannen die Adamsäpfel zu hüpfen wie Hochhausfahrstühle zur Rushhour, die Augen richteten sich in eine unbekannte Ferne, aus der jedoch auch keine Hilfe zu erhoffen war.

Der Pilot brüllte etwas nach hinten, das wie *Könnte jetzt ein wenig unruhig werden* klang, aber wegen des Motorengeräusches nicht klar zu verstehen war. Dann setzte sich die Maschine langsam in Bewegung. Tony, der wie alle anderen auf dem nackten Boden saß und sich gegen die Wand drückte, spürte die Vibrationen, die durch die Konstruktion liefen, als wäre er auf einem Rüttelsieb.

Es war unmöglich, einen klaren Überblick zu behalten, weil sich alles in eine rappende, bibbernde, zitternde und scheppernde Masse verwandelte. In der Nähe begann ein Mann zu würgen. Der saure Gestank von Erbrochenem stach durch den Schweißgeruch. Jemand fluchte, eine Bewegung ging durch die aneinander gepressten Männer, dann rollte das Flugzeug über eine Bodenwelle, schien abzuheben, warf die Passagiere für den Bruchteil einer Sekunde in eine halbe Schwerelosigkeit und sog sie dann wieder krachend zurück, als es schwer auf die Startbahn fiel. Der Anlauf schien ewig zu dauern, es war ein Alb-

traum als Lärm, stöhnenden Menschen, ächzenden Nieten und bebendem Metall. Es folgte ein Hüpfen, das Rumpeln brach schlagartig ab, dann berührten die Räder noch einmal den Boden und schüttelten die gesamte Konstruktion. Endlich kippte der Erdboden und die Maschine gewann mühsam an Höhe.

Tonys Hoffnung, das Flugzeug würde sich in seinem eigenen Element nun menschenfreundlicher gebärden, erfüllte sich allerdings nicht. Bei der geringen Flughöhe rüttelte die erwärmte Luft über der Ebene sie durch wie eine Küchenmaschine. Immer wieder schien sich unter ihnen eine Falltür zu öffnen, die Maschine sackte mit aufheulenden Propellern, Gepäck flog durch den Raum und plumpste bombenartig auf Köpfe, Knie oder Bäuche, wenn der Pilot die Maschine abfing.

Bei dem herrschenden Tohuwabohu hatte selbst Steele den Blick auf die Uhr vergessen und musste sich zugestehen, dass er weder über Flugdauer noch Flugrichtung eine Vermutung anstellen könnte.

Nach einer Landung, bei der das Flugzeug endlos eine wellige Piste entlang rasselte, fanden sich Tony und Steele mitten im Nichts wieder. In der Luft lag noch der Staub, den das Flugzeug aufgewirbelt hatte. Nach einigen Minuten Fußmarsch, den die meisten Passagiere nur mit zitternden Knien zurücklegten, kamen sie über einen Hügelkamm und schauten in eine weitläufige Senke.

Im Schutz der umgebenden Hügel standen drei Reihen von Wellblechhütten, an die sich große Zelte anschlossen. An der Seite waren Baumaschinen geparkt. Steele stieß einen leisen Pfiff aus, als er dahinter verborgen einige Geländewagen sah.

Die Wellblechhütte mit der Aufschrift *Verwaltung und Lohnbüro* stellte so etwas wie den Mittelpunkt der Ansiedlung dar. Davor war ein festgetretener Platz, auf dem sich die Neuankömmlinge versammelten. Einige Männer schoben sich aus den Hütten, schlurften an den Rand des Platzes und schauten der Szene mit verschränkten Armen zu.

Aus der Entfernung drang das Dröhnen der Flugzeugmotoren, steigerte sich und wurde dann langsam leiser.

Als Nächstes rauschte ein Pick-up auf den Platz, der blondierte Leitwolf steckte den Kopf aus der Dachluke und verkündete im zackigen Ton eine Reihe von Vorschriften. Die Übertretung wurde mit Lohnabzug geahndet, für leichtere Vergehen wie Prügeleien mit nicht lebensgefährlicher Körperverletzung gab es Arrest in einer Hütte am Ende der Ansiedlung.

Dann wurden die Schlafplätze verteilt, es fand eine Essensausgabe in einem der Zelte statt und alsdann marschierte man geschlossen an die Arbeit.

Dorkas kaute an seinem Frühstückswürstchen, als hätte es eine Füllung aus Sägespänen. Schließlich gab er die Suche nach dem Genuss auf und schob den Teller zur Seite. Auch eine weitere Tasse Tee vermochte nicht, ihn mit der Welt zu versöhnen.

»So schlimm, dass Sie ihr Frühstück stehen lassen müssen, ist es doch auch wieder nicht«, hörte er die helle Stimme Doktor Tebaldis neben sich. Sie setzte sich mit einem leisen Knacken von gestärktem Stoff und brachte den morgendlichen Duft von Kernseife mit sich.

»Die Definition des Schrecklichen ist sehr individuell, fürchte ich«, wehrte Dorkas jeden Versuch der Aufmunterung bockig ab.

»Heidelberg ist, denke ich, selbst bei sehr individueller Auslegung unter dem Konzept des Schrecklichen kaum zu fassen«, fuhr Doktor Tebaldi lächelnd fort.

»Sie brauchen ja auch nicht zu fahren.«

»Wer sagt denn, dass ich es nicht gerne täte?«

Eine solche Antwort machte Dorkas erst einmal sprachlos. Die Vermutung, dass sich intelligente Menschen freiwillig zu einer Änderung des Aufenthaltsortes bereit erklärten, erschien Dorkas trotz aller Erfahrungen der letzten Zeit immer noch als geradezu

obszöne Eigenheit, die jedenfalls nicht zur öffentlichen Kundgabe geeignet sein sollte.

Wie sehr hatte er sich doch an das Leben in Collesalvetti gewöhnt! Wenn nicht gerade bewaffnete Eindringlinge den Versuch machten, die Anlage zu zerstören, war Collesalvetti ein Paradies. Es gab immer genügend Tee, das Essen wurde serviert, man brauchte nicht Staubwischen, und es gab eine Bibliothek voller unglaublicher und weitgehend ungehobener Schätze. In den letzten Wochen hatte Dorkas seine Tage damit verbracht, in diesen Büchern zu stöbern und mit steigender Begeisterung Zettel mit Notizen zu füllen, die er dann wiederum auf große Papierbögen übertrug. Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung, eine neue Verbindung, eine neue Parallele. Das ging so weit, dass in Dorkas der Gedanke zu einem neuen Werk reifte, das die kulturellen Beziehungen zwischen Orient und Okzident anhand des Auftretens esoterischer Sekten beiderseits der Seidenstraße in einem völlig neuen Licht zeigen würde. Um sein Thema allerdings erschöpfend behandeln zu können, war es nötig, auch die Verlängerungen dieses uralten Handelsweges mit in Betracht zu ziehen. Das waren auf östlicher Seite Abzweigungen, die bis Tibet und weit in die gewaltige Landmasse des chinesischen Reiches hinein drangen. Im Abendland war Venedig ein wichtiger Punkt, von dem aus sowohl die französische Mittelmeerküste als auch der mitteleuropäische Bereich in das große Netz einbezogen worden war. Von den Alpen ab bildete der Rhein die Hauptwurzel, von der aus vielfältige Nebenlinien in die Metropolen zogen, aber auch in kleinere Gemeinden, in denen wider jede Erwartung der Lichtschein neuer Gedanken und Überlegungen erglänzte. Um sich nicht selbst vor eine unlösbare Aufgabe zu stellen, verzichtete Dorkas auf die nähere Betrachtung des Ostseegebietes und unterdrückte ebenso seine Lust, die Verbindungen zum keltischen Norden weiter zu erforschen.

Irgendwann einmal, an einem Tag, den Dorkas nun als eher unglücklichen solchen einordnete, stieß er auf einen Namen:

Gebhardt Troiger. Es gab nicht viele Veröffentlichungen unter diesen Namen, kaum mehr als fünf oder sechs, und keine unter ihnen umfasste mehr als zehn Seiten. Dennoch war Dorkas über den Inhalt zuerst erschrocken, dann überrascht, zuletzt begeistert. Sein Eindruck war, dass Troiger viel mehr wusste, als er in seinen knappen Sätzen offenbarte. Manchmal, in einem Halbsatz nur, glitzerte dieses Wissen wie ein Goldklumpen an einem Kieselstrand. In manchen Formulierungen, wenn man sich die Mühe machte, sie zum dritten oder vierten Mal zu lesen, wurde so etwas wie ein Zeichen merkbar oder vielmehr ein Notsignal, mit dem sich ein Einsamer der Gesellschaft von Gleichgesinnten versichern wollte. Spätestens als Troiger in einem kurzen Abschnitt auf das Thema Gartenbau kam, genauer auf eine künstlerische Umgestaltung eines uralten Schlossgartens, dessen Bäume durch Tagebau und die damit zusammenhängende Grundwasserabsenkung schwer geschädigt worden waren, und die durch die Setzung einiger Steinmale und anderer, halb künstlerischer, halb rituell-esoterischer Architekturen, wieder zu alter Kraft zurückgeführt werden konnten, spätestens da erkannte Dorkas nicht allein einen Geistesverwandten oder einen Bruder im Geiste, sondern vielmehr einen wirklichen Waffenbruder. Er schnappte sich die schmale Zeitschrift und stürmte - ein anderer Beobachter, zum Beispiel die stets zu freundlicher Boshaftigkeit aufgelegte Frau Doktor Tebaldi, hätte gesagt *watschelte* - zum Conte di Saloviva. Der ließ sich nach einiger Zeit überzeugen, dass Troiger auch ein Mitglied der Fraternidad sein musste und begann, nach der Person hinter dem Namen zu forschen.

Jetzt allerdings wurde Dorkas von Troiger bitter enttäuscht, denn Troiger lebte. Während Dorkas' Begeisterung sich im senkrechten Fall dem Nullpunkt näherte, hatte der Conte Feuer gefangen und setzte alle seine nicht unbeträchtlichen Möglichkeiten ein, den Aufenthaltsort Troigers herauszufinden.

Nach knapp einer Woche hatte der Conte di Saloviva alle Informationen zusammen, einschließlich Troigers Identifikations-

nummer bei der deutschen Wehrmacht und dem Tag seiner Verurteilung zum Dienst im Strafbataillon 7/65 aufgrund von Selbstverstümmelung. Aber, zum Entsetzen des nun schon sehr nervösen Dorkas, hatte der Conte auch ein Empfehlungsschreiben eines ehemaligen Kollegen Troigers, und er arrangierte sogar ein Telefonat zwischen Troiger und Dorkas, bei dem Ersterer englisch radebrechte, letzterer einige deutsche Brocken stotterte und sie sich schließlich auf das Altgriechisch eines Archilochos einigten, mit dem sie sich einigermaßen verständigen konnten. Troiger war über die Aussicht eines Besuches ebenso wenig erfreut wie Dorkas. Aber nun griff der Conte aus dem Hintergrund ein und winkte mit einer Geste, die unzweifelhaft *Wird's bald* bedeutete, Dorkas zum Angriff. So kam es, dass sich Troiger mit einem kurzen Besuch einverstanden erklärte und so kam es eben auch, dass Dorkas seine geliebten Frühstückswürstchen, ob nun mit oder ohne süßen Senf, nicht schmecken wollten.

»Es ist alles arrangiert«, sagte nun Doktor Tebaldi. »Sie haben zwischen Rom und München einen durchgehenden Zug mit Schlafwagenabteil. Sie übernachten in München und sind übermorgen am Vormittag in Heidelberg. Dort sind ebenfalls Zimmer für Sie und Herrn Little reserviert.«

Dorkas nickte, die Anwesenheit von Little mochte ein kleiner Trost sein und dennoch erschreckte ihn die Aussicht auf diese Reise. Selbst auf einem Globus würde man die Strecke, die es zurückzulegen galt, erkennen können und das bedeutete im Weltbild von Dorkas, dass es ganz fürchterlich weit war.

»Sie tun gerade so, als ob Sie sich noch niemals auf eine Reise begeben hätten«, stachelte ihn Doktor Tebaldi an.

»Ich lege Wert auf die Feststellung, dass dies niemals freiwillig geschah«, antwortet Dorkas mit Würde und schritt von hinten.

Diese Tage erschienen Tony Tanner wie ein beständiger Kampf. Immer stärker kam es ihm zu Bewusstsein, dass es jetzt nicht die Schläge eines menschlichen Gegners waren, die ihn zu Boden werfen, seine Widerstandskraft lähmen, ihn schließlich,

im bittersten Sinne des Wortes, in die Bewusstlosigkeit treiben wollten. Nein, es waren keine Schläge, es waren Stunden, die sich wie eine lange Schlange aneinander gefesselter Gefangener an ihm vorüberschleppten und sich zu Tagen vereinigten, während Tony Tanner verbissen darum bemüht war, das zerfasernde Gewebe seines Lebens weiterzustricken.

Jeden Morgen weckte der Lärm eines Knüppels, der auf einem leeren Ölfass hämmerte, die Männer aus dem Schlaf. Tony brauchte nicht geweckt zu werden, denn er lag viel zu oft wach, und nur Erinnerungen an wirre bedrohliche Träume zeigten ihm, dass er manchmal doch Schlaf gefunden hatte.

Steele schien mit offenen Augen zu schlafen. In seinem Gehör war ein Filter, der die normalen Geräusche - das Schnarchen der Männer, ihr Husten, Röcheln und Schnorkeln, fernes Heulen, von dem die Männer behaupteten, es stamme von Dingos - aussortierte und ihn sofort aufwachen ließ, sobald sich ein fremder Ton darunter mischte. In den letzten Nächten hatte Steele Besuch von Helena gehabt. Ihr Bild war so wirklich gewesen, dass ihm das Aufwachen die Erkenntnis, dass er geträumt hatte, wie ein Messer in den Leib fuhr. Dann stand er leise auf und schlich an den Schlafenden vorbei, die aneinandergereiht unter ihren weißen Laken wie zum Begräbnis bereitgelegte Leichname nach einer Katastrophe wirkend in der Hütte lagen.

Die Luft war feucht, ein Geruch nach Sand konnte in manchen Momenten den Eindruck erwecken, man wäre in der Nähe eines Strandes. Am Himmel trieben Schleierwolken und verdeckten die Sterne. Steele hatte den Eindruck, dass dieses Landes die Menschen, die in seinen Eingeweiden wühlen wollten, am liebsten ausspeien würde.

»Was treibst du dich hier herum?«, wurde Steele von der Seite angebellt. Er brauchte nicht mal hinzuschauen, um zu wissen, wer da stand. Die Stimme war unverwechselbar, noch unverwechselbarer der Stil. Durch die Dunkelheit schimmerte der blondierte Kopf des selbst-ernannten Oberaufsehers.

Ich warte drauf, dass ein Arschloch vorbei kommt, sagte Steele. Das heißt, genau das wollte er sagen und für einen Moment zweifelte er, ob er diesen Satz erst in Gedanken formuliert oder schon laut gesagt hatte.

Der andere blieb ruhig, also konnte Steele sicher sein, dass er diese Antwort nur gedacht hatte, und sagte laut: »Muss mal pissen!«

»Mal wieder zu viel gesoffen, du Penner. Mach dir das nächste Mal in die Hose, stinkst ja sowieso genügend!«

Steele schlurfte schwankend zur Aborthütte. Er brauchte keinen Wegweiser, der Gestank war ein zuverlässiger Lotse. Die Szene eben hatte Steele nicht gefallen. Es war kein guter Einfall, Blondie zu provozieren. Bisher hatte Steele mit jeder Bewegung zu Erkennen gegeben, dass er ein Wrack war, durch Suff und Drogen zerstört. Er achtete darauf, beim Laufen die Füße nicht vom Boden zu heben und trug immer ein weites Hemd mit langen Ärmeln, damit keiner auf den Gedanken kam, zwischen seiner kräftigen Muskulatur und seiner schlaffen, manchmal geradezu hündisch devoten Haltung einen Widerspruch zu erkennen.

Der Augenblick, in dem er Blondie die ganze Wahrheit über ihr beiderseitiges Verhältnis in die blöd-arrogante Fresse hämmern würde, kam unausweichlich und bis dahin war es kein Vorteil, sich allzu deutlich als der zu zeigen, der man war. Steele sah diesem zukünftigen Augenblick der Konfrontation ohne eine Empfindung entgegen. Es war nicht so, dass er irgendeinen Hass gegen den Blondierten in sich spürte. *Ein treibendes Blatt im Fluss,* hätte Meister Ki gesagt. *Beachte nicht, wenn dein Ruder es trifft, denn du hast dein Ziel.* Zumindest würde Meister Ki es auf diese Weise gesagt haben.

Steele bewegte die quietschende Tür, die den Zugang zu dem gewährte, was je nach Standpunkt als Scheißhaus, Aborthütte oder sanitäre Anlage bezeichnet wurde. Letztere Bezeichnung stammte selbstverständlich von Tony Tanner, und er war auch

der Einzige, der diese in Blech eingefasste Widerwärtigkeit so nannte. Im Dunkeln begannen Fliegen zu schwirren, sausten mit fettem Brummen umher, prallten mit einem hörbaren Klöng gegen die Wellblechwand. Der Gestank konnte Brechreiz auslösen, aber Steele schob ganz einfach eine Sperre zwischen seine Sinnesempfindung und deren Rezeption. Nach einer Weile prügelte er die Tür wieder zu und schlurfte zurück.

Zwei Dinge bereiteten Steele im Augenblick Sorgen. Die Frage, was sie hier eigentlich sollten. Und die Frage, wie lange Tony Tanner diesen Aufenthalt durchhalten würde. Obwohl Tony hier ein absoluter Fremdkörper war, hielt er sich wacker. Seine Körperkraft reichte aus, um den Job zu erledigen. Im Grunde gehörte Tony zu den kräftigeren Arbeitern. Abgesehen von Steele, den drei jungen Ex-Soldaten und einer Handvoll weiterer Männer, die Steele zu der Kategorie echte Abenteurer gezählt hatte, bewegte sich hier eine Menge muskelfreier Fettmasse, die jeden Abend durch Unmengen von Bier zusätzliche Nahrung erhielt. Dennoch konnte Tony daraus keinen wirklichen Vorteil ziehen. Denn obwohl Packard Limited gut bezahlte und mit viel Staubaufwirbeln in der Hitze geschuftet wurde, war das alles nur eine Schauveranstaltung. Steele wusste nicht warum, aber die etwa hundert Männer, die hier zusammengepfert waren, leisteten keinerlei produktive Arbeit.

Obwohl sie in den letzten Tagen wenig miteinander gesprochen hatten, um nicht das Misstrauen eines Aufsehers zu erregen, bemerkte Steele, wie niedergedrückt Tony war. Dieser Ort war böse, das spürte Steele. Dinge bereiteten sich vor, die nicht gut waren. Hinter den fadenscheinigen Kulissen der Wirklichkeit knarrte und knirschte die Maschine, deren Räderwerk Tony aufhalten sollte. Sicherlich, auch Steele gehörte dazu. Sie waren Gefährten, sie hatten schon Schlachten miteinander geschlagen, sie hatten bei aller unüberbrückbaren Distanz den Wert des anderen schätzen gelernt und sie hatten einen Instinkt füreinander entwickelt, der ihnen manches Wort und manche Erklärung er-

sparte.

Trotzdem respektierte Steele die Bürde, die Tony Tanner zu tragen hatte, und hätte nie den Versuch gemacht, seine eigene Last mit der des anderen zu vergleichen. Nein, Steele spürte in jeder Sekunde, als wäre jeder seiner Poren ein Teil des Höllenfeuers, dass er ein Verlorener war, ein Mann, dessen Leben beendet war, wie lange es auch immer noch währen mochte. Aber Steele kannte auch seine Stärke. Und darum machte er sich Sorgen um Tony Tanner.

Wie ist das, wenn du morgens die Augen aufmachst und am liebsten kotzen würdest, weil du noch lebst? Wie ist das, wenn deine Blicke auf etwas fallen, das du eben noch für einen Albtraum gehalten hast, der sich nun, mit fettem Grinsen auf seiner Drecksvisage als Realität zu erkennen gibt? Wie ist das, wenn der Gedanke an den kommenden Tag dir den Wutschweiß aus der Haut treibt, du über jede kommende Minute wie über eine Messerklinge laufen wirst und dir dabei wünschst, deine Augen wären Henkersbeile, die alles zu Fetzen schlagen, was ihnen begegnet?

Derartige Poesie, die Pillbury als *Schlachthaus-anarcho-Punk* bezeichnet und als Text für eine seiner Bands genutzt hätte, fuhr Tony Tanner jeden Morgen durch den Kopf. Er wollte es nicht, er versuchte ruhig zu bleiben, aber die Worte stürmten brüllend wie eine wild gewordene Schulklasse eines dem Wahnsinn verfallenen Internates durch die Flure seiner Gedanken.

Hätte jemand Tony Tanner aufgefordert, das Ambiente zu beschreiben, in dem er nun sein Leben verbrachte, hätte er auf Filme wie *Mad Max* oder anderen postapokalyptischen oder postatomaren B-Film-Kram verwiesen. Was fehlte waren nur die ansonsten immer auftauchenden Motorrad-Gangs, die von halb nackten Amazonen auf mehr oder weniger lautstarke Art eliminiert werden, um tranigen Siedlern die Möglichkeit zu eröffnen, weiter an der neuen Zivilisation zu basteln.

Niemand hatte sich die Mühe gemacht, der Ansammlung von

Wellblechhütten einen Namen zu geben. Warum auch, der Unterschied zwischen einer namenlosen Geisterstadt und diesem Ort bestand nur in der zeitweiligen Bewohnerschaft, die nach wenigen Tagen ausnahmslos den Wunsch hatte, ihren Aufenthaltsort für immer zu verlassen. Wahrscheinlich war irgendein Kommisskopf in der Nähe gewesen, als man die Hütten vor langer Zeit aufstellte. Deswegen standen sie erkennbar in drei Reihen und verströmten den herben Charme eines Straflagers.

Es gab eine Verwaltung, in der der blondierte Widerling und seine Genossen herumlungerten und ihre Räume hatten. Diese windschiefe Hütte war der Mittelpunkt der Ansiedlung, ihre Seele könnte man sagen, sofern sich der Begriff Seele in diesem Zusammenhang nicht von selbst verbot. Der Grund bestand in dem dort vorhandenen Tresor, in dem Lohn gelder lagerten. Links und rechts waren Schuppen für Material und Vorräte. Sie waren mit dicken Ketten gesichert, zeigten aber dennoch immer wieder Spuren von Versuchen, in sie einzudringen. Solche Unternehmungen galten vor allem dem Bier, das dort aufbewahrt wurde. In einem Schuppen brummte ein stinkender Zweitakter vor sich hin, der die Stromquelle der Ansiedlung darstellte. Er betrieb einige elektrische Lampen, das Funkgerät, mobile Klimaanlage für die Aufseher und ein Kühlaggregat, mit dessen Hilfe das Bier auf einer Temperatur gehalten wurde, die, um sich noch einmal des reichhaltigen Wortschatzes von Alexander Pillbury zu bedienen, *pissee warm* war.

Die mittlere Reihe wurde von größeren Hütten gebildet. Der blondierte Oberaufseher hatte irgendwo den Begriff *Sozialräume* aufgeschnappt und ihn anlässlich seiner zackigen Begrüßungsrede für die Mittelreihe genutzt. Aber selbst diese rhetorische Glanztat konnte nicht verdecken, dass es sich auch hier nur um windschiefe Schuppen über festgetretenem Boden handelte. Weil bei allen zwei Eingänge existierten, sodass man in der Nacht wenigstens nicht in Gefahr geriet, in der muffigen Luft unter dem Wellblech zu ersticken, weil die Türen offen gehalten wurden,

nutzte man diese Unterkünfte als Schlafräume. Einer diente als Waschraum, das Wasser wurde über ein Plastikrohr von einem Tank oberhalb der Senke hineingeführt.

Das Essen wurde in einem der Zelte serviert (servieren = Aufbringen eines undefinierbaren Gemisches auf einen Blechteller mittels einer Blechkelle unter Erzeugung eines Geräusches, das wie *Flatsch* klingt) wurde, zugleich eröffnete hier am Abend die Bar. In dem nächsten Zelt schliefen die Aufseher, denn der Stromerzeuger konnte nicht die ganze Nacht betrieben werden, also war die Leinwandbehausung die angenehmere Möglichkeit. Das dritte Zelt durfte nicht genutzt werden. Warum, wusste keiner, Tony vermutete, es diente als Möglichkeit, die Arbeiter zu schikanieren.

Die dritte Hüttenreihe hatte einige Besonderheiten zu bieten. Da gab es den Abort, der in beispielhafter Menschenfreundlichkeit seinen Gestank in möglichst großer Entfernung zum Messezelt ausgarte. Daneben war das Gefängnis (Version blondierter Oberaufseher), das von Steele und anderen als Ausnüchterungszelle bezeichnet wurde, während Tony Tanner von Trinkerheilanstalt sprach, sich aber nicht mehr die Mühe machte, diese Bezeichnung als ironisch zu deklarieren, weil nicht jeder einen Sinn für diese eher europäische Art des Humors hat, und von denen, die um Tony herum lebten, keiner.

Der Knast war windschief, und ein fester Tritt des Insassen hätte ihn zum Einsturz gebracht. Da aber wohlweislich nur besinnungslose Bierleichen dorthin verbracht wurden, die nach der Ausnüchterung meist wegen des Gestanks von nebenan mit heftigster Übelkeit zu kämpfen hatten, stand das Bollwerk der improvisierten Justiz recht sicher und fest. Es folgten weitere Materialschuppen, dann kam die Küchenhütte und ab dann hätte sich ein Spaziergänger am Ende seines Rundgangs befunden.

Für das Kochen zeichneten einige Aborigine-Frauen verantwortlich, wie viele es waren, konnte Tony nie genau herausfinden, denn die scheuen Gestalten in ihren lächerlichen geblühten

Kleidern huschten nur wie Gespenster zwischen den Hütten umher. Tony vermutete, dass die Frauen irgendwo in der Nähe in einem Lager lebten. Er war weiterhin davon überzeugt, dass diese Ureinwohnerinnen nicht die Absicht hatten, den weißen Männern den Aufenthalt durch gutes Essen zu verschönern. Das Verteilen des Essens übernahmen die Aufseher, die dadurch schon im Vorfeld jeden Protest gegen die als Essen deklarierte Pampe unterbinden konnten. Immerhin lernte Tony, dass die Nudel als solche ein Nahrungsmittel war, auf das die Aborigines seit Jahrtausenden und meist vergeblich gewartet hatten. Jetzt erfreuten sie sich an dieser Teigware und kochten sie jeden Tag zusammen mit einer künstlichen Soße zu einem Brei, von dem auch der kritischste Gourmet anerkennend sagen musste, dass er den Magen füllte, sofern man den Mut besaß, ihn irgendwie dorthin zu bekommen.

Wenn das Wecksignal durch das Lager dröhnte, füllten sich die Wege zwischen den Hütten mit taumelnden, brabbelnden Männern, die zum Waschhaus taperten und sich mit einer Hand Wasser im Gesicht das Gefühl hygienischen Verhaltens sicherten. Zu dieser Zeit war Tony schon auf dem Posten. Er wusste inzwischen, dass der Mann, der das Ölfass bearbeitete, nach getaner Arbeit die Böschung erklomm und oben den Haupthahn des Wassertanks öffnete. Das Gluckern in den Rohren signalisierte Tony, dass er ab jetzt einige Minuten hatte, um sich zu reinigen. Eigentlich waren diese Versuche von vornherein zum Scheitern verurteilt. Nach kurzer Zeit, wenn die Hitze den Schweiß aus den Poren getrieben hatte, setzte sich der aufgewirbelte Staub vieler Füße wie eine Panade auf Haut und Haare und verschaffte jedem die abschreckende Farbe eines Zombies.

Aber trotzdem waren diese wenigen Minuten wichtig, denn sie dienten dazu, Tony Tanner den Rest von Selbstachtung zu erhalten, der für ihn lebenswichtig war, das Gefühl, dass die Umstände ihn noch nicht völlig seiner verhassten Umgebung gleichgehobelt hatten.

Zum Frühstück versammelten sich die Männer grußlos und knurrend, mit vom Suff verquollenen Augen, im Messezelt. Es gab labbrigen, teils schon angeschimmelten Toast, nach Chemie schmeckende Marmelade und den unvermeidlichen Nudelbrei. Tony und Steele gehörten zu der Minderheit, die sich Nudeln auf die Teller klatschen ließen, weil sie sich auf diese Weise immerhin einen ausreichenden Kalorienvorrat sichern konnten.

Die Ex-Soldaten und einige der *Abenteurer* gingen nach derselben Methode vor. Die anderen stopften sich fluchend das vollkommen nährstoffentleerte Brot und die Marmelade genannte Zuckerpaste in den Rachen. Dennoch gab es einen frühen Höhepunkt des Tages, denn der Kaffee schmeckte zwar scheußlich, war aber immerhin flüssig und derart stark, dass er auch den lahmsten Kreislauf in Schwung brachte.

Nach einer Weile wortloser, aber geräuschvoller Nahrungsaufnahme - bei der Tony Tanner darauf bestand, mit Messer und Gabel zu essen und damit auf Steele jedes Mal wirkte wie ein alter Aristokrat auf einer Strafgaleere - begann der Blondierte herumzubrüllen. Seine Worte waren unverständlich, was er sagte, blieb indessen immer dasselbe: »Wenn ihr glaubt, ihr könnt hier fressen, ohne zu arbeiten, habt ihr euch geschnitten. Wir sind kein Sozialverein.«

Nach diesem Gebrüll, das so unvermeidbar war wie eine Werkssirene, machten sich die Männer auf den Weg. Aus einem Materialschuppen wurden ihnen Schaufeln und Hacken zugeteilt, jedes Mal mit der Bemerkung, ja nur sorgfältig mit dem Kapital ihres Arbeitgebers umzugehen.

Sie stapften daraufhin den festgetretenen Pfad aus der Senke hinaus, manche in Gruppen, die meisten alleine und warteten darauf, dass die Aufseher sie zur Arbeit einteilten.

Auch Tony hatte längst erkannt, dass ihre Tätigkeit völlig sinnlos war. Manche Gruppen bauten einen Zaun in die Einöde, andere Gruppe sollten mithilfe der wenigen Baumaschinen Wege anlegen. Das alles war absolut lächerlich, aber bald erstickte der

Staub jeden Gedanken, sofern man einen gehabt haben sollte. Man band sich ein Tuch vor Mund und Nase und machte das, was die Aufseher verlangten. Ein Idiot wie der Blondierte, der manchmal mit großer Geste einen Plan entfaltete und sich vor- kam wie Lesseps beim Bau des Suezkanals, war gar nicht in der Lage, den Unfug der gesamten Veranstaltung zu durchschauen. Die Mischung aus Staub, Schweißgeruch und den fettig schwarzen Abgaswolken aus den Auspuffrohren der Bulldozer reichte völlig, um ihn von der fundamentalen Wichtigkeit dieser Bau- stelle zu überzeugen. Tony hatte in dieser Hinsicht das Gefühl, etwas über das Prinzip der Politik in einer modernen Mediende- mokratie lernen zu können.

Es gab eine Mittagspause und Arbeit, und dann war Schluss und man schlurfte zurück zur Senke, versuchte, den Staub aus den Poren zu kratzen oder versuchte es auch nicht, weil es einem egal war, bekam abendliche Nudelpampe und fieberte dem Hö- hepunkt des Tages entgegen.

Dieser bestand darin, dass Bier verkauft wurde. Da fast alle Männer den Preis von Bier sehr genau aus eigener, langjähriger Forschung kannten, waren die Preise auch hier in der Einöde nicht wesentlich höher. Der Aufschlag wurde durch den Trans- portweg erklärt.

Man konnte sich seinen Lohn täglich auszahlen lassen, die meisten nutzten diese Möglichkeit und legten zumindest einen Teil des Geldes in Alkohol an.

So kam es, dass der Tagesausklang darin bestand, dass die Männer herumsaßen und sich systematisch betranken, während ein Rekorder eine Madonna-Kassette durchnudelte, deren Klän- ge deswegen so beliebt waren, weil jeder der Zuhörer - einige heimliche Homosexuelle sowie Tony Tanner ausgenommen - schon die Gelegenheit gehabt hatten, die Unterleibseinzelheiten dieser großen Künstlerin des internationalen Popgeschäftes per Video zu studieren.

Für Tony waren das die schlimmsten Stunden. Er konnte sich

nicht einfach verziehen, das wäre sofort registriert worden. Also saß er nahe dem Zeltausgang auf einer harten schmalen Bank und beobachtete die Rücken der Männer, die sich im Licht der nackten Glühbirnen immer weiter über den Tisch beugten, während sie sich der Besinnungslosigkeit entgegenoffen. Das war nicht das, was man soziales Trinken nennt. Es gab keine Gespräche, schon alleine deswegen nicht, weil die Musik laut dröhnte. Jeder Versuch zur reduzierten Lautstärke, einmal durchgeführt von einem der Ex-Soldaten, führte sofort zu Protest, und dann lag eine Prügelei in der Luft.

In Tony wuchs der Verdacht, dass sich diese Männer in irgendein fernes Paradies aus den Zeiten vor der Entwicklung des Homo sapiens zurücksaufen konnten. Sie schienen das bisschen Grips, das sie in ihren Köpfen durch die Gegend trugen, so zu hassen, dass sie es in Bier ersaufen mussten. Wenn Tony das Bedürfnis hatte, sozial zu denken, machte er sich klar, dass jeder Mensch - und Tony Tanner erst recht - eine Insel mit dunklen Ruinen in seinem Inneren trägt, die er am liebsten unter den Fluten begraben weiß, und seien es die Fluten von Gerstensaft oder Feuerwasser oder Kartoffelschnaps.

Für einige der Männer traf das zu. Zu den wenigen, mit denen Tony mehr als zwei Worte gewechselt hatte, gehörte ein ehemaliger Lehrer aus Melbourne. Der Mann schämte sich zu Tode, nicht, weil seine Frau mit seinem besten Freund ge... (hier wurde ein Wort genutzt, das Tony Tanner nicht kannte und das ihm erst Steele als vulgärstmögliche Bezeichnung des Geschlechtsaktes offenbarte, was Tony hinwiederum sich schon vorher gedacht hatte, was ihm aber dennoch lehrreich erschien, weil dieses Wort in Varianten die Hälfte der Verständigung der Männer füllte) hatte, er sie blutig schlug, sich betrank, einen Autounfall verursachte, der zwei Unbeteiligten das Leben kostete und innerhalb von drei Tagen vor dem absoluten Nichts stand. Was diesem Mann die Schamröte ins Gesicht trieb, war die völlige Banalität seiner Geschichte. So blöde, dass sie selbst in einer TV-Se-

rie als allzu abgedroschen abgelehnt worden wäre. Und das war sein Leben gewesen, das war sein Abstieg, nicht einmal gedämpft durch das Bewusstsein, *ein Schicksal zu haben*, nein, man hatte seine Banalität und die trank man sich weg bis zum Erbrechen.

Nach einer Weile wurde die Spannung unter den Männern spürbar. Sie saßen herum wie Bären, manchmal sagte einer was und ein anderer antwortete oder vielleicht antwortete er auch nicht, sondern sagte was anderes. Irgendwann kam es dann zum ersten Streit. Tony konnte niemals herausfinden, was der Anlass war. Irgendein ein falscher Blick, ein Rempler mit dem Ellenbogen, eine aufgeschnappte, nur halb verstandene Bemerkung genügte. Einer der Männer stand auf, wankend, pflügte durch die eng sitzenden Reihen und schlug zu. Tony war sicher, dass nur in wenigen Fällen derjenige, der den Schlag abbekam, mit demjenigen identisch war, der als Auslöser gewirkt hatte.

Es war egal. Irgendwann, irgendwie musste der Schlag fallen. Die Männer begannen zu grölen, jemand wollte Wetten annehmen, der Geschlagene wehrte sich. Manchmal kam es zu einem kurzen Faustkampf, meist bekamen sich die Männer zu packen und rangen, wie austrudelnde Kanonenkugeln durch das Zelt zirkelnd, Tische und Männer und Bierdosen kippten um, Bänke und Männer und Bierdosen purzelten, durch das Gegröle drangen Wutschreie, eine Faust krallte sich in einen Haarschopf und riss den Kopf krachend gegen eine Tischkante, Bierdosen flogen, die Massenschlägerei war da. Wer nicht mitprügelte, umringt die Kämpfenden, brüllte sich heiser. Es war eine Mauer von Stiernacken und breiten Schultern, die die ineinander verkeilten Männer umgab, manchmal zurückwich und auf diese Weise dokumentierte, wie sich die Kämpfer auf dem Boden weiterwälzten.

Diese Streitereien waren ebenso verbissen und unschön wie Hundekämpfe.

Zu diesem Zeitpunkt befanden sich Tony Tanner, Steele und

einige weitere schon außerhalb des Zeltens. Sie machten sich damit zu sozialen Parias, Unberührbaren, die der Kaste der wahren Männer fernbleiben mussten. Andererseits waren sie auch notwendig, denn nach etwa einer Viertelstunde gehässigster Prügelei ebte die Begeisterung ab, man wankte zu der Krankenstation, in der es Aspirin und Pflaster und Verbände gab, popelte sich Gazestreifen in die blutenden Nasen, zog sich locker gewordene Zähne heraus und warf sich auf seine Lagerstätte. Die anderen räumten derweil auf, stellten Tische und Bänke wieder hoch, machten also die *Weiberarbeit*, wie das unter den echten Kerlen genannt wurde. Einer der Ex-Soldaten sammelte sich bei diesen Gelegenheiten Material für eine Zahnkette zusammen. Die ehemaligen Militärs machten übrigens auch nicht mit bei den Prügeleien, verloren dadurch aber kein Prestige, weil einer von ihnen mit einem Karateschlag einen Tisch geteilt hatte und dazu erklärte, sie seien als Killer ausgebildet und man solle sie doch bitte mit Knabenspielchen in Ruhe lassen.

Daraufhin sagte Steele den Dreien ins Gesicht, sie seien ehemalige SAS-Leute, was wiederum Steeles Renommee bei den drei Ex-SAS-Leuten steigerte.

Wenn die Tische und Bänke wieder standen, huschte eine Aborigine in das Zelt und wischte Blut und Erbrochenes weg, das Geräusch des Stromerzeugers setzte aus und nächtlicher Frieden breitete seine schwarzen Fittiche über das Lager bis zum Anbruch des nächsten Scheißtages.

»Hast du den Alten gesehen?«, fragte Steele an einem der Morgen Tony. Beide saßen im klammen Sand, den Rücken gegen die feuchte Zeltwand gelehnt. Aus den Hütten klang lautes Schnarchen.

Helena hatte ihn in der Nacht wieder besucht, Steele glaubte, in ihren Augen eine stumme Anklage zu lesen. Er war mit stolperndem Herzen aufgewacht, in der Kehle ein Löwengebrüll der Trauer und er hatte es hinuntergeschluckt wie einen Giftrank und war aufgestanden und nach draußen gegangen. Dort saß

schon Tony Tanner. Tony hatte in den Nächten das Gefühl, irgendjemand würde die Scheußlichkeiten der letzten Wochen - die Attacke auf Colesalvetti, Loreta - auf Dias ziehen, die Dias zerschlagen und ihm die Glassplitter unter die Lider reiben. Er konnte sich gegen diese Träume nicht wehren, sie kamen, sobald ihm die Müdigkeit die Augen schloss. Dann raste ein Kaleidoskop an Schrecknissen durch sein Hirn, ließ ihn schweißgebadet hochspringen, todmüde und schlaflos. Seine Narben an der Schulter schmerzten oft, dass es Tony durchzuckte, als hätte ihn ein Speer getroffen.

Woher kamen diese Träume? Warum kamen sie jetzt, an diesem Ort? Bisher hatte sich Tony sogar gewundert, mit welcher Leichtigkeit er manche Dinge wegstecken konnte. Die blauen Flecken blieben, während die dazu gehörigen Geschehnisse hinter einem Vorhang verschwanden und sich aufzulösen schienen. Aber hier, hier an diesem angeblich heiligen Ort kamen sie wieder, kamen mit der monströsen, unbesiegligen Wucht eines schwarz behaarten Trolls, der aus dem Wald in ein Dorf stürmt.

»Habe ich«, beantwortete Tony Steeles Frage. »Er kommt öfter. Ich habe ihn schon einige Male gesehen.«

»Und? Klaut er?«

»Nein. Er scheint nur oben an der Kante langzulaufen und zu schauen. ... Da ist er wieder!«

Als hätte ihr Gespräch den Alten herbeigerufen, erschien sein Schatten vor dem ersten Grau des Tages. Seltsamerweise waren sich Steele und Tony einig, dass es tatsächlich ein alter Mann sein musste, obwohl sie ihn nicht genau erkennen konnten. Aber es lag wohl an dem buschigen Bart, der dem Mann zusammen mit dem typischen Profil des Aborigine etwas Faunhaftes gab, oder an dem vorgewölbten Bauch, der nicht zu den dünnen Beinen mit den faltigen Knien passte oder vielleicht auch an der langsamen Art zu gehen, die der Mann an sich hatte.

»Er hat einen Speer«, fasste Steele das in Worte, was Tony selbst sah.

»Den hat er immer dabei«, antwortete Tony.

»Dann muss es hier in der Nähe ein Lager geben«, überlegte Steele.

»Ja, einen ausgebrannten Truck als Wohnhaus und jede Menge Müll.«

Der alte Mann schien an der Kante der Senke entlang zu balancieren und war dann plötzlich wieder verschwunden. Obwohl sein Auftreten etwas Gespenstisches hatte, erschien er Tony als sehr real. So real wie die Kängurus, und die waren bisher das Einzige, was für Tony nicht den Anschein eines austauschbaren Versatzstückes auf einer kontinentweiten Bühne hatte.

»Ich frage mich, was der Kerl hier will, wenn er nicht klaut«, brummte Steele.

»Vielleicht ist er auf der Jagd.«

»Wir haben mit unserem Lärm alles vertrieben, was nicht gänzlich debil ist. Na ja, vielleicht sucht er die Baustelle ab.«

»Baustelle!«, schnaubte Tony. »Ein Witz ist das, aber keine Baustelle.«

»Wie schön, einen Menschen mit verwandten Ansichten zu treffen«, antwortete Steele. »Bleibt die Frage, was wir hier sollen. Ich meine, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen muss man doch nicht hier in diese Einöde legen.«

»Ablenkung? Gibt es vielleicht irgendwo eine andere Stelle, wo die eigentlich Sache stattfindet?«

»Der Gedanke ist mir auch schon gekommen«, bestätigte Steele. »Aber das nützt uns gar nichts. Zum einen ist das nur eine Hypothese. Nehmen wir an, es wäre mehr als eine Hypothese, dann müssen wir nur einige Monate lang suchen, schon haben wir die Stelle, um die es eigentlich geht, gefunden. Was mich am meisten nervt, ist die Tatsache, dass wir uns selbst kaltgestellt haben. Wir sitzen hier mitten im Nichts, wissen, dass es hier noch weniger als nichts herauszufinden gibt, und kommen hier nicht weg.«

Damit versank Steele in düsteres Schweigen, aus dem nur das

Mahlen seiner Kiefer als leises Knirschen herausklang.

Der Tag war ein Abziehbild des vorigen oder des nächsten. Eine Abwandlung gab es allerdings. Tony glaubte, ein oder zwei Aborigines zu sehen. Sie tauchten aus der flimmernden Luft als schwarze Schemen auf und waren im nächsten Moment wieder verschwunden. Tony konnte die Stelle nicht länger beobachten, denn schon stieß ihn ein Aufseher in den Rücken und trieb ihn weiter.

Die Ureinwohner wirkten in keiner Weise feindlich gesinnt, aber ihr verstohlenes Verhalten gab Tony zu denken. Er fühlte sich nicht bedroht, aber er fragte sich doch mit immer drängender Intensität, was diese Leute wollten.

Schließlich entschied er sich, vor dem Mittagessen einfach nachzufragen. Die Frauen, die in der Kochhütte hantierten, mussten doch wissen, wo ihre Leute waren und was sie vorhatten. Als Tony die wenigen Schritte zu der Blechhütte zurücklegte, fragte er sich, warum er bisher noch niemals diesen Weg gegangen war. Das hier schien ein Bereich zu sein, den alle instinktiv mieden. Lediglich die Aufseher, die die Töpfe zum Zelt schleppten, näherten sich der Hütte.

Als Tony näher kam, lugte ein kleiner Kopf um eine Ecke, schaute ihn mit großen Augen an und verschwand dann wieder. Erst nach einer seltsamen Schrecksekunde, in der ihm alle kuriosen Märchenbilder seiner Kindheit aufzusteigen schienen, verstand Tony. Nein, kein Zwerg, kein Gnom, kein Troll, kein Kobold, nur - leidgeprüfte Eltern würden an dieser Stelle ein *schlimmer noch* einfügen - ein Kind.

Logisch, wo Frauen waren, waren Kinder nicht fern. Tony klopfte an die Wand der Hütte, um sich anzumelden, trat in den dunklen Raum und wurde von lautem Kreischen empfangen.

In der Mitte des Raumes war ein großer Benzinkocher aus Armeebeständen, auf dem der unvermeidliche Nudelbrei samt Soße zu kompletter Geschmacklosigkeit verkochte. Die Benzinflammen gaben ein blaues Licht, in dem er die groß geblühten

Kleider der Frauen, er wusste nicht, wie viele es waren, erkennen konnte. Plötzlich hasste er diese Kleider, weil sie nach Missionschule, der herablassenden Wohltätigkeit und Güte der weißen Eroberer aussahen, und wirkten, als wollten sich die Frauen selbst lächerlich machen.

Aus dem Dunkeln schauten ihn große Augen an, glitzernd vom Widerschein der Flammen. Dann tauchten die hellen Handflächen der Frauen auf, winkten, wedelten, wollten ihn vertreiben.

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe eine Frage«, sagte Tony betont langsam, damit sie ihn verstehen konnten. Zumindest eine der Frauen musste Englisch sprechen können, wie sonst hätte sie überhaupt diesen Job bekommen?

Aber die Frauen schrien weiter, wollten ihn wie eine Fliege hinauswedeln, ohne sich jedoch selbst von der Stelle zu rühren. Die Situation war vollkommen lächerlich, Tony stand kurz davor, in Lachen auszubrechen. Und dann schlug alles um und wurde zum Albtraum und er war es, der schuld an diesem Gekreische und dieses hysterische Gebaren hatte, einfach weil er hier war.

Eine Hand schlug auf Tony Schulter, dass er einknickte, eine andere Hand riss ihn nach draußen.

»Wenn du einen Fick willst, du Drecksack, dann nimm deine eigenen Finger, hier gibt's keine Nutten«, blökte ihn einer der Aufseher an, der den Kessel holen wollte, und stieß Tony fort.

Damit schien die Sache erledigt zu sein. Der Mann brüllte in der Hütte und erschien sofort darauf wieder mit einem der Kessel. Aber Tony hatte eine Frauenstimme gehört, die in gebrochenem, aber verständlichem Englisch etwas gesagt hatte.

Am Abend dann geschah etwas Unerwartetes. Vor dem Essen, als die meisten Männer ihre Gerätschaften zurückgaben oder sich schon mit Wasser und Seife beschäftigten, kam der Alte in die Senke.

Vielleicht war es Zufall, aber Tony und Steele waren die Ers-

ten, die ihn sahen. Mit einer Selbstverständlichkeit, die sich selbst zur Erklärung genügte, stieg die dunkle Gestalt den Abhang hinunter und trat zwischen die Wellblechhütten. In dem schwindenden Licht erkannte Tony, dass es tatsächlich der Mann sein musste, den er schon öfter gesehen hatte. Es war eine mittelgroße Gestalt, leicht gebeugt, mit buschigem weißen Bart und kinnlangem Haar, um das er eine Kordel geschlungen hatte. Diese Kordel war zusammen mit einer zerrissenen Shorts die einzige Kleidung, die der Mann trug.

Bei dem Gesicht mit der breiten, flachen Nase dachte Tony unwillkürlich an die Abbildung eines Zwerges aus einem Kinderbuch. Der Alte stolzierte an Tony vorbei, ohne ihn zu beachten. Steele sah die Blicke der Männer, die sich auf den Aborigine richteten, er sah das Gesicht des blondierten Oberaufsehers und er wusste, was geschehen würde.

Es würde jetzt sofort eine fürchterliche Menge Ärger geben.

Aus dem Türspalt drang der Geruch nach Essen - es musste irgendetwas mit Sauerkraut, Schweinebraten und Klößen sein, sehr deftig, aber auch sehr appetitlich.

»Ja, bittääää?«

Dorkas konnte von dem Wesen, das ihn durch den Türspalt betrachtete, nur ein Auge erkennen. Jetzt wusste er zumindest, dass er sich einer Frau gegenüber sah und dass diese Frau auch einen Mund zu haben schien.

Die Worte, die diesem Mund entflohen, verwirrten Dorkas allerdings ein wenig. Er hatte sich in den letzten Tagen einen Intensivkurs der deutschen Sprache verordnet und war mit seinen Kenntnissen recht zufrieden. Den Härtesten glaubte er bestanden zu haben, als er die Erklärungen eines Bahnbeamten auf dem Münchner Hauptbahnhof begreifen und erfolgreich umsetzen konnte.

Aber der Zungenschlag dieser Frau war ihm gänzlich neu und er fragte sich verzweifelt, ob die Bewohner von Heidelberg diese Sprechart traditionell nutzten oder ob diese Frau auch so eine

Art Intensivkurs gemacht hatte wie er selbst.

Dorkas räusperte sich und schaute auf die massive Türkette, die vor dem Gesicht der Frau baumelte und ebenso entmutigend wirkte wie das verrammelte Stadttor einer mittelalterlichen Siedlung.

»Wir würden gern Doktor Troiger sprechen. Wir haben gestern mit Doktor Troiger telefoniert. Wir haben einen Brief für Doktor Troiger, von einem Kollegen.«

Nervös klopfte sich Dorkas die Taschen ab, fand den Brief und entfaltete ihn wie eine Parlamentärsflagge.

»Bittäää wartäään wolläään, ich gähää Doktor Troigääär fragäään.«

Damit wurde die Tür zugeschlagen und Dorkas und Little sahen sich achselzuckend und entmutigt an. Sie standen in einem verglasten Vorbau, der am Ende einer Eingangstreppe die Haustür vor Wind und Wetter schützen sollte. Troiger wohnte in einer einzeln stehenden Villa, die in einer Kartusche oberhalb eines großen dreiteiligen Fensters die Jahreszahl 1883 trug.

»1883 - in diesem Jahr brachte Kluge das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache heraus und Stevensons Schatzinsel wurde veröffentlicht«, hatte Dorkas erklärt, als er die quiet-schende Gartentür aufdrückte und den schmalen, von nassen Blättern bedeckten Weg zur Eingangstreppe entlang ging. »Es war also sicherlich ein erinnerungswürdiges Jahr, selbst wenn ich mir aus der Rückschau immer die Frage stelle, wieweit die Verwerfungen unseres scheußlichen Jahrhunderts, das ja nun Gott sei Dank erledigt ist, schon spürbar waren.«

Little beantwortete Dorkas' enthusiastische Kurzvorlesung nicht. Er betrachtete mit Skepsis das Haus. Es lag in einem großen Garten, eigentlich mehr einer Rasenfläche, aus der einige alte Bäume erhoben. Von Weitem sah der Rasen gepflegt aus, bei näherem Hinsehen erkannte Little, dass das Gras fast vollkommen durch Moosflächen verdrängt worden war. Kleine Zweige und Rindenstücke bedeckten den Boden, bei jedem Windstoß

tanzen braune Blätter von den Bäumen. Die Villa selbst wirkte hochherrschaftlich und auch hier hielt der erste Eindruck dem zweiten Blick nicht stand. Moos auf dem Dach, eine löchrige Regenrinne und abgeblätterte Fassadenfarbe zeugten von einer Vernachlässigung, die sich bald auch dem ersten Blick enthüllen würde.

Vor den Fenstern waren die Rollläden herabgelassen. Auch hier blätterte die Farbe vom Holz, sammelte sich grauer Schmutz in den Fugen, der vom Regen wieder herausgewaschen wurde und lange dunkle Streifen hinterließ.

Es hätte Little nicht gewundert, wenn draußen ein Schild mit der Aufschrift *Zum Verkauf* gestanden hätte.

Insofern war Little schon überrascht, als sich auf Dorkas anhaltendes Klingeln aus der Tiefe des Hauses schlurfende Schritte näherten und die Tür wenigstens einen Spalt weit geöffnet wurde. Jetzt rammte er die Fäuste in die Manteltaschen und zog den Kopf in den Kragen. Es war nicht die unangenehm feuchte Kälte oder der heftige Herbstwind, der ihn frösteln machte. Little spürte an diesem Ort eine große Einsamkeit, als befände er sich auf einer Insel weit draußen in einem Meer, in dem keine Schiffe mehr fahren.

»Dieser Vorbau passt zu dem Haus wie die Faust aufs Auge«, sagte Little plötzlich. »Ob es hier keinen Denkmalschutz gibt?«

»Tatsächlich? Ist mir gar nicht aufgefallen. Na ja, dieses weiße Plastik hier ist sicherlich nicht original«, murmelte Dorkas. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich einen besonderen Empfang auszumalen, insofern war er weder überrascht noch enttäuscht. Nur etwas beunruhigt, denn was sollten sie machen, wenn sich Troiger weigerte, sie zu sehen?

Eine Weile standen die beiden Männer stumm herum. Little betrachtete die dicken Spinnweben in den oberen Ecken des Vorbaus, und Dorkas untersuchte angelegentlich die moderne Konstruktion und versuchte, das Baujahr zu erraten.

Die Minuten verrannen. Jene Zeitspanne des Wartenlassens,

die die Höflichkeit erlaubt, war schon längst abgelaufen. Inzwischen wäre es eine Frage der Selbstachtung für die beiden Männer gewesen, zu gehen. Aber sie blieben und warteten. Geflissentlich beobachtete Dorkas einen gelben Postwagen, der in den Häusern der Nachbarschaft Pakete ablieferte. Er war so in seine Betrachtung vertieft, dass ihn das Rasseln der Kette auf der anderen Türseite zusammenzucken ließ.

Die Tür wurde vorsichtig geöffnet, zuerst nur einen Spalt, durch den das schon bekannte Auge spähte.

Dann, mit einem: Bittäää, wolläään einträäään, die Härrschaffttäään, wich die Tür zur Seite und gab den Blick auf eine untersetzte Frau fortgeschrittenen Alters frei. Sie trug einen weißen Kittel, der ihr ein wenig den Aspekt einer Krankenschwester gab, der allerdings durch Pantoffeln mit rosa Pompoms konterkariert wurde.

»Ich bin Haushältääänin von Doktor Troigär, bittäää wolläään folgäään die Härrschaffttäään.«

Die Haushälterin von Doktor Troiger schloss die Tür, nachdem sie einen misstrauischen Blick nach draußen geworfen hatte, als befürchte sie das plötzliche Auftreten eines dritten Gastes. Sie drückte die Tür leise und vorsichtig zu und ging dann vor den beiden Männern einen Flur entlang. Es war dunkel, ein unbestimmter muffiger Geruch stieg in die Nase, der staubige Geruch lange Zeit ungelüfteter Räume.

Sie wurden durch eine Küche geführt. Durch eine halb offene Tür erkannte Dorkas ein Wohnzimmer. Aus einem Radio drang böhmische Blasmusik. Eine Glastür schloss den kurzen Flur, in den sie nun traten, ab.

Die Frau deutete die Richtung an, nickte und verschwand.

Hinter Dorkas und Little schlug die Zwischentür zu und schnitt die Posaunenklänge wie mit einem Messer ab. Über ih-

nen gab eine runde Milchglasleuchte ein mattes Licht. Dorkas schaute Little an, der schaute ebenso hilflos zurück. Unter ihren Sohlen knarrte der Parkettboden.

Endlich räusperte sich Dorkas und klopfte an die Glastür. Sofort zuckte sein Finger erschrocken zurück, denn die Scheiben saßen so locker im Rahmen, dass sie ein gefährliches Klirren von sich gaben.

Aber jetzt wurde auf der anderen Seite ein Lichtschein sichtbar und eine Stimme forderte sie auf, einzutreten.

Vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend schob sich Dorkas, gefolgt von Little, durch die Glastür. Hinter ihr ging der Flur weiter, sein Verlauf war aber im Dunkeln nicht mehr erkennbar. Das Licht drang aus einer halbgeöffneten Doppeltür an der Seite.

»Hier bin ich, kommen Sie«, sagte die Stimme.

Also steckte Dorkas wie ein neugieriger Knabe, der am Weihnachtstag den Raum mit dem Gabentisch betritt, den Kopf durch die Tür und sah sich einem Schreibtisch gegenüber. Auf dem Schreibtisch lagen Stapel von Papieren, und hinter den Papieren, als würde jemand zwischen Eisschollen versinken, schaute ein weißhaariger Kopf hervor.

»Kommen Sie, kommen Sie, ich habe sogar zwei Stühle für Sie herschaffen lassen.« Nachdem er seine Gäste zu Gesicht bekommen hatte, schien Troiger seltsam enthusiastisch zu sein. Er winkte die beiden heran und dirigierte sie mit den Stühlen in die richtige Position. Er selbst blieb in seinem altmodischen hölzernen Schreibtischsessel sitzen.

Für einen Moment senkte sich peinliches Schweigen über die kleine Gesellschaft.

Dorkas räusperte sich, brachte aber keinen Satz heraus, und Troiger lächelte ein unsicheres, festgefrorenes Lächeln. Schließlich war er es, der die unbehagliche Ruhe beendete.

»Sie müssen verzeihen, wenn ich nicht zur Begrüßung aufstehe. Das fällt mir von Jahr zu Jahr schwerer. Mein Fuß ...«. Damit

schob er einen dick bandagierten Fuß in das Blickfeld seiner Gäste.

Dorkas erinnerte sich an die Einzelheiten der Biographie Troigers. Dort war ein Aufenthalt in einem Strafbataillon wegen Selbstverstümmelung erwähnt gewesen.

»Wir alle werden nicht Kinder ... nicht Jugendliche ... jünger, meine ich.«

»Wohl wahr«, antwortete Troiger. Und dann fügte er spontan hinzu: »All aperrogasi moi mykeo tenontes - im übertragenen Sinne natürlich.«

Plötzlich spratzte Dorkas vor den Augen des entsetzten Little seinen Speichel durch die Luft und wurde von wilden, röchelnden Krämpfen geschüttelt. Hinter seinen Brillengläsern zogen sich die Augen zu Schlitzern zusammen, aus denen die Tränen quollen.

»Verzeihung.« Tapfer unterdrückte Dorkas seinen Lachanfall, nur um im nächsten Moment wieder ungehemmt loszuquieken. »Im übertragenen Sinne, selbstverständlich ...« Es folgte weiteres Wiehern, dem sich auch Troiger anschloss.

Für Little bot sich die kuriose Szene zweier alter Schulkameraden, die sich soeben über einen krachenden Eingeweihten-Witz schüttelten.

»Archilochos, immer für ein Zitat gut, der alte Schweinigel«, prustete Troiger.

Und Dorkas riss staunend die Augen auf: »Schwein ... igel? Aaah, Schweinigel, ja, Archilochos der Schweinigel, sehr gut, ja, ja.«

Selbst wenn Little das altgriechische Zitat verstanden hätte (Die Übersetzung lautet, für die Minderheit, die es nicht kennt: *Doch zerrissen sind mir meines Schwanzes Sehnen*), wäre ihm dieser vulkanische Ausbruch jugenhafter Fröhlichkeit gänzlich fremd geblieben. Aber er bemerkte, dass sich hier etwas anderes abspielte, dass ein Boot diese verlassene Insel erreicht hatte, dass ein Wind durch diese dunklen Räume wehte und den lastenden

Staub von Schuld und Scham und Angst forttrug.

Little nutzte die Zeit, in der sich Dorkas und Troiger in kumpelhaftem Verschwörertum angrinsten und dabei immer wieder losgockerten, um seinen Gastgeber genauer zu betrachten.

Zuerst fiel ihm Troigers Jackett auf. Dieser Schnitt, dieser Stoff mit kleinem Karomuster: Das war Mode der 50er Jahre. Auch die Krawatte wirkte so, als hätte sich Troiger aus einem Filmfundus bedient. Für Little war es jedoch leicht, den wahren Grund für diese Art der Kleidung zu erkennen. Troiger hatte sich für seine Gäste fein gemacht - soweit kam Little, auch ohne seine speziellen Fähigkeiten einzusetzen. Aber weil er die erstickende Einsamkeit gespürt hatte, die auf diesem Ort lagerte, als wären die Mauern der Villa ein Laborgefäß, in dem die reine Essenz des Verlorenseins geschaffen wurde, kannte er den Grund hinter dem wahren Grund. Troiger hatte diese Mauern seit beinahe einem halben Jahrhundert nicht mehr verlassen.

Little schloss die Augen und begab sich auf die Suche. Im nächsten Moment riss er die Augen wieder auf, musste sich vergewissern, dass er tatsächlich noch in diesem dumpfen Zimmer war und die beiden Männer sich immer noch durch glucksende Töne über ihre gemeinsame Amüsiertheit verständigten. Allzu trübe, allzu unerträglich weit und düster war das, was Little gesehen, vielmehr gespürt, hatte. Worte waren dafür nicht zu finden, aber hätte Little ein Bild dafür finden sollen, dann wäre es dasjenige einer endlosen flachen Weite gewesen, überspannt von einem sternenlosen Himmel.

Es erschien fast unglaublich, dass Troiger einer solchen seelischen Hölle widerstanden hatte, ohne dem Irrsinn zu verfallen oder Hand an sich zu legen.

Das Äußere Troigers spiegelte auf ihre spezielle Weise diese endlose innere Wanderung wider. Seine gebeugte Gestalt wirkte ausgezehrt, das Gesicht mit der charaktervollen Hakennase war fleischlos, es bestand nur aus weißer Haut, die fest über den Schädel gezogen war, sodass sich die vielen Falten nur als feine

Linien auf der Stirn, um die Augen und den Mund erkennen ließen. Als junger Mann musste Troiger ausgesprochen gut aussehen haben. Nun hatten das Alter und die Umstände zu einer seltsamen Umkehrung der äußeren Erscheinung geführt. Es war nicht so, dass Troiger hässlich oder abstoßend wirkte. Aber sein Anblick hatte etwas Unheimliches, und auch hier spürte Little das Unbehaustsein, die Einsamkeit des fremden Wanderers, die auf jeden, der irgendwo auf der Welt und sei es im eigenen Herzen, eine Heimat hatte, wie eine grausige Krankheit wirken musste.

»Nun«, sagte Troiger, nachdem er einen kurzen Blick auf den Empfehlungsbrief geworfen und ihn dann achtlos zur Seite gelegt hatte, »nun nennen Sie mir doch bitte den eigentlichen Zweck Ihres Besuches, Herr Dorkas.«

»Ja, nun ...« Dorkas druckste herum und warf einen hilfesu- chenden Blick auf Little. Er fürchtete nicht, dass es zu Miss- verständnissen kommen würde, in deren Folge Troiger sie mehr oder weniger freundlich herauskomplimentieren könnte. Den- noch ahnte er, dass gegenüber einem Mann wie Troiger ein ä- ßerst schonendes Vorgehen angebracht war.

»Nun«, setzte Dorkas neu an, »Ihr Artikel über den alten Gar- ten. Diese Form von Akupunktur. Um Schäden aus der Umwelt zu heilen. Ich drücke mich hoffentlich verständlich aus.«

»Durchaus, durchaus, Ihr Deutsch ist ausgezeichnet, sehr un- gewöhnlich für einen Angelsachsen«, nickte Troiger. »Sie arbei- ten also über Gartenkunst? Da kann ich Ihnen ein ausgezeich- netes Werk eines niederländischen Kollegen empfehlen, Jan-Klas Kartopp ...«

Troiger hatte eine recht hohe, heisere Stimme, die wie ein zu selten genutztes Instrument klang. Jetzt schwieg sie, weil Dorkas energisch den Kopf geschüttelt hatte.

»Verzeihung, Missverständnis«, rief Dorkas erregt. »Wie ärger- lich, ich kann mich wohl doch nicht recht ausdrücken. Es geht

uns um ... Energie.«

»Energie?« Troigers straff gespannte Gesichtshaut konnte Überraschung nur unvollkommen ausdrücken, umso deutlicher trat sie in seinem Blick zutage.

»Sie meinen Erdgas, Öl?«, vergewisserte er sich, nur um erneutes Kopfschütteln eines schon ziemlich nervösen Dorkas zu ernten.

»Nicht diese Art von Energie. Ich meine Erdenergie.«

»Erdenergie? Erdwärmenutzung? So wie das in Island gemacht wird?«

Dorkas atmete tief durch. Jetzt brauchte nicht nur Troiger Schonung, sondern auch er selbst.

»In Ihrem Artikel«, erklärte Dorkas und wählte jedes Wort genau, »sprachen Sie expressis verbis von einer Akupunktur durch die Steine, die dieser Künstler, Zoran Mitchich war der Name, in dem Garten oder dem Park durchgeführt hatte. Das ist richtig oder?«

»Ja«, bestätigte Troiger, »das ist richtig.«

»Gut. Aber - Akupunktur, das ist aus der Medizin. Altes China. Und es geht dabei um Energieströme im Körper. Richtig?«

»Richtig.«

»Also haben Sie, weil Sie von Akupunktur reden, doch auch unterstellt, dass es in der Erde solche Energieströme gibt, so wie im Körper. Richtig?«

Troiger ließ sich nicht aus der Reserve locken. Er betrachtete Dorkas nach wie vor voller offensichtlicher Sympathie, aber ohne jedes Anzeichen von Verständnis. Obwohl Little dem Gespräch kaum folgen hatte, wuchs in ihm doch die Befürchtung, dieser Besuch könnte sich als Missverständnis entpuppen.

»Sie selbst unterstellen mir etwas, wenn Sie sagen, ich hätte mit dem Begriff Akupunktur zugleich die Existenz irgendwelcher Energien vorausgesetzt.«

Nach einer Weile, die er brauchte, um den Satz völlig zu verstehen, stemmte Dorkas die Hände auf die Oberschenkel.

»Ich unterstelle nichts!«, rief er empört. Seine lauter gewordene Stimme brachte die Staubteilchen, die im Kegel der Schreibtischlampe tanzten, in wirre Bewegung. »Ich berufe mich auf das, was Sie schreiben.«

Troiger hob beschwichtigend eine Hand. »Bitte, kein Grund zur Aufregung. Ich will nicht leugnen, dass ich mit der Hypothese solcher Energieflüsse gearbeitet habe. Ich will allerdings auch nicht leugnen, dass ich mich damit lächerlich gemacht habe.«

»Lächerlich?«, fragte Dorkas verblüfft und wischte sich über die Stirn.

»Völlig lächerlich. Die wenigen, die sich die Mühe machten, meine Artikel zu lesen, bezeichneten mich als Rutengänger. Unwissenschaftlich war noch das Freundlichste, was über mich gesagt wurde. Dabei bezog ich mich immer auf eine Reihe von Quellen und ich beschränkte mich streng auf die objektive Darstellung und nicht auf eine Bewertung.«

»Das kann ich bestätigen«, nickte Dorkas.

»Sie haben meine Artikel gelesen?«

»Alle. Nun, der Umfang Ihres veröffentlichten Werkes ist nicht groß.«

»In der Tat«, nickte Troiger mit einer unbestimmten Müdigkeit in der Bewegung. »Selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich wohl nur noch in kuriosen Zeitschriften publizieren können. Aber wozu? Eine wissenschaftliche Karriere hatte mich nie interessiert. Und wenn man einen guten Gedanken hat oder zumindest einen Gedanken, den man für gut hält, dann muss man ihn doch nicht auf dem Marktplatz hinausposaunen und sich dabei lächerlich machen?«

»Es gibt vielleicht bessere Orte als den Marktplatz.«

»Nennen Sie mir welche. Ich weiß von keinen.«

»Nun«, in Dorkas' Stimme war nun die Nervosität oder eine unbestimmte Spannung unüberhörbar, »ich würde zuerst gerne auf das erste Thema zurückkommen. Sie sind nicht ehrlich.«

»Wie bitte?«, schnappte Troiger, eher erstaunt als empört.

»Ich habe studiert, was Sie schreiben. Und ich weiß, dass Sie an Erdströme glauben. An Erdenergie, Energielinien, Knoten und an ... an ... Hylegs.«

Ein elektrischer Stoß schien Troiger getroffen zu haben. Er zuckte zusammen, sein verbundener Fuß schlug gegen den Schreibtisch. Dann starrte er Dorkas mit herausquellenden Augen an. »Wie kommen Sie auf diesen Begriff?«, fragte er tonlos, nachdem er sich gesammelt hatte.

»Wieso nicht«, hob Dorkas mit scheinbarer Lockerheit jetzt die Schultern, »er stammt aus der Astrologie, bisher hat noch nicht einmal eine New Yorker Anwaltskanzlei Markenschutz für den Begriff eingefordert.«

»Wir sprachen aber nicht über Astrologie.«

»Ganz recht, wir sprachen nicht über Astrologie. Sondern über Erdenergien. Ein Thema, das Sie seit Langem studieren. Zumindest ist das jetzt klargestellt. Und wieso ich den Begriff Hyleg gebrauche? Ein ziemlich hässlicher Begriff, finde ich übrigens. Also, wieso brauche ich ihn? Weil auch wir ...« Damit deutete Dorkas auf den neben ihm sitzenden Little und patschte sich dann hörbar die Hand auf den eigenen Bauch. » ... weil auch wir uns mit diesem Thema beschäftigen.«

Dorkas wartete eine Weile, um seinen weiteren Worten einen größeren Nachdruck zu verleihen. Gerade, als er ansetzen wollte, ertönte aus dem Flur ein lautes Räuspern.

»Milena, kommen Sie doch bitte herein«, rief Troiger.

Hinter einem schwer beladenen Tablett, das sie pustend stemmte, erschien die schon bekannte Wärterin der Troigerschen Eingangstür.

Troiger bemühte sich linkisch, auf seinem überfüllten Schreibtisch Platz für das Tablett zu schaffen. Dabei gerieten einige Papierstapel ins Rutschen und fielen auf den Boden. Sofort ging Dorkas auf die Knie und sammelte die verteilten Blätter ein. Auch Little kroch auf dem Boden, um zu helfen.

Bei dieser Gelegenheit warf Dorkas, und das war der eigentliche Grund, warum er sich so engagiert am Aufräumen beteiligte, schnelle Blicke auf die Unterlagen. Das alles wäre nicht aufgefallen, wenn Dorkas nicht plötzlich gestutzt hätte und, auf den Knien, den Stapel Papier unter dem Arm geklemmt, fasziniert ein Blatt überflogen hätte.

»Ain wänik Ärfrischunk für die Härrään«, erklärte die Frau und machte sich wieder davon.

»Sie können die Papiere hier auf den freien Platz legen, vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte Troiger und schlug etwas ungeduldig mit der flachen Hand neben das Tablett.

Little reagierte sofort, aber Dorkas schien die Worte gar nicht gehört zu haben. Er hatte sich - immer noch auf den Knien - aufgerichtet und arbeitete sich nun, mit gerunzelten Brauen und Lippen, die leise buchstabierten, durch den Text.

Little lächelte entschuldigend, nahm den Stapel Papier, den Dorkas unter dem Arm geklemmt hatte und erst auf energisches Ziehen hin freigab, und legte ihn auf den Schreibtisch. Dann betrachteten Troiger und Little den knienden Dorkas, der jetzt so wirkte, als würde er einen Eid ablegen.

Schließlich stieß Troiger ein grollendes Räuspern aus, das Dorkas zusammenzucken ließ.

»Ich bin sehr erfreut, in Ihnen den einzigen Leser meiner Aufzeichnungen gefunden zu haben«, sagte Troiger lächelnd. »Trotzdem sollten Sie hier eine Pause einlegen und dem Imbiss, den die gute Milena bereitet hat, die ihm zukommende Ehre angeeiden lassen. Nehmen Sie Kaffee oder lieber Tee?«

Beim Stichwort Tee zuckte Dorkas zusammen und wachte aus seiner Versunkenheit auf. »Tee!«, rief er entschieden, um dann vorsichtig zu fragen. »Welche Sorte?«

»Ein früher Darjeeling. Sehr kräftig. Ich würde Sahne dazu empfehlen.«

Mit schneller Hilfe von Little kam Dorkas wieder auf seinen Stuhl, rieb sich die schmerzenden Knie und schaute begierig auf

den sonstigen Inhalt des Tablett.

»Greifen Sie bitte zu, meine Herren«, forderte Troiger sie auf. »Milena wird sich gefreut haben, ihre Künste auch einmal anderen Gästen zu präsentieren als einem langweiligen Allesesser wie mir.«

»Wirklich ausgezeichnet«, lobte Dorkas eine lange Weile später und stippte mit dem angefeuchteten Zeigefinger den letzten Krümel von seinem Teller. Das Tablett war so leer wie ein miternächtlicher Parkplatz vor einem Einkaufszentrum.

»Ja,«, nickte Troiger, »Milena Kollar ist die gute Seele dieses Hauses. Sie ist seit Jahrzehnten meine Haushälterin. Wie lange, weiß ich selbst nicht einmal mehr.«

»Sie gehen nicht gerne in Gesellschaft«, bohrte Dorkas vorsichtig nach.

Troiger lächelte, ein Lächeln, das seine Worte Lügen zu strafen schien. »Ich habe kein Bedürfnis nach Gesellschaft. Um ehrlich zu sein, habe ich dieses Haus seit vielen Jahren nicht mehr verlassen. Diese Welt da draußen reizt mich nicht so sehr, als dass ich ihre abschreckenden Aspekte in Kauf nehmen würde. Nein, meine einzige Verbindung nach draußen ist Milena. Sie stammt übrigens aus Prag, ein Flüchtling, ebenso wie ich. Oder vielleicht doch nicht so sehr ein Flüchtling, denn im Grunde lebe ich wie auf einer Raumstation. Ich verlasse auch nur selten meine Räume. Das Gehen fällt mir schwer, mein Fuß, wissen Sie ... manchmal humpele ich nach hinten auf die Terrasse und setze mich in die Sonne. Aber das mache ich eigentlich nur, weil es mir der Arzt geraten hat. Wegen des Vitamins D. Ansonsten kann mich selbst die Natur nicht mehr reizen. Wenn ich draußen sitze, sehe ich immer mehr diese weißen Streifen von den Flugzeugen am Himmel. Früher gab es das gar nicht, heute kann man nirgendwo hinschauen, ohne diese Streifen sehen zu müssen. Und überall ist es laut - Autos, Flugzeuge, Radios, Rasenmäher, Maschinen, nur Dampflok hört man nicht mehr. Die habe ich gemocht. Es gibt auch kaum noch Mauersegler und Schwalben im Som-

mer. Früher haben sie hier gebrütet. Das war schön ...«

Troiger verstummte und schaute auf seine Handflächen, als hätte dort etwas gelegen, das ihm Antwort auf seine Fragen geben konnte.

»Ich kann Sie verstehen«, antwortete Dorkas zögernd. »Aber Sie hatten doch Kontakt mit Kollegen, ich meine, mit anderen Forschern. Schließlich haben wir diesen Empfehlungsbrief bekommen.«

»Ach der Brief«, erwiderte Troiger, wieder etwas munterer. »Das ist ein vorgefertigter Wisch, so was in der Art habe ich schon oft gesehen. Ich scheine in der letzten Zeit eine große Anziehungskraft auf eine bestimmte Sorte von Spinnern zu haben.«

»Spinner?«

»Na ja, Sie können es sich denken. Diese Leute, die so eine Mischung aus Langhaarigen und Naturburschen sind. Manche hatten heidnische Zeichen als Schmuck oder nannten sich selbst Druiden. Das alles ist nicht ernst zu nehmen.«

»Aber trotzdem haben Sie doch Kontakt mit Kollegen?«, beharrte Dorkas.

Troiger hob wie resignierend die Hände. »Was man Kontakt nennt. Ich bekam früher schon mal Besuch. Aber diese Leute sind entweder tot oder selbst so alt, dass sie keine Lust mehr haben, durch die Weltgeschichte zu reisen, um einem anderen Mummelgreis einen Visite abzustatten. Aber ich korrespondiere noch eifrig.« Eine Hand Troigers bewegte sich über den Schreibtisch. »Ich glaube, das Briefeschreiben ist eine Mitteilungsform, die mir sehr gelegen kommt. Heute macht man das über Elektronenrechner, habe ich mir sagen lassen, aber ich halte viel mehr davon, mit der Hand und einem schönen altmodischen Füllfederhalter zu schreiben. Meine Handschrift ist zwar in den letzten Jahren nicht besser geworden, aber sie ist lesbar. Ja ... manchmal ruft mich auch jemand an. Aber selten. Ich mag Telefone nicht. Ja, so ist das.«

Troiger starrte mit hängenden Schultern vor sich hin. Er sah

alt, sehr zerbrechlich und ungeheuer verloren aus.

Little hatte kaum je einen Menschen gesehen, der von der Kälte solcher Einsamkeit umschlossen war.

Dorkas seufzte tief und wedelte dann mit dem Papier, dessen Inhalt ihn so fasziniert hatte. »Sie nutzen den Begriff *Hyleg-Paradoxon* für Stellen, an denen Ihrer Berechnung nach Hylegs sein müssten, aber nicht sind. Sie nennen auch eine Stelle in Zentralaustralien.«

»Es gibt mehrere solcher Stellen. Aber sie werden weniger. Ich nahm an, das hängt mit dem veränderten Klima zusammen.«

Dorkas steckte verschwörerisch den Kopf vor und schaute nach links und rechts, als könnten sich dort Lauscher verbergen. Aber rechts saß nur Little und links verbargen sich in der Dunkelheit hohe Schränke. »Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, dass diese Veränderungen nicht auf natürliche Weise, sondern durch Manipulationen zustande kommen?«

Eine Antwort war nicht nötig, denn Troiger schaute ausreichend verständnislos, um Worte völlig zu ersetzen.

»Ich will es so sagen«, fuhr Dorkas fort. »Es gibt viel Interesse für diese Erscheinungen. Was uns angeht, Herrn Little und mich, so dürfen wir uns durchaus auch zu so einer Interessengruppe zählen. Es gibt andere Gruppen. Was wichtig ist ... die Flüsse der Erdenergie sind zu manipulieren. Man kann sie verändern und damit Wirkungen erzielen. Wir wollen diese Veränderungen verhindern.«

Troiger schüttelte verständnislos den Kopf. »Wovon reden Sie? Von einem Konzern, einer Firma. Oder von einem Geheimdienst, mein Gott, das klingt so absurd, Verzeihung, ich nehme das zurück.«

»So ganz absurd war das nicht. Geheim stimmt, Dienst stimmt auch. Ansonsten würde ich von einer Gemeinschaft sprechen.«

»Das ist mir alles viel zu hoch.«

»Kein Problem.« Dorkas stand auf, klopfte sich in wachsender

Panik seine Taschen ab. Dann erhellte Erleichterung sein Gesicht. Schwungvoll wie ein mittelalterlicher Herold zog er einen Brief hervor. »Darf ich etwas mehr Licht haben?«, bat Dorkas, als er sich wieder gesetzt hatte.

Troiger drehte die Schreibtischlampe ein wenig in die Richtung seines Gastes. Sorgsam entfaltete er das schwere Papier, auf dem Little jetzt handgeschriebene Zeilen entdeckte. Er hatte keine Vorstellung davon, was Dorkas nun vorhatte.

Der säuberte seine Kehle mit einem vernehmlichen Räuspern und verneigte sich in Richtung Troiger. »Da im Vorfeld unseres Besuches genau jener Punkt erwartet worden war, an dem wir uns nun befinden, erlaube ich mir, Ihnen hier ein Grußwort des Conte Ercole di Saloviva, des Herrn von Collesalvetti zu verlesen. ... Nein ... unterbrechen Sie mich bitte jetzt nicht. Alle Fragen werden sich beantworten, wenn Sie die folgenden Zeilen vernehmen.«

Dorkas holte tief Luft und las:

»Hochverehrter Doktor Troiger. Wenn Ihnen diese persönliche Nachricht verlesen wird, haben Sie sicherlich schon ein längeres Gespräch mit meinen Freunden und Mitstreitern, den Herren Little und Dorkas, gehabt. Ich vermute, dass Ihnen, lieber Herr Troiger, eine Reihe von Dingen mitgeteilt wurden, die Ihnen vielleicht beim ersten Anhören etwas verwirrend, abgehoben, vielleicht sogar phantastisch und unreal erscheinen mögen. Es ist mir darum ein Herzensanliegen, Ihnen durch den Mund des ehrenwerten Dorkas einige Tatsachen über eine Gemeinschaft mitzuteilen, von der Sie wohl noch nie etwas gehört haben, der Sie aber, das sagt mir ein sicheres Gefühl meines Herzens, ohne es zu wissen, schon lange als ein wichtiges Mitglied angehören. Wir nennen uns, obwohl Namen nichts sind als Schall und Rauch ...«

Weil er völlig damit beschäftigt war, die klare Handschrift des Conte in möglichst eindrucksvoller Weise vorzulesen (was ihn ein wenig einer Kindergartenmärchentante ähneln ließ), bemerk-

te Dorkas es nicht. Aber Little sah das feuchte Schimmern in Troigers Augen und die Tränen, die silbrige Spuren über die abgemagerten Wangen des Greises zogen.

Nachdem Dorkas geendet hatte, herrschte ein langes Schweigen.

»Das ist alles sehr überraschend«, sagte endlich Troiger, mit einer brüchigen Stimme, der man anhörte, wie schwer es ihm fiel, die Fassung zu bewahren.

»Nun, ich kann sagen, wir waren alle überrascht. Mehr oder weniger. Aber eigentlich eher mehr. Obwohl ich schon seit Längerem, aber das tut nichts zur Sache ...«

Als Milena eintrat, weckte die seltsame Stimmung unter den drei Männern sofort ihr Misstrauen. Sie stemmte die Arme in die Hüften und beäugte kritisch die Gäste. »Hat äs nicht gäschmäckt odär ist Gäspräch unärffreilich?«

»Danke, danke, es hat ausgezeichnet gemundet und wir unterhalten uns prächtig, wenn auch über überraschende Themen. Nein, unser Problem ist ...«

Hilfesuchend schaute sich Troiger um.

Dorkas hob halb schüchtern, halb neckisch die Hand. »Wir haben leider nichts mehr von dem ausgezeichneten Tee.«

»Ha, ist das kein Probläm, mach ich doch gleich noch wälchen.« Befriedigt nahm Milena ihr Tablett und verschwand für eine Weile.

»Sie sagen also, dieses Buch, wie war noch einmal der Name ...«, nahm Dorkas den unterbrochenen Gesprächsfaden, an Troiger gewandt, wieder auf.

»*Wahrhaftige Beschreibung der Elbenwege und ihrer Kreuzungen* von Sebastian Trautmann, erschienen 1674 in Augsburg. Trautmann berichtet von einem jungen Holzknecht, der ihm selbst von einem solchen Elfenweg erzählt hat. Nur Eingeweihte können solche Wege erkennen, manchmal können besonders sensible Menschen die Linien im Mondlicht schimmern sehen. Traut-

manns Gewährsmann, der zu der Zeit schon ein Greis war, berichtet, wie er einmal einen Elf beobachtete, der auf einem dieser Wege lief. Der Holzknecht prägt sich den Weg ein und am nächsten Tag lief er selbst dort entlang. Da merkte er, dass er mit jedem Schritt eine Strecke zurücklegte, wie sonst nur in zwei Stunden. Mühelos kam er an sein Ziel, eine Woche früher als erwartet. Aber weil er auf diese Weise seine Liebste in den Armen eines anderen erwischte, in einen tödlichen Streit geriet und fliehen musste, war der Holzknecht sicher, dass die Elfenwege Teufelswerk seien, und Trautmann schloss sich dieser Meinung an. Nun gut, ich jedenfalls merkte, dass diese Geschichte eine seltsame Parallele zu Erzählungen über tibetische Mönche bot, von denen auch gesagt wird, sie könnten mit ungeheurer Geschwindigkeit bestimmte Kraftlinien entlang laufen.«

Mit sichtlicher Mühe erhob sich Troiger. Er beugte sich vor und drückte auf einen Schalter. Neonröhren begannen zu zirpen und hüllten den Raum dann in ihr kaltes Licht.

Mit Staunen bemerkten Dorkas und Little, dass sie sich in einer Bibliothek befanden. Aus der Dunkelheit traten nun eng gestellte, bis zur Decke reichende Regale hervor. Sie waren über und über mit Büchern beladen, es gab keinen Fleck, auf dem sich kein Druckwerk gestapelt hätte. Zwischen den Regalen blieb gerade genügend Platz für einen schmalen Mann, um sich hindurchzuschieben und eventuell mittels einer Leiter die obersten Bücher erreichen konnte.

»Wenn Sie mir bitte Ihre Hilfe angedeihen lassen wollten?«

»Sicherlich!« Dorkas stürzte herbei und bot Troiger seinen Arm als Stütze. So zogen sie langsam durch die Regalreihen, als durchquerten sie eine Gebirgsschlucht. Auch die Wände waren verstellt, wie Little jetzt bemerkte. Kein Wunder, dass das Haus von außen unbewohnt wirkte.

»Hier durch«, sagte Troiger eifrig. »Ich will Ihnen etwas zeigen, das Sie sicherlich interessieren wird!«

Die Sonne wollte sich in den Staub sinken lassen.

Der alte Mann wirkte wie ein Tauchsieder in einer Teetasse. Es war nicht so, dass das Wasser sofort brodelte, aber eine erste Veränderung in der Temperatur wurde spürbar.

Die matte Erleichterung, endlich den Arbeitstag überstanden zu haben, endlich das Bier im Reichweite zu wissen und vor allem dem Ende des Arbeitskontraktes um einen weiteren Tag näher gekommen zu sein, bestimmte noch das Verhalten der Männer.

Müde schlurften sie zwischen den Hütten umher, eingehüllt in den Staub, den ihre Schritte aufwirbelten, und sie stierten den dunkelhäutigen Alten an. Es waren ungläubige Blicke aus Gesichtern voller Unverständnis und Verblüffung. Der Aborigine ignorierte alle Umstehenden und setzte seinen Weg fort. Er schien kein bestimmtes Ziel zu haben, sondern ging einfach durch die Senke hindurch, in der sich die westliche Zivilisation in all ihrer Hässlichkeit eingenistet hatte und murmelte etwas vor sich hin. Vielleicht sang er auch leise.

Dann hörte Tony in der Nähe eine Bemerkung, vielmehr ein Schimpfwort. Es wurde nicht geschrien, sondern einfach gesagt und nur wenige konnten es gehört haben. Aber es wirkte wie eine Initialzündung, es stachelte die Männer an und machte ihnen deutlich, was überhaupt geschah: Dass in diesem Moment einer dieser dunkelhäutigen Affen mitten durch ihr Territorium stolzierte.

Steele und Tony Tanner schauten sich an. Ohne sich abgesprochen zu haben, wussten sie, auf welcher Seite sie standen und welche Konsequenzen das für sie beide haben würde.

In der kurzen Zeit dieser wortlosen Verständigung hatte sich die Szene entscheidend gewandelt. Für einen außenstehenden Beobachter wäre der Umschwung kaum bemerkbar gewesen. Tony Tanner registrierte ihn sofort und sein Herz begann zu poltern. Es war, als würde sich durch den Dunst Dutzender verschwitzter Männerkörper etwas anderes, schärferes in die Nase

drängen - der Raubtiergeruch einer jagdbereiten Meute. Aus den Augen wurde die Ungläubigkeit verdrängt und ein hartes Glitzern trat an ihre Stelle. Die dumpfe Verblüffung hängender Unterlippen und offener Mäuler wich den exakt geschnittenen Zornesfalten zwischen zusammengezogenen Brauen. Die Männer, eben noch im Trott ihres schon eingeübten Weges wichen den ersten Millimeter zur Seite, ließen sich von dem Ereignis ergreifen, drehten sich dem Fremden, dem so obszön fremden und anderen Menschen zu, für den sie spezielle Schimpfwörter hatten.

Aus der Menge erklang höhnisches Lachen, jemand rief etwas, ein anderer antwortete. Plötzlich war es geschehen, die ersten Blasen stiegen in der Teetasse auf, das Aufbrodeln war nur noch eine Frage von Augenblicken. Bisher waren die Männer vereinzelt Gestalten gewesen, jetzt orientierten sie sich, bildeten eine Gemeinschaft. Sie rückten zusammen, vor dem Alten bildete sich eine geschlossene Mauer von gereizten Männern.

Nur mit Mühe konnten sich Steele und Tony durch den sich schließenden Kreis schieben, um in der Nähe des Aborigines zu sein. Jetzt vernahm Tony durch das Gemurmel der Umstehenden hindurch die hohe, dünne Stimme des alten Mannes, der ein monotones Lied vor sich hersang. Bevor Tony oder Steele eingreifen konnten, fuhr aus der Menge eine Faust wie ein plötzlicher gezückter Stachel und schlug dem Alten ins Gesicht. Die Aktion wurde mit spontanem Gebrüll bejubelt, das im nächsten Moment in verblüfftes Raunen und dann in wütendes Johlen umschlug.

Der Alte hatte sich mit dem Reflex eines Weltklasseboxers abgeduckt, die Faust ging ins Leere, der Angreifer wurde durch den eigenen Schwung aus der Anonymität der Gruppe und gegen den Speer des Alten gerissen. Die stumpfe Seite des Speeres fuhr ihm in die Rippen, er schrie kurz auf und taumelte zurück, fiel nach hinten und wurde von den anderen aufgefangen und hochgerissen, als wollten sie ihm und sich die Schmach eines gefallenen Weißen ersparen.

Tony schaute sich um. Hinten standen die Ex-Soldaten und einige andere. Sie würden sich aus der Sache heraushalten, so und so. Von ihnen drohte keine Gefahr, es war aber auch keine Hilfe zu erhoffen. Sie bildeten die dünne Schale der neutralen Zuschauer, die sich vielleicht ihre eigenen Gedanken machten, aber zu klug waren, um sich in aussichtslose Händel einzulassen.

Dazwischen brodelte, siedete, kochte, sprudelte die Menge der Wütenden. Der Alte war das Zentrum, zu ihm drängten sie sich, schoben sich aneinander vorbei, warfen sich übereinander, gerieten miteinander in Streit, prügeln sich, weil jeder nach vorne wollte, jeder in die erste Reihe, an die Front strebte.

Jetzt brach der Damm, sie stürzten sich auf den Alten und wurden im Nu wieder zurückgetrieben, weil der Speer wirbelte und auf sie eindrosch. Der Aborigine benutzte den Speer wie einen Stock, der jedem, den er traf, eine schmerzhaft Mahnung lieferte, sich gefälligst zurückzuhalten.

Die Woge der Männer wich zurück. Nur um sich im nächsten Moment wütender aufzubäumen. Von drei Seiten sprangen sie auf den dunkelhäutigen Mann zu.

»Aufhören, was soll das!«, brüllte Steele und griff in das Handgemenge ein. Er schob und stieß, aber vor allem war es seine gewaltige Stimme, die die Männer zum Einhalten zwang. Sie wichen zurück, einen Fuß über den anderen, verwirrt und zögernd, und schauten auf den drahtigen Weißen, auf einen von ihnen, der sie eben unverhofft in bestem Kasernenhoftönen angeschnauzt hatte.

»Habt ihr einen Schuss im Socken oder was?«, schrie Steele. »Glaubt ihr vielleicht, hier gibt es keine Gesetze? Wollt ihr in den Knast wandern? Haut ab und holt euch euer Essen.«

Sie zogen die Köpfe ein, die ersten wendeten sich ab. Der Kreis von Wut, der sich um den Alten, um Steele und Tony schon fast geschlossen hatte wie eine Würgeschlinge, bröckelte an den Rändern ab. Es verlief so, wie Steele es Tony einmal gesagt hatte - die Männer brauchte jemanden, der ihnen die Richtung zeigte,

dann waren sie ganz in Ordnung.

Steele richtete sich langsam wieder auf, seine Schultermuskeln entspannten sich. Bis jetzt war alles so gelaufen, wie er es vorhergesehen hatte. Und auch was nun kam, war nicht unerwartet. Denn in diesem Augenblick flog die Tür der Verwaltungshütte auf und schlug krachend gegen die Wellblechwand.

»Was ist hier los?«, trompetete eine bekannte Stimme und der blondierte, selbsternannte Oberaufseher schob seine Wand-schrankschultern durch die Öffnung. Über den Köpfen der anderen Männer konnte Steele das blonde Haar sehen. Und der Blondierte sah Steele. Bei seinem Anblick ging ein verachtungsvolles Grinsen über das Gesicht des Aufsehers. Sein Instinkt hatte ihm schon gleich gesagt, irgendwo tief unten, wo die Weisheit der Krokodile im Rückgrat eines primitiven Mannes schlummert, dass dieser unterwürfige Hund zugleich ein falscher Hund war.

Die Art, wie Steele dort stand, breitschultrig, aufrecht und locker, umgeben von einem freien Raum wie ein Turm einer un- einnehmbaren Festung, ließ den Blondierten rot sehen. Es war die fleischgewordene Herausforderung. Der Aufseher reagierte sofort.

»Platz da!«, schrie er und schob sich wie ein Schneepflug durch die Reihen der Umstehenden. Seine Ellbogen rammten sich einen Weg, Männer kippten stöhnend zur Seite, wenn ihre Rippen unter dem Stoß bebten, die anderen waren klüger, sprangen zurück, schoben sich in Sicherheit. Die Menge geriet in neue Bewegung, wogte und wankte, platzte dann auseinander und bildete eine Gasse. Nur noch vier Personen befanden sich dort. Der Blondierte, der Alte, Steele und hinter ihm Tony.

Alles klar. Steele grinste den Blondierten herausfordernd an. Er wusste genau, was kommen würde. Wütendes Heranrauschen, abbremsen im letzten Moment, Nasenspitze an Nasenspitze, anstarren und dann würde Blondie die Nerven verlieren und versuchen, zuzuschlagen.

Aber - wie hatte sich Meister Ki ausgedrückt? *Sicherheit nichts als das Gleichgewicht mehrerer Unsicherheiten ist.*

Außerdem hatte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit gesagt: *Lernen auch der Meister täglich muss noch.*

So war es, und Steele bekam die Gelegenheit. Ihm blieb nicht einmal mehr die Zeit, das provozierende Grinsen aus seiner unteren Gesichtshälfte zu entfernen, da hatte ihn der Blondierte überrannt. Der Muskelprotz hatte beschleunigt, den Alten einfach weggestoßen und war mit verstärktem Tempo auf Steele zugesprungen.

Mit Entsetzen sah Tony, wie Steele gepackt wurde, als hätten ihn die Puffer einer Rangierlok erwischt, wie sich Steele bemühen musste, um nicht rückwärts zu stolpern. Denn dies wäre sein Ende gewesen und wie Steele dann scheppernd in die Wand einer Blechhütte einschlug. Der windschiefe Schuppen geriet ächzend ins Wanken, von dem schrägen Dach rieselten Staubfäden auf die beiden Männer.

Der Blondierte hatte Steele durch die schiere Wucht seines Anpralls zurückgedrängt. Steele sah Sterne, er wusste, dass er halbbetäubt war und nun für einige Sekunden eine Notsequenz zwischenschalten musste, um wieder klar im Kopf zu werden. Seiner Absicht stand der Instinkt des Blondierten gegenüber, der ihn zwang, so schnell und so brutal wie nur irgendmöglich zuzuschlagen, um die Sache zu erledigen. Denn das alte Krokodil im Rückgrat wusste genug von Schmerz, den es zu vermeiden galt und von Fähigkeiten, die man hatte oder eben auch nicht hatte. Eine Hand umklammerte Steeles Hals, drückte ihn wie der Gewalt einer hydraulischen Presse gegen die Hütte. Das Blech jammerte und quietschte, die Konstruktion geriet ins Wanken, bog sich zur anderen Seite, während der blondierte Hüne mit angeschwollenen Halsadern und einem Arm, am den die Muskeln die Haut sprengen wollte, sein Opfer wie ein Abbruchwerkzeug einsetzte, mit gefletschten Zähnen und kehligem Grollen stemmte und schob.

Steeles Augen quollen aus den Höhlen, er hörte das panische Trommeln des eigenen Herzens, spürte den würgenden Schmerz, spannte mit letzter Kraft seine Halsmuskeln, um zu verhindern, dass ihm die Kehle zerquetscht wurde.

Der Blondierte trat einen halben Schritt zurück, schwang den freien Arm und schlug zu. Die Hütte dröhnte, Steeles Umriss wurde in das gewellte Blech gestanzt. Der Anblick trieb den Zuschauern ein Stöhnen aus der Kehle.

Da fuhr der Kopf des Blondierten herum. Verwirrt glotzte er auf Tony Tanner, der einige Schritte entfernt bei dem Alten saß. Der Aborigine war durch den Remppler des Hünen offensichtlich ernsthaft verletzt worden. Er hielt sich stöhnend die Seite, Tony hatte ihn aufgehoben und soweit aufgerichtet, dass er sitzen konnte.

Nun brüllte dieser schwuchtelige Etepete-Komiker mit seinem hochnäsigen britischen Dialekt dem blondierten Oberaufseher etwas entgegen, das, übersetzt in Tony Tanners übliche Ausdrucksweise etwa *Sei begrüßt, du Anal-Ausgang* geheißen hätte. (Nun gut, nutzen wir an dieser Stelle wenigstens einmal die Vorteile einer realistischen Darstellungsweise und geben die Übersetzung: Hallo, Arschloch.)

Der Blondierte bekam für den Moment einen geradezu Mitleid erregenden verwirrten Eindruck. Er hatte etwas von einem Stier, der in der Arena zum ersten Mal den Kerl mit dem roten Tuch zu Gesicht bekommt. Es gab Anlass zum Zweifel. Dieser schwuchtelige Europäer konnte, er konnte effektiv einfach nicht, so etwas gesagt haben. So abgrundtief bescheuert konnte selbst ein Engländer nicht sein.

Aber dann fand eine, von leichtem Surrealismus überpuderte, Vorstellung statt, denn Tony Tanner begann, in betontem BBC-Englisch einige der exklusivsten Schimpfwörter, die unter den Männern kursierten, in Richtung auf den Blondierten zu schmettern und sich zugleich aufzurichten und breitbeinig hinzustellen. Dabei wurde seine Stimme immer lauter und er äußerte für je-

den der Umstehenden seine deutlichen Zweifel an der moralischen Integrität von Blondies Mutter, die er darüber hinaus zog, gegen Geld sexuelle Praktiken ungewöhnlicher Art mit Menschen beiderlei Geschlechtes sowie mit Säugetieren zu betreiben.

Obwohl Tony den Eindruck erweckte, diese Litanei noch unbeschränkt fortsetzen zu können, war er mit seinem Vorrat an Vokabular schon nach dem ersten Satz am Ende. Es reichte allerdings auch, denn der Blondierte ließ Steele los und wandte sich Tony zu.

Tony war nicht bei Meister Ki in die Schule gegangen, dennoch war er ein unbewusster Jünger des kleinen Japaners, hatte der doch gesagt: *Überleben ist der größte Sieg.*

Insofern befand sich Tony also völlig im Einklang mit den höchsten Prinzipien der Kampfkunst, als der Blondierte auf ihn zustürzte. Tony wartete bis zur letzten Tausendstelsekunde und machte dann einen Seitschritt. Ganz kam er nicht mehr aus dem Weg des Hünen, aber das entsprach seiner Absicht, denn sein Bein blieb stehen und darüber stolperte der Blondierte. Allerdings wurde Tony selbst umgerissen. Sein Knie schien aus dem Gelenk gesprungen zu sein, er hörte einen Schmerzensschrei und begriff erst beim Zuklappen des Mundes, dass es sein eigener gewesen war. Trotzdem richtete er sich auf, das eine Bein wie einen Stock steif haltend. Der Hüne war inzwischen mit vorgestreckten Armen zwei Schritte gewankt und dann in einer Staubwolke auf dem Boden gelandet. Als er sich aufrichten wollte, traf ihn der Tritt Tonys in den Allerwertesten und trieb seine Nase zurück in den Staub. Der Hüne brüllte vor Wut, wollte hoch und bekam den nächsten Tritt, der ihn noch einmal zurück auf den Boden trieb. Irgendwo in den roten Gewitterwolken seines blinden Zornes erkannte der Aufseher jetzt, dass er in Gefahr geriet, sich zur lächerlichen Figur zu machen. Tatsächlich, von den Zuschauern waren bereits glucksende Töne aufkommenden Lachens zu hören.

Diese Erkenntnis, diese größte aller Niederlagen, gab ihm un-

geahnte Schnelligkeit. Er drehte sich um die eigene Achse, kam auf dem Rücken zu liegen und rammte die Ellbogen in den stauigen Boden. Das reichte, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Sein Anblick war Furcht erregend. Überzogen von rötlichem Staub, durch den der Schweiß Linien zog, mit gefletschten Zähnen und aufgerissenen Augen, in denen jetzt der Irrsinn loderte, schaute er sich nach seinem Gegner um. Ein Griff und er würde diesen Trottel zermalmen.

Aber Tony Tanner war nicht mehr zu sehen. Er hatte es vorgezogen sich auf allen vieren zwischen die Beine der Umstehenden zu verziehen.

Langeweile kam dennoch nicht auf. Denn jetzt kam Steeles Stimme von der anderen Seite. Der Kopf des Hünen schwenkte. Dort stand das besiegte Opfer, schwankend, blutig, aber mit provozierender Furchtlosigkeit.

Steele klatschte eine Faust in die Fläche der Hand. »Was ist? Komm schon, zweite Runde!«

»Ich mach dich platt, ich mach dich platt«, rührte der Blondierte und setzte sich in Bewegung.

Hinter sich hörte er plötzlich eine Stimme laut schreien. Es war die Stimme Tony Tanners, aber seine Worte klangen nun so, als wäre er neben einer Känguruherde unter einem Eukalyptusbaum zur Welt gekommen.

»Der Tresor ist offen«, schrie Tony. »Die Lohngehälter sind weg.«

Damit erschien er in der Tür der Verwaltungshütte und zeigte unbestimmt in eine Richtung. »Da, dort läuft er, haltet ihn«, schrie Tony wieder.

Der Blondierte konnte die Szene nicht sehen. Sie interessierte ihn nicht einmal. Er spürte, wie sich seine Nackenmuskeln zusammenzogen, während er auf Steele zurannte. Er war nur noch ein menschliches Geschoss, abgefeuert von der eigenen Wut.

Er erwischte Steele, aber jetzt ließ sich Steele auf den Boden fal-

len und schleuderte den Hünen mit einem kräftigen Stoß von Armen und Beinen über sich hinweg.

Der Blondierte flog durch die Luft, krachte, Kopf unten, Beine oben, gegen die Hüttenwand und stürzte. Der Aufprall stauchte ihm den Nacken zusammen und betäubte ihn kurzzeitig. Er schlug um sich, verschwand in einer Wolke von Staub, in die ein letzter Sonnenstrahl ein gerade Linien zog, als wollte er die Kälte der Geometrie dem ungehemmten Treten und Schlagen des wutentbrannten Mannes entgegensetzen.

Brüllend kam der Blondierte wieder hoch. Auch Steele war inzwischen wieder auf den Beinen, eigentlich war er schon wieder auf den Beinen, als sich der Blondierte noch auf dem Luftweg befand. Aber er wartete ab und verzichtete auf einen weiteren Angriff.

Der Kampf hatte kaum noch Zeugen, denn inzwischen war zuerst eine Panik, dann eine Massenprügelei ausgebrochen, die Tony Tanner noch durch lautes Da ist er, haltet ihn anheizte. Die Männer johlten, brüllten und fluchten, sie hielten sich gegenseitig fest, schlugen aufeinander ein und lösten sich dann voneinander, um gemeinsam auf einen neuen Gegner einzudreschen, der im nächsten Moment wieder zum Verbündeten werden konnte.

Tony drängte sich durch die tobenden Männer, fand den alten Aborigine und zog ihn mit sich. Der Alte humpelte, Tony musste den Arm um seine Hüfte legen und ihn halb stützen und halb mitschleifen.

Aus den Augenwinkeln erlebte er die dritte Runde der *Begegnung blondierter selbsternannter Oberaufseher gegen Steele* mit. Der Blondierte schüttelte den Kopf und rieb sich den Nacken, dann sprang er auf Steele zu.

Steele vermochte noch zu reagieren, sprang zurück, bekam den Nacken des Hünen zu packen und riss dessen Kopf nach unten. Zugleich rammte er sein Knie hoch und Kopf und Knie trafen sich mit fürchterlichem Krachen. Dann riss Steele den Kopf des anderen noch einmal hoch, um ihn wieder nach unten zu be-

schleunigen, während das Knie noch einmal den Weg nach oben angetreten hatte.

Tony hörte nur das erneute Krachen, achtete aber nicht weiter darauf, weil dem zweiten das dritte Krachen folgte, sodass sich schon ein gewisser Gewöhnungseffekt einzustellen begann.

Wesentlich erstaunlicher war nun die Aborigine-Frau, die hinter der Kochhütte hervorlugte und ihm zuwinkte.

Tony wusste nicht, was das sollte, aber es schien eine gute Idee zu sein, sich erst einmal aus dem Getümmel zu verziehen. Er zog den stöhnenden Alten mit sich und fragte sich zugleich, wie es nun weitergehen sollte.

Neben der ersten erschien nun eine zweite Frau, sie riefen etwas und winkten, und als Tony bei ihnen war, schoben sie ihn hinter die Hütten.

Plötzlich waren drei, vier Frauen um ihn, schoben ihn vorwärts, schrien und zeigten. Nein, dorthin wollte Tony gar nicht, aber die Frauen zwangen ihn, trieben ihn zu einem Pickup, einem verrosteten Wrack, das hinter einer Mauer von Ölfässern stand. Eine Tür wurde aufgerissen, ohne das Tony etwas tun konnte, wurde ihm der Alte von der Seite gezogen und auf die Ladefläche gelegt. Zugleich hoben ihn die Frauen mit erstaunlicher Kraft auf den Fahrersitz, dabei schrien sie unvermindert, plapperten und zeigten.

Der Schlüssel steckte. Tony startete den Wagen und schob krachend den Gang ein. Jetzt klatschten die Frauen und lachten. Tony gab Gas, zerbeulte ein Ölfass und lenkte dann den Wagen zwischen den Hütten hindurch.

Steele erkannte die Situation schneller als Tony.

»Los weiter«, schrie er Tony zu, griff nach der Türkante und ließ sich von dem Schwung des vorbeifahrenden Wagens auf die Ladefläche reißen.

Tony spielte *Taxifahrer in Kairo*, stemmte eine Hand auf den Hupenknopf und schaltete mit der anderen in den nächsten Gang. Der Wagen ruckte, schüttelte sich und sprang dann mit

aufheulendem Motor vorwärts. Die Männer spritzten fluchend zur Seite.

Im zitternden Rückspiegel sah Tony noch eine hünenhafte Figur, unter deren blondiertem Haar nur eine rote Fläche war, die sich taumelnd aus dem Staub erhob.

Dann waren sie in der Steigung. Die Motorhaube wühlte sich in die weiche Erde, der Antrieb heulte.

Steele hämmerte wütend auf das Wagendach und schrie: »Untersetzung, verdammt«. Tony verstand gar nichts, zog aber instinktiv einen Hebel nach hinten und merkte das Rucken, das durch den Wagen lief. Eingehüllt in Staubfontänen fraß sich der Wagen die Böschung empor, sprang über die Kante und nahm den weiteren Weg unter die Räder.

Little überkam die erschreckende Vision, alle diese Bücher könnten von den Regalen stürzen, auf die drei Männer niederprasseln wie Steinbrocken in einer Gebirgsklamm und sie erschlagen. Dorkas alleine mit seiner nicht unbeträchtlichen Breite hatte schon Schwierigkeiten, sich durch die engen Gänge zu schieben. Jetzt, wo er mit Troiger zusammen ging und immer an den Regalen entlangschrammte, schienen die Bücherwände in leises Schwanken zu geraten. Little war froh, als sie den Raum verlassen hatten.

Aber der angrenzende Raum sah nicht besser aus. Die Wände waren hier ebenfalls mit Bücherregalen bedeckt, und auch hier war, mit Ausnahme der schmalen Gänge zwischen ihnen, jeder weitere Quadratzentimeter an Fläche von hohen, bis zur Decke reichenden und von Büchern überfüllten Regalen bedeckt.

Troiger zögerte, als sie diesen Raum betraten, wandte sich nach einiger Überlegung einem Gang zu, an dessen Ende sie auf einen Quergang stießen. Wieder musste Troiger überlegen, bevor er sich nach links wandte. Dort aber kamen sie an eine Sackgasse,

gingen ein Stück zurück, durch einen weiteren Gang. Schließlich lehnte sich Troiger erschöpft an ein Regal. Das Holz gab ein bedenkliches Knarren von sich.

»Ich muss mich erst einmal orientieren«, erklärte Troiger, nachdem er wieder zu Atem gekommen war. Dann zog er einen Band aus dem Regal und betrachtete den Titel.

»Abhandlungen der geophysikalischen Abteilung der Universität Reval von 1902«, las Troiger laut. Dann bat er Little und Dorkas, in entgegengesetzte Richtungen zu gehen und am Ende des Ganges jeweils ein Buch aus dem Regal zu ziehen.

»Recherches sur les Nomades d' Afrique du Nord sive Les Voyageurs du sable par Matthieu de Parchonne, Cargassogne, 1892«, entzifferte Dorkas mit einigen Schwierigkeiten.

»Spektakulum Mundi, Nachdruck, 1907, Danzig«, kam es von Little.

»Ja, danke!«. Troiger lehnte immer noch an dem Regal und rieb sich nachdenklich die Nase. Dann winkte er Dorkas zu sich heran.

»Schauen Sie doch bitte nach - kommen Sie hierhin, hierhin, ja richtig, noch ein Stück bitte, halt, jetzt einen Schritt zurück! - ob in dem Regal über Ihnen ein Buch von Hacquet steht?«

Dorkas machte sich auf die Suche. Außer seinem Schnaufen war kein Ton zu hören. Sie waren hier abgeschnitten von der Welt, in einer Festung, deren Mauern von Büchern, Gedanken und Hypothesen gebildet wurden.

»Belsazar Hacquet, Physikalisch-politische Reise aus den dinarischen Alpen durch die julischen, carnischen, rhätischen in die norischen Alpen, Leipzig 1785, Verlag von Friedrich Adam Böhme«, las Dorkas in triumphierendem Ton den Titel des Buches. »1785 - das ist ja ein wahrer Schatz«, fügte er dann hinzu und versuchte, dem Buch seinen Platz in dem Stapel wieder zurückzugeben.

»Sehr schön«, antwortete Troiger. »Jetzt weiß ich wieder, wo ich bin. Wir müssen zurück und bei den Beschreibungen tibeta-

nischer Klostergebäude einbiegen, bis wir zu den polynesischen Seekarten kommen, dann geht es nach rechts zu den Zugwegen der Vandalen und dann sollten wir schon an der Tür sein.«

Obwohl weder Dorkas noch Little der Wegbeschreibung viel abgewinnen konnten, machten sie sich auf und fanden tatsächlich an der bezeichneten Stelle eine Tür, die den Durchgang zu einer schmalen eisernen Wendeltreppe öffnete.

Hier musste Troiger ohne Unterstützung die Stufen hochsteigen. Er tat es tapfer, aber mit wachsenden Schwierigkeiten und immer längeren Pausen. Die Treppe war früher den Dienstboten vorgehalten gewesen, wie Troiger erklärte. Er fügte eine etwas weitschweifige Erklärung über den Aufbau des Hauses an, der Dorkas begeistert lauschte, während Little, der nur Bruchstücke verstand, sehr wohl merkte, dass Troiger auf diese elegante Art die Notwendigkeit einer weiteren Ruhepause in diesem wenig einladenden, kalten zugigen Schacht, der an einen tiefen Brunnen erinnerte, überspielen wollte.

Endlich erreichten sie die obere Tür und fanden die Einrichtung ebenso labyrinthartig wie in der unteren Etage. Nur die Räume waren nicht ganz so hoch. Troiger und Dorkas fanden zusammen wie ein altes Ehepaar und schoben sich aufs Neue durch die Gänge.

Zu Littles Erstaunen trafen sie nun aber auf einen kleinen freien Platz zwischen den Regalen, der an ein vergessenes Baugrundstück zwischen Hochhäusern erinnerte.

Ein Hocker lag auf dem Boden, daneben erhob sich ein Gegenstand, dessen Formen durch Tücher verdeckt war.

»Wenn Sie bitte ...«

Troiger hatte noch nicht ausgesprochen, da bückte sich Dorkas schon und rückte den Hocker zurecht. Troiger nahm umständlich Platz und streckte mit schmerzverzerrtem Gesicht das Bein mit dem verbundenen Fuß aus. Er brauchte einige Minuten, um sich zu sammeln, saß reglos mit hängenden Schultern, als müsste er über seinen Schmerz meditieren.

Dann zog er ein Tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ist es nicht erstaunlich«, sagte Troiger und deutete auf den Verband, »dass die Zeit manchmal nichts zu bedeuten hat? Schmerz scheint das Einzige zu sein, was an einem Menschen jung bleibt. Oder wenn nicht jung, dann zumindest unverändert. Wir verlieren die Liebe, wir verlieren die Leidenschaft, die Neugier, die Abenteuerlust, der Körper verfällt, aber der Schmerz ist immer noch kräftig und jung. Ich habe viel darüber nachgedacht, allerdings ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Aber es scheint mir, dass der Schmerz so eine Art Äquivalent der Brennnessel im Garten ist. Sie verstehen? Widerwärtig, nutzlos, aber von titanischer Kraft.«

Dorkas zuckte beim Wort *Titanen* ein wenig zusammen.

»Nicht nutzlos«, erwiderte er dann, »Die Brennnessel, meine ich. In Schottland machte man Flachs für Kleidung aus ihr, man kann Salat daraus machen und ich glaube, man macht aus ihr einen Tee, der den Körper reinigen soll.«

»Sehen Sie, das waren auch meine Gedanken. Wenn dieses ganze bombastische Chaos namens Universum einen Sinn und Zweck haben soll, dann muss die Brennnessel und der Schmerz auch einen Sinn haben. Ich habe mir auch gedacht, welches Privileg der Schmerz sein kann. Stellen Sie sich vor, die alten Asketen oder auch die seltsamen Heiligen von Opus Dei oder die schiitischen Gläubigen oder auch die katholischen Priester - sie alle geißeln sich zu Zeiten, fügen sich Schmerz zu. Weil sie keinen eigenen Schmerz haben, diese bedauernswerten Kreaturen«, sagte Troiger und wieder war sein Sarkasmus kaum zu überhören. Dann richtete er sich ein wenig auf: »Wenn Sie bitte die Freundlichkeit hätten, den Lichtschalter zu betätigen, der dort an der Tür ist?«

Nachdem Dorkas in der dunklen Ecke getastet und endlich den Schalter gefunden hatte, leuchteten zwei Strahler auf.

»Die Inszenierung ist ein wenig theatralisch, wie mir nun auf-

fällt«, erklärte Troiger entschuldigend. »Aber ich brauchte das Licht für meine Arbeit. So, nun könnten Sie das Tuch wegziehen, aber vorsichtig.«

Troiger wies mit einer schwachen Handbewegung auf einen verhüllten Gegenstand, etwa einen Meter siebzig hoch und offenbar kugelförmig wie ein antiker Zimmerglobus. An verschiedenen Stellen stachen Auswüchse nach allen Seiten weg.

Dorkas bibberte vor Neugier. Er griff begierig, aber vorsichtig nach dem Tuch. Als er es in der erhobenen Hand hatte, erstarrte er voller Verwunderung und betrachtete das seltsame Ding, das er soeben selbst dem Lichtschein ausgesetzt hatte.

Tatsächlich handelte es sich wohl ursprünglich um einen alten Globus. Troiger hatte diesen aber nur als Träger oder als Modell seiner Maschine benutzt, und je mehr er daran umgebaut hatte, desto mehr war auch von der eigentlichen Struktur mit einer gerundeten und bemalten Oberfläche verschwunden. Der ganze Körper des Gerätes wirkte skelettiert, an den verschiedensten Stellen waren mechanische Vorrichtungen aus goldenem Messing oder weißlichem Stahl eingearbeitet, die mit schimmernden Drähten verbunden waren. Wo früher die Ozeane gewesen waren, gab es deutlich weniger Installationen, aber aus den Kontinenten ragten Stäbe, in Scharnieren abwinkelbar oder ineinandergeschoben und ausziehbar, hervor, ein Gewirr von blinkenden Zugseilen und Schiebestangen verband sie, an seltenen Stellen waren Messingtuben mit kleinen, geschliffenen Linsen angebracht. Troiger hatte sich mühsam niedergebeugt und einen Schalter bedient. Einige Lämpchen waren knisternd angesprungen, und wie aus winzigen Projektoren geschleudert begannen Lichtstrahlen, an den zitternden Drähten entlangzulaufen. Wenn Troiger nun einen der Hebel bediente, schwangen, wie durch ein mechanisches Weichensystem gesteuert, kleine Spiegel um, und das Licht suchte sich einen anderen Weg, oberhalb der noch zu erahnenden Erdoberfläche, aber auch darunter, sogar quer durch den ganzen Globus. An bestimmten Stellen liefen sehr viele Sei-

le, Fäden und Gestänge zusammen und bildete Knoten, und im Gesamteindruck war der ganze Globus von diesem Netz überspannt. Nur wer genauer hinsah, erkannte, dass dieses Netzwerk unharmonisch und unvollständig war, dass es Enden aufwies, die im Nichts verliefen und Drähte, die provisorisch an Klemmleisten versammelt waren, ohne zu einer Bestimmung zu führen.

Dorkas bemerkte nun, dass an einem hölzernen Ausleger auch noch ein blasser Messingmond befestigt war, zu dem ebenfalls einige Goldfäden führten, die offenbar geeignet waren, die Mondbewegungen mitzunehmen und weitere Weichen und Gelenkarme im Globus zu verstellen.

Troiger bewegte nach und nach einige seiner Stellhebel, Licht umwanderte den seltsamen Globus auf immer neuen Pfaden, und Winkel und Hebel verstellten sich, hoben netzartige Strukturen aus spinnenwebförmigen Betten und ließ sie wieder darin zurücksinken. Ab und zu murmelte Troiger einige Erklärungen, die ihm in den Sinn kamen, während er Drahtfäden glatt strich, so sagte er zum Beispiel »der Ural« und an einer anderen Stelle »japanischer Graben«. Seine Finger fuhren über angestaubte Plättchen, in welche die Namen von Orten, Flüssen, Bergen und Seen eingraviert waren. Schließlich trat er einen Schritt nach hinten und schien damit auch in die Wirklichkeit zurückzukommen, wo ein neugieriger Dorkas auf ihn wartete.

»Wie lange haben Sie daran gearbeitet?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, antwortete Troiger. Das Aufsehen, das sein Werk bei den beiden Gästen erregt hatte, war ihm sichtlich peinlich, und dennoch bekamen seine blassen Wangen eine frische rosige Farbe, denn er freute sich ebenso offensichtlich über diese Reaktion. »Ich habe damit vor vielleicht fünfzig Jahren angefangen. Vor ein paar Jahren habe ich dann aufgehört. Ich hatte Schwierigkeiten, von unten hierhin zu kommen. Außerdem fragte ich mich, wozu ich das alles mache. Ich habe nie damit gerechnet, dass irgendein Mensch dieses Ding jemals zu Gesicht be-

kommt.«

»Dieses Ding enthält vermutlich mehr an Kenntnissen, als die gesamte Gemeinschaft sie zurzeit hat.« Dorkas umrundete den Gegenstand bewundernd, bückte sich, ging ächzend in die Knie und arbeitete sich schnaufend wieder in die Senkrechte. Er wirkte wie ein enthusiastischer Museumsbesucher vor einem besonders exklusiven Exponat.

»Wie kommen Sie zu diesen Schlussfolgerungen?«, wollte er nach einer Weile wissen.

»Einiges ist aus der Literatur ziemlich eindeutig herauszulesen. Hier - dieser Knoten - das dürfte in Gizeh sein. Aus den Tempeltexten und den Totenbüchern geht eindeutig hervor, dass sich hier ein Knoten, vielmehr ein Hyleg verbergen muss, den die alte Priesterschaft der Ägypter mit den Pyramidenbauten ausgleichen wollte - er ist in Ihrem - Modell?«

»Gut!«, sagte Troiger. »Es ist ein Modell. Mehr ist es nicht.«

Dorkas ließ sich in seinem Eifer nicht bremsen.

»Andere Dinge beruhen nur auf Schlussfolgerungen, aber sie scheinen trotzdem ziemlich gesichert zu sein. Dieser Hyleg in der Gegend von Khartum. Ich habe mich früher einmal gefragt, ob er etwas mit dem Mahdi-Aufstand zu tun haben könnte. Schließlich war dies das erste Beispiel für islamischen Fundamentalismus in der Neuzeit. Aber ich glaube jetzt eher, dass wir in Europa uns lieber an die eigene Nase fassen sollten, anstatt diese doch etwas unappetitliche Art von Seelendurchleuchtung bei anderen Völkern zu betreiben.«

»Leider habe ich nicht mehr den kompletten Plan im Kopf«, grübelte Dorkas. »Aber ich glaube, dass es trotz allem einige fundamentale Unterschiede gibt, zwischen Ihrem Modell und der Karte, die Conte di Saloviva und ich erstellt haben.«

»Ich behaupte nicht, dass ich mich nicht täusche. Wenn die Tatsachen, die Sie oder besser der hochverehrte Conte di Saloviva in seinem Brief offenlegte, wirklich Tatsachen sind, dann wünschte ich, ich würde mich sehr täuschen.«

Dorkas nickte versonnen und schritt weiter schweigend um den Gegenstand seiner Bewunderung.

Nachdem Troiger lange zugesehen hatte, wie sich Dorkas leise murmelnd mit seinem Werk vertraut machte, fühlte er sich zu einer Erklärung genötigt. Seine Stimme klang so brüchig, dass Little erschrak. Er erkannte, dass sich Troiger über Gebühr angestrengt hatte und sich nun allein durch Willenskraft aufrecht erhielt. Bei nächster Gelegenheit, dies nahm er sich fest vor, würde er Dorkas zum Gehen bewegen. Morgen war auch noch ein Tag, an dem ein dann hoffentlich frischerer Troiger sie empfangen konnte. Little blickte zu Dorkas hinüber, sah aber nur das vor Eifer fiebrige, gerötete, runde Gesicht des Wissenschaftlers, der so völlig bei der Sache war, dass ihn nicht einmal ein Erdbeben von seiner Tätigkeit abbringen würde.

»Es ist so«, mühte sich Troiger um eine verständliche Erklärung, »dass ich gewisse Berechnungsgrundlagen gefunden habe, die sich sozusagen experimentell als brauchbar herausgestellt haben. Trotzdem stieß ich immer wieder an Punkte, wo sich die Formeln als falsch herausstellten. Oder vielleicht ist falsch das falsche Wort. Nennen wir es unvollständig. Außerdem ...«

Troiger beendete diesen Satz nicht. Er hoffte, dass seine Gäste dieses leise Herausstehlen aus dem Sinn eines Satzes nicht bemerken würden, aber Dorkas war sofort da, wie ein Hund, der eine Fährte wittert.

»Wie bitte? Ich habe nicht ganz verstanden.«

»Ich hatte den Satz nicht beendet«, antwortete Troiger. »Ich glaube - Verzeihen Sie, ich bin plötzlich sehr müde, anstrengend so ein Besuch - ich glaube, dass es eine andere Logik gibt, die dahinter steht. Nichts, was wir mit unseren logischen Gesetzen fassen können.«

»Ohne Zweifel«, nickte Dorkas. »Die Methode, die der Conte nutzt, ist auch nicht logisch. Sie ist eher ... esoterisch. Und es gibt einen Maler, Gainsworth, der ... wie soll ich sagen? ... künstle-

risch-unbewusst-intuitiv vorgegangen ist. Trotzdem, Ihr Plan, Ihr Modell übertrifft alles. Haben Sie vielleicht Hilfsmittel, die Sie uns noch zeigen könnten?«

Troiger nickte. »Morgen«, versprach er. »Jetzt helfen Sie mir bitte nach unten. Ich bin zu erschöpft.«

Als Dorkas und Little draußen auf der Straße standen, war es schon dunkel. Seite an Seite gingen sie zum nächsten Taxistand.

»Haben Sie es auch gesehen?«, fragte Dorkas düster.

»Was?«

»Troiger hat in seinem Globus einen Hyleg eingetragen. Hübsch in der Mitte von Zentralaustralien.«

»Diese Schrottkarre besitzt einen zweiten Tank«, erklärte Steele befriedigt, nachdem er sich im Licht einer Taschenlampe das Fahrgestell des Pick-up angeschaut hatte. Er fand den kleinen Hahn und legte ihn auf die andere Seite. Nach der Größe des Tanks zu urteilen und dem Klang, wenn man mit dem Knöchel die Füllhöhe prüfte, enthielt er Treibstoff für mehrere Hundert Kilometer. Dazu kamen weitere Kanister, die in Halterungen an der Fahrerhausrückwand steckten.

Steele warf sich auf den Fahrersitz und ließ den Anlasser orgeln, bis der Motor wieder Benzin angesogen hatte und zündete. Vorsichtig fuhr Steele an.

»Treibstoff, Wasser und Nudeln - da wollte uns einer so richtig was Gutes tun«, kommentierte Steele zu Tony Tanner gewandt.

Tony kauerte auf dem Beifahrersitz. Er war müde und erschöpft und langsam wurde ihm sogar kühl. Er hatte, ebenso wie Steele, sein Hemd ausgezogen, um daraus für den alten Aborigine ein Kissen zu improvisieren. Der Alte lag hinten auf der Ladefläche, starrte in die Luft und rührte sich nicht. Er schien keine äußeren Verletzungen zu haben. Nachdem Steele ihn eingehend untersucht hatte, war er überzeugt, dass es auch keine inneren Verletzungen gab. Aber so genau konnte er es nicht feststellen, er war weder Mediziner, noch standen ihm die notwendigen Ge-

räte zur Verfügung. Steeles Diagnose *Schockzustand* erschien Tony allerdings sehr einleuchtend. Der Alte lag reglos, reagierte kaum und zeigte nur durch seinen flachen Atem, dass er noch lebendig war.

»Und nun?«, fragte Tony und stellte damit die Frage, die auch Steele schon seit Stunden beschäftigte.

Nach ihrer Flucht aus dem Lager war zuerst Tony wie ein Teufel durch das unwegsame Land gerast und hatte dann aufatmend Steele das Lenkrad überlassen. Der war weitere Stunden durch die Dunkelheit gefahren, und immer hatten sie damit gerechnet, dass hinter ihnen die Scheinwerfer verfolgender Wagen auftauchen würden oder dass in der Nähe das bekannte Hämmern eines Hubschraubers ertönte.

Nichts dergleichen geschah. Sie waren aus der namenlosen Ansiedlung verschwunden und keiner kümmerte sich darum. Mit dieser Erkenntnis stellte sich in der Tat die Frage, was sie jetzt tun sollten.

Steele warf seinen Zeigefinger schwungvoll in Richtung der Kühlerhaube.

»Da lang. Bei der nächsten Gelegenheit machen wir eine Rast. Wir brauchen beide Schlaf. Morgen schauen wir, was wir für den alten Mann tun können und dann werden wir auch sehen, wo es hingeht.«

So ganz vermochte Steele seinen optimistischen Worten selbst nicht zu glauben. Ihre Situation war besser als die von Raumfahrern, die auf dem Mars gestrandet sind, aber nur insofern, als es keine Probleme mit dem Luftvorrat gab. Ansonsten gab es vier Möglichkeiten, das Falsche zu tun, und sie lauteten Norden, Süden, Osten und Westen.

Als der Wagen eine sanfte Böschung hinabrollte und sich im Licht der Scheinwerfer eine mit Gestrüpp bewachsene Mulde öffnete, stellte Steele den Motor ab.

Sie sammelten Holz, machten ein kleines Feuer und flößten

dem alten Mann etwas Wasser ein. Dann entschieden sie, dass es keinen Sinn machte, sich etwas zu kochen. Also zerschlug Steele das brennende Holz, verteilte die Stücke, schaufelte eine Schicht Sand darüber, prüfte die Wärme und nickte befriedigt. In der Nacht brauchten sie nicht zu frieren und waren trotzdem nicht auf ein auffälliges Lagerfeuer angewiesen.

»Es ist schon etwas kurios«, sagte Tony. »Tagsüber schwitzt man sich tot und in der Nacht bibbert man.«

»Das nennt man die Welt, wie sie ist«, antwortete Steele.

Tony hörte die Stimme schon wie von Ferne. Er wunderte sich darüber, dass er jetzt neben Steele schlafen sollte und im nächsten Moment wunderte er sich nicht mehr, sondern tat es.

In der halben Bewusstlosigkeit des Aufwachens glaubte er, einen fernen Gesang zu hören. Tony öffnete die Augen und erkannte vor sich Sandkörner. Die Dämmerung hatte eingesetzt und hob mit ihrer Graufärbung die Umgebung langsam aus der Nacht.

Als Tony sich aufsetzte, bemerkte er, dass Steele nicht mehr an seinem Platz lag. Er blickte sich um und erkannte seinen Begleiter als helle Fläche vor der schwarzen Masse des Buschwerks. Jetzt fiel Tony auf, dass der Gesang immer noch in seinen Ohren erklang. Schritte knirschten, als Steele herankam und sich neben Tony niederließ.

»Der Alte singt schon seit mindestens einer Stunde.«

»Wo ist er?«

Steele deutete mit einem Kopfnicken den Weg an.

»Hinter dem Kamm. Er schaut in Richtung Osten. Scheint auf die Sonne zu warten.«

Fröstelnd rieb sich Tony die von Feuchtigkeit und Sand panierte Haut.

»Kann ich verstehen. Ein bisschen Sonne könnte jetzt nicht schaden.«

»Ja, für etwa eine Stunde zum Aufwärmen«, grinste Steele. Er stand auf.

»Ich werde mir unseren Passagier mal aus der Ferne betrachten.«

Auch Tony streckte die Glieder und stapfte hinter Steele her. Gemeinsam schauten sie in die Richtung, aus der der gleichförmige Gesang heranwehte.

Im Osten änderte sich das stumpfe Grau des Himmels. Am Horizont schob sich ein heller Punkt, wie eine neue Gewissheit, in die mürrische Dämmerung. Jetzt wurden auch die Umriss des alten Mannes sichtbar, der reglos saß, den Kopf leicht erhoben und in die aufgehende Sonne hineinsang.

Tony musste schon bald die Augen vor der Helligkeit zusammenkniffen. Es dauerte nur wenige Minuten, dann zog sich die nächtliche Dunkelheit in die Senken und Mulden der Landschaft zurück und nach einigen weiteren Minuten spürte Tony zum ersten Mal an diesem Tag die Sonnenstrahlen wie ein Gewicht auf der Haut. Es war wie ein erster Schlag, als wollte diese Sonne sagen: Täusche dich nur nicht, ich bin nicht gekommen, um dir etwas Gutes zu tun!

Inzwischen hatte Steele schon ein neues Feuer entzündet, einen Topf aufgetrieben und kochte ein Frühstück.

»Oh, zur Abwechslung Nudeln«, fragte Tony.

»Ja, und zwar Nudeln pur. Wir könnten natürlich als Gewürz etwas Asche darüber streuen. Oder vielleicht finden sich irgendwo Maden, für den Eiweißbedarf.«

»Wer hat eigentlich behauptet, dass die amerikanischen Fast-Food-Ketten die Welt überschwemmen würden?«, stellte Tony angesichts der Pampe im Topf resignierend fest. »Ich jedenfalls habe hier noch kein McDonalds-Filiale gesehen. Bedauerlicherweise, wie ich mit gewissem Erstaunen über mich selbst feststellen muss.«

Erst als der alte Mann hinter ihnen stand, wurde ihnen bewusst, dass der Gesang schon seit Längerem aufgehört hatte.

Obwohl das Feuer ein leises Knistern von sich gab, ärgerte sich

Steele, dass er die herankommenden Schritte nicht gehört hatte. Der alte Mann musste sich mit völliger Lautlosigkeit genähert haben. Er setzte sich grußlos zu den beiden, nahm einen Teller in Empfang und verzehrte in völliger Selbstverständlichkeit seine Nudelration.

Danach blieb er einfach sitzen, als wäre er ein Stück vom Inventar und schaute vor sich auf den Boden.

Tony zuckte nach einer Weile die Achseln und ging mit den Tellern ein Stück weiter, um sie mit Sand zu säubern.

Er hörte die Stimme Steeles, die sagte: »Na, Kumpel, was sollte die Vorstellung von gestern eigentlich sein?«

Darauf antwortete eine andere tiefe Stimme: »Ich musste den Weg gehen.«

Tony ließ die Teller fallen und fuhr hoch. Steele schaute ihn an. Er machte sich gar keine Mühe zu verbergen, wie verdattert er war. Also sammelte Tony schnell die Teller wieder ein und lief zum Lagerfeuer.

»Welchen Weg?«, fragte er.

Der alte Mann drehte langsam den Kopf und schaute Tony prüfend an. Tony versuchte locker zu bleiben, aber die Augen des Alten tasteten zu lange und zu ausführlich über sein Gesicht, sodass er spürte, wie er unter diesem Blick rot anlief. Dann nickte der alte Mann, als müsste er sich selbst einer Zustimmung vergewissern.

»Der alte Weg«, sagte er dann einfach.

Steele legte den Kopf in den Nacken und blies die Backen auf.

»Mein untrüglicher Instinkt sagt mir, dass wir an der richtigen Stelle sind.«

»Ihr seid an der falschen Stelle«, erwiderte der Alte.

»Warum?«

»Weil hier alles falsch ist!«

Unterdessen versuchte Tony verbissen alles, was er über australische Ureinwohner und ihre Mythologie wusste, aus seinem Gedächtnis zu kramen. Dem Begriff *Traumpfade* war er schon oft

begegnet - allerdings eher in Büchern von Bruce Chatwin. Aber es war im Grunde auch egal, was er wusste. Der alte Mann vor ihm hatte von den alten Wegen gesprochen und Tony brauchte sich keine besondere Mühe zu geben, um die Verbindungen zu dem zu ziehen, was er und Steele suchten.

Obwohl er die wachsende Erregung eines Forschers verspürte, ließ sich Tony Tanner nicht davon abhalten, zuerst den Pflichten des kultivierten Herrn nachzukommen und sich vorzustellen.

»Mein Name ist Koala«, antwortete darauf der alte Mann. »Ich bin Häuptling der Landili, aber das tut nichts zur Sache, weil es diesen Stamm nicht mehr gibt.«

»Aber den Häuptling gibt es also noch?«, bohrte Steele nach.

»Ja, mich gibt es noch. Denn ich heiße nicht nur Koala. Ich bin auch Koala. Koala bedeutet *Derjenige, der nichts trinkt*. Ich bekam den Namen nach der Missionsschule. Früher lautete mein Name anders. Es war der Name meiner Kindheit. Dann musste ich auf die Missionsschule und bekam einen neuen Namen. Denjenigen eines Heiligen. Ich mochte den Namen nicht. Nachdem ich gelesen hatte, dass dieser Heilige ein Inquisitor war, der ermordet wurde, mochte ich ihn noch weniger. Ich mochte gar nichts. Ich musste Kleidung tragen, die kratzte und mich störte. Ich musste still sitzen und Dinge lernen, die mich nicht interessierten. Aber ich schickte mich in die Umstände, lernte die Sprache der Weißen, tat, was die Weißen wollten. Sie waren zufrieden mit mir. Sie wollten mich auf eine andere Schule senden. Aber in der Nacht vor der Abreise floh ich und ging zurück zu meinen Leuten. Die Polizei suchte mich, aber ich zog mit meinem Vater und mit meinen Onkeln durch das Land, wo sie mich niemals finden konnten. Mein Vater nannte mich Koala, weil ich nichts von den Weißen angenommen hatte. Ich hatte mich geweigert, etwas von ihnen zu nehmen, genauso wie sich ein Koala weigert, etwas zu trinken. So war das.«

»Schön, Häuptling Koala«, sagte Steele trocken. »Und weil du nichts von den Weißen annimmst, stiefelst du mitten in ein La-

ger voller verschwitzter Kerle, die nichts lieber tun, als Abos zu klatschen.«

»Ich musste den alten Weg gehen.«

»Was für ein alter Weg, verdammt«, fragte Steele verärgert. »Warum konntest du nicht um dieses stinkende Lager herumgehen? Das wären hundert Meter gewesen und keiner von diesen Vögeln hätte dich auch nur bemerkt!«

»Weil der alte Weg durch das stinkende Blechdorf führt«, beharrte Häuptling Koala ruhig.

»Es ergibt einen Sinn«, mischte sich Tony Tanner ein, der um die Harmonie der Morgenstunde fürchtete. »Wenn es die Art von Weg ist, wie ich es vermute, würde es in das Schema passen, dass genau dorthin so ein bewohnbarer Schrottplatz gesetzt wird.«

»Schema ...«, schnaubte Steele. Dann beruhigte er sich und hob die Hände, als wollte er dem Häuptling zeigen, dass er keine Waffen bei sich hatte. »Gut, beginnen wir von vorn. Es man sein, Häuptling Koala, dass wir von derselben Sache reden. Aber zuerst müssen wir einige Begriffe klären. Du sprichst unsere Sprache. Das ist gut, denn wir beherrschen die deine nicht. Also erkläre uns in unserer Sprache, was die alten Wege sind.«

»Die alten Wege sind die Fesseln, die die grünen Ameisen binden.«

Die schönen Theorien über Traumpfade und Energieströme, die sich Tony schon zurechtgelegt hatte, platzten wie eine Seifenblase.

»Wir müssen die alten Wege gehen«, erläuterte Koala. »Wir müssen sie gehen und dabei singen, damit die Wege erhalten bleiben. Wir sind die Hüter der Wege. Wisst Ihr, wie dieses Land heißt? Es heißt *Wo die Erde blutet*. Es ist kein gutes Land. Kein Land für Jäger, kein Land für die Frauen, um Samen und Wurzeln zu sammeln.«

»Jemand in Sydney sagte uns, es wäre heiliges Land. Land, wohin die Eingeborenen gehen, um Träume zu haben«, sagte Tony

verschüchtert.

Die Reaktion des Häuptlings war ungefähr so, wie Tony sie erwartet hatte. Er presste wütend die Lippen zusammen und blies den Atem aus der Nase, dass sich deren Flügel blähten.

»Die Weißen verstehen gar nichts. Sie kommen zu uns, halten uns ein Mikrofon unter die Nase, lassen uns erzählen und schreiben Bücher darüber. Aber sie verstehen gar nichts. Sie kennen die Worte nicht, die Klänge nicht, die Tänze nicht, die Lieder nicht, die Malereien nicht. Sie walzen mit ihren stinkenden Autos durch die Gegend und sind nicht in der Lage eine Eidechsenspur von einer Krokodilfährte zu unterscheiden. Seit ich die verständnisvollen Weißen kenne, weiß ich erst die Missionare zu schätzen. Die frommen Männer prügeln einen durch, schrien einen an, sagten uns, dass wir Vater und Mutter ehren sollen, aber nicht den Vater und die Mutter, der noch auf die alte Art leben will, denn das ist sündhaft. Die Missionare machten es uns leicht, wir selbst zu bleiben. Aber die verständnisvollen Weißen! Sie kommen gebückt und sind voller Verständnis und wollen uns helfen. Wir Abos haben Bürgerrechte! Ist es nicht wundervoll - in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach weißer Zählung hat man die Abos als vollwertige Menschen anerkannt. Aber soll ich euch was sagen? Es sind die verdammten Bürgerrechte der Weißen. Es ist dasselbe, als würden sich grüne Männchen in fliegenden Untertassen auf der Erde breitmachen, die Menschen zweihundert Jahre zugrunde richten und dem kläglichen Rest dann sagen, ab jetzt seid ihr Ehrengrünemännchen. Ich pfeife auf die Bürgerrechte. Ich will sie nicht. Koala nimmt die Bürgerrechte der Weißen nicht an. Die Weißen haben sich auch entschuldigt, wisst ihr das? 1998 hat sich die australische Bevölkerung bei den Abos entschuldigt. Es hat ihnen sicher Spaß gemacht. Aber uns? Wir sind die Leiche, über die der Mörder heult und sagt *Tut mir so leid, dass ich dich abgemurkst habe.*«

»Fein, wenn ich mal fünf Minuten Zeit auf dem Scheißhaus habe, werde ich mich in Betroffenheit üben«, knurrte Steele. Er

hatte zu oft in zu vielen Bars zu vielen Versager zugehört, wie sie ihr jämmerlich gescheitertes Leben mit dem Hinweis auf die bösen Anderen schönredeten. Seine Abneigung war um so größer, weil er wusste, dass er selbst vielleicht weniger weit davon entfernt war, selbst so ein haltloser Säufer zu werden, als es ihm lieb war. »Trotzdem wüsste ich jetzt gerne, was es mit diesem Traumland auf sich hat.«

Zu Tonys Erstaunen reagierte Häuptling Koala auf Steeles rüde Art keineswegs gekränkt. Er grinste Steele vielmehr an und kniff Tony schnell ein Auge, als wollte er sagen, dieser Typ hat die falsche Hautfarbe, aber er benimmt sich richtig.

»Es sind böse Träume, die aus der Erde steigen«, antwortete Koala ungerührt. »Sie sind Gift. Wie der Dunst eines Sumpfes, der Fieber bringt. Diejenigen, die dorthin gehen, um die bösen Träume zu träumen, nehmen sie in sich auf. Nur starke und weise Männer und Frauen können dieses Werk tun. Ich sah welche unter ihnen, die kurz darauf starben. Andere zogen in die Städte der Weißen und gingen unter. Andere verloren den Verstand und ihre Augen wurden schwarz wie polierter Stein und sie redeten in Sprachen, die keiner kennt. Sie mussten gefüttert werden wie die Säuglinge und in der Nacht kreischten sie vor Angst.«

»Na gut und warum kauft ihr euch nicht einfach eine Tüte schwarzer Afghane und zieht sie euch rein, wenn ihr scharf auf einen Horrortrip seid? Warum dieser Aufwand?«, fragte Steele.

»Weil es sein muss. Weil die Erde sonst nicht mehr bestehen kann. Weil die Weisen es tun müssen.«

»Wenn sie Weise sind, sollten sie es vielleicht besser sein lassen!«

»Ist ein Mensch weise, der aufhört zu atmen?«

»Wir suchen etwas«, mischte sich jetzt Tony wieder ein.

»Was sucht ihr?«

»Wir suchen einen Ort, der ... einen Ort, wo das Böse wohnt.«

»Dann geht nach Sydney oder nach Melbourne. Ich war auch

schon einmal in New York. Ich weiß, auch dort wohnt das Böse.«

Damit erhob sich Häuptling Koala, ging zum Wagen und kletterte auf die Ladefläche.

»Kommt«, rief er, »wir müssen los. Zu dem Ort, wo das Böse wohnt.«

Steele schlenderte achselzuckend zum Wagen und auch Tony setzte sich wieder auf den durchgescheuerten Beifahrersitz.

Nach einigen Minuten hämmerte Häuptling Koala wütend auf das Wagendach und forderte eine Richtungsänderung.

»Wenn ich da lang fahre, zerschlage ich mir nur das Differenzial an den Steinen«, antwortete Steele.

Mit einem verächtlichen Zischen sprang der alte Mann von der Ladefläche und ging vor dem Wagen her.

»Hier ist der alte Weg«, rief er.

Steele schob den Ellbogen aus dem Seitenfenster und lehnte sich halb nach draußen.

»Das ist schön, dass hier der alte Weg ist. Aber falls wir irgendeine Chance haben wollen, mit dem Wagen weiterzukommen, dann werde ich jetzt durch die Senke fahren.«

»Dann fahrt doch, fahrt!«, Koala wedelte mit dem Arm. »Es reicht, wenn ich den alten Weg gehe.«

Er schritt weiter, ohne den Wagen zu beachten. Steele lenkte durch die Senke, hatte Probleme, weil der Untergrund zu weich war, brachte den Wagen aber doch weiter und hielt an einer ebenen Stelle auf festem Sand. Im Rückspiegel sahen sie die winzige Gestalt des Häuptlings Koala, der bedächtig in Schlangenlinien einem unsichtbaren Pfad folgte.

»Bin ich der Einzige, der den Typen für einen Arsch hält?«, fragte Steele unvermittelt.

Tony zögerte mit der Antwort. Zwar hatte Steele exakt das formuliert, was ihn selbst schon als Verdacht beschlichen und sich fast zur Gewissheit kondensiert hatte. Was ihn zögern ließ, war dennoch mehr als Höflichkeit. Er zweifelte einfach an seiner ei-

genen Wahrnehmung.

»Er macht sich jedenfalls keine Mühe, sympathisch zu erscheinen«, lautete daher Tonys ebenso ausweichende wie zutreffende Antwort.

Sie warteten, bis Koala den Wagen erreicht hatte. Inzwischen war die Sonne höher gestiegen und das Führerhaus ähnelte einem Grillofen.

Der Häuptling schwang sich auf die Ladefläche und wies auf einen kleinen Hügel in der Ferne.

»Dorthin!«

»Dann woll'n wir mal«, murmelte Steele, ergeben wie ein Taxifahrer, der eine ungeliebte Fuhre zu erledigen hat und drehte den Zündschlüssel.

Auf diese Weise verbrachten sie den Tag. Meist stand Koala auf der Ladefläche, glich mit gebeugten Knien die Bewegungen des Wagens aus und gab dem Fahrer nach einem heftigen Hämmern auf das Dach seine Anweisungen. Manchmal weigerte sich Steele, die angewiesene Strecke zu nehmen und Koala stieg ab und lief sie zu Fuß. In einigen Fällen traf er allerdings selbst diese Entscheidung und tanzte singend und den Speer schwingend vor dem Wagen her. In der Hitze glänzte sein dunkler Körper vor Schweiß wie polierter Stein und schien nicht mehr aus dem verletzlichen Stoff des menschlichen Fleisches zu bestehen.

»Ich frage mich, wie er diese Anstrengung aushält«, murmelte Tony, als Koala wieder einmal eine Serie von hohen Sprüngen, begleitet von markerschütterndem Geschrei und wilden Speerattacken absolvierte. Tony klebte die Kleidung auf der Haut. Bei jeder Bewegung musste er sich erst mit einem schmatzenden Geräusch von dem heißen Kunstleder des Sitzes lösen.

»Vielleicht liegt es ja einfach daran, dass diese Bauart von Mensch für genau diese Gegend konstruiert ist. Ach, schau an, unser Abo hat Orientierungsprobleme!«

»Was Sie habään gämacht mit Doktor Troigär?«, lautete die Begrüßung, die Dorkas seitens Milena Kollar entgegenschallte.

Erschrocken hielt sich Dorkas die Hand vor den Mund.

»Was ist mit Herrn Troiger? Kann er uns nicht empfangen? Ist er etwa krank?«

»Er täläfoniert. Mit Italiän!«

Schon im Flur hörten sie hohe Stimme Troigers und die Vermutung, die Dorkas und Little sofort gehabt hatten, wurde zur Gewissheit, als Troiger sich von dem *hochverehrten Herrn Conte* verabschiedete.

»Ich soll Ihnen die besten Grüße übermitteln«, erklärte Troiger. »... ähm, speziell ganz besondere Grüße von einem Doktor Tebaldi an Herrn Little.«

Dorkas spitze die Lippen, als wolle er ein Liedchen pfeifen und betrachtete die Zimmerdecke. Little schaute auf den Boden und lief rot an. Trotzdem freute er sich, mehr als er es in Worten ausdrücken konnte. Seltsamerweise hatte seine spezielle, erworbene Begabung dort ihre Grenzen, wo es um seine eigenen Gefühle ging. Bisher war ihm Dorota Tebaldi stets als eine knabenhaft muntere, spottlustige und von unzerstörbar guter Laune getragene sympathische Kollegin erschienen. Das heißt, Little zwang sich zu dieser Sichtweise, weil er es nicht wagte, der Fährte zu folgen, die seine Gefühle ihm zeigen wollten. Aber nun ... Winke mit dem Zaunpfahl gehörten ohne Zweifel auch zu ihrem Arsenal.

»Es muss schön sein, wenn man so beliebt ist«, spottete Dorkas. »Denke ich mir wenigstens, ich kenne das Gefühl ja nicht.«

Mit seinem Spott versuchte Dorkas vor allem sich selbst abzulenken, denn der Anblick Troigers war erschreckend. Er hatte sich vielleicht etwas erholt, wirkte aufgeräumt und sogar munter, aber die Blässe seines Gesichts zeigte überdeutlich, wie krank und gebrechlich er tatsächlich war.

Der Eindruck bestätigte sich, als sie nun in den Arbeitsraum gingen, in dem sie Troiger gestern empfangen hatte. Der alte

Mann hing schwer wie Blei an Dorkas' Arm und musste nach wenigen Schritten eine Pause anlegen. Dorkas bemerkte den kalten Schweiß, der auf Troigers Stirn stand.

»Sollen wir vielleicht morgen wiederkommen?«, flüsterte er.
»Wir haben Zeit.«

»Sie vielleicht, mein Freund«, erwiderte Troiger, »aber ich nicht. Nein, nein, es geht mir schon wieder ganz gut. Ich kann schon weiter.«

Als er sich bei Dorkas unterhakte, spürte der deutlich, dass sich Troiger nur mit fremder Hilfe aufrecht halten konnte. Vor jedem Schritt gab es kleines Zögern, als müsste Troiger sich erst einmal wieder an die Technik des Gehens erinnern. So kamen sie in quälender Langsamkeit vorwärts. Dorkas und Troiger unterhielten sich angeregt. Zuerst war es nichts als der Versuch, dieses Vorwärtsschlurfen, dessen Schmerzhaftigkeit für Troiger allzu offensichtlich war, unter der Maske eines lässigen, entspannten Schlenderns zu verstecken. Aber bald wurden beide von dem Gespräch erfasst, blieben stehen, weil sie dem anderen intensiver zuhören wollten oder Troiger lehnte sich an ein Bücherregal, um Dorkas Gelegenheit zu geben, seine Sätze mit weit ausholenden Gebärden zu unterstreichen.

Für Little boten die beiden das Bild alter, sehr enger Freunde, die sich in einer nur ihnen zugänglichen Welt der Ideen bestens vergnügten. Wenn er sich konzentrierte, konnte er ein anderes Bild sehen - gut gekleidete, nicht mehr ganz junge, aber dennoch schlanke und kräftige Männer, die um einen Tisch im Freien saßen, mit Kannen und Tassen auf dem Tisch und einer sonnenglitzernden Wasserfläche im Hintergrund und dem fröhlichen Geschrei von Kindern und dem Kreischen von Möwen und dem Rauschen von Brandung. Little verspürte ein plötzliches Gefühl der Behaglichkeit, als sei diese Szene ein Getränk, das das Innere von wohltuender Wärme füllte. Ja, und Wärme füllte tatsächlich auch dieses Bild, milde Sommerwärme, gebändigt

durch einen erfrischenden Seewind und es war eine herzerweiternde Fröhlichkeit dabei, wie am ersten Tag von sehr, sehr langen Sommerferien, ein entspannter Genuss im Kreise von guten Freunden, ein ruhiges Vertrauen in das Leben, verbunden mit dem Wissen, dass der Tag noch sein Gutes bringen würde - gute Gespräche, den Genuss der nächsten Tasse Milchkaffee, den Spaziergang am Abend, das Glas Wein unter dem Sternenhimmel und der nächste Morgen lächelte ebenso freundlich und öffnete mit der leichten Verbeugung eines treuen Dieners die Tür in eine helle Zukunft, hell wie dieser Sommersonnentag ...

Mit einem Seufzen schaute Little hinter dem weiterschlurfenden Paar her. Seine Neugier war geweckt, aber zugleich war ihm bewusst, dass er wohl nie erfahren würde, welchen Moment im Leben des Doktor Troiger er soeben nacherlebt hatte. Und er konnte nicht einmal sicher sein, dass es tatsächlich diesen Moment gegeben hatte ...

Er folgte den beiden fröhlichen Plauderern. Wieder einmal blieb Troiger stehen und lehnte sich wie zufällig an ein Regal. Er lauschte dabei gebannt dem Vortrag von Dorkas, der mit allen Mitteln, einschließlich Fußstampfen und einem angedeuteten Bauchtanz seine Gedanken erläuterte.

Zufällig blieb Littles Blick, als er die Augen über die unzähligen Buchrücken schweifen ließ, an einem Titel hängen und er griff unwillkürlich zu, wie von einem instinktiven Schnappreflex getrieben, ohne sich selbst Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen, bevor er das Buch aufgeschlagen in den Händen hielt. Little stutzte und blickte noch einmal auf den Buchrücken. Der Titel war völlig unleserlich geworden, die vielen Hände, die das Buch gehalten hatten, hatten das Gold der Buchstaben abgeschliffen und nur die eingepprägten Umrisse waren geblieben. Little wurde ein wenig verlegen, als hätte er sich dabei erwischt, automatisch nach einer Zigarette oder Süßigkeiten zu greifen. Er peilte zu Dorkas hinüber, der ihn gerade anblickte. Little begann, in dem Buch zu blättern. Es war eine Geste blanker Verlegenheit,

mit der er seiner Handlung den Anschein des Durchdachten und Vernunftgemäßen geben wollte. Dabei schauspielerte Little derart übertrieben, tat dermaßen fasziniert und gebannt von dem Inhalt des Buches, dass er selbst die Lächerlichkeit dieses Versuches anerkennen musste. Ein zweiter Blick zeigte Little, dass sich Dorkas nichtsdestotrotz wieder Troiger zugewandt hatte. Er ärgerte sich über sich selbst, über diese blöde, verlegene Komödie, die er gespielt hatte, wo es doch Dorkas vollkommen egal sein musste, ob er hier in einem der zehntausend Bücher blätterte oder gegen die Decke starrte.

Dennoch hinderte ihn nun etwas daran, das Buch zurückzustellen. Wenn er über die Seiten fuhr, bemerkte er eine Stelle, an der das Papier hart war wie Karton. Er schlug sie auf und stellte fest, dass hier einige Seiten zusammengeklebt worden waren. Eher aus Langeweile als aus Neugier, denn Troiger gönnte sich immer noch eine Pause, begannen Littles Fingernägel, sich zwischen zwei der verleimten Blätter zu drücken. Er schob und drückte vorsichtig, dann hatte er eine kleine Ecke freigemacht und konnte die Seite von der anderen abziehen. So weit Little es feststellen konnte, bot der Text keine besonderen Sensationen - den Inhalt konnte er sich nicht aneignen, aber er hatte mit handgeschriebenen Notizen oder eingelegten Zetteln gerechnet. Nichts davon war vorhanden. Nun allerdings bemerkte er, dass in dem schwachen Licht der Neonröhre, wenn er das Buch in einem bestimmten Winkel zum Lichteinfall hielt, etwas durch die Seite hindurchschimmerte - etwas Schwarzes, dessen Schatten das Druckbild leicht änderte. Entschlossen begann Little, die nächste Seite freizumachen. Es fiel ihm schwerer, denn allem Anschein nach war es gerade diese Seite gewesen, die eine unbekannte Person verschwinden lassen wollte, ohne sie herausreißen zu müssen. Hier war an den Rändern entlang Leim aufgetragen worden, während die anderen Seiten nur durch die herausquellenden Reste verklebt worden waren. Jetzt plötzlich empfand Little keine Langeweile mehr, auch keine Neugier, sondern

so etwas wie eine fiebernde Hast. Misstrauisch schaute er über den Buchrand zu Dorkas und Troiger und befürchtete, das Paar könnte sich jede Sekunde wieder in Bewegung setzen. Unter seinem Fingernagel quoll Blut hervor, das Papier fuhr ihm wie eine scharfe Klinge in das empfindliche Fleisch. Little zuckte zurück, steckte den Finger in den Mund, schmeckte den seltsam metallischen Geschmack - und drehte das Buch dann um, um die andere Hand nutzen zu können. Endlich hatte er auch hier ein Eselsohr produziert und konnte vorsichtig die beiden verklebten Seiten auseinanderziehen. Zum Glück war das Papier stark genug, um nicht zu reißen. Was Little schon vermutet hatte, bewahrheitete sich. Es war ein Holzschnitt, der mit seinen schwarzen Flächen durch die Zeilen der anderen Seite geschimmert hatte.

Little lutschte wie ein Kind an seinem Finger, nachdem er einige Bücher nach hinten geschoben hatte, um sein Buch auf ein Regalbrett stützen zu können. Der Holzschnitt hatte eine schlechte Qualität. Die Umrisse waren verlaufen, als hätte man eine Tintenlinie über sehr holziges Papier gezogen, die Schwarzflächen waren unregelmäßig und gingen teilweise in ein Grau über. Little brauchte eine Weile, um sich in diesem Wirrwarr von Flächen und Linien zurechtzufinden. Erst als er zurücktrat und ein wenig den Kopf neigte, sprang ihm die Abbildung förmlich entgegen, so wie man bei der Betrachtung bestimmter dreidimensionaler Bilder lange auf sinnlose Wellenlinien blicken muss, bis sich das Auge und das Gehirn entschließen, die Informationen entsprechend zu verarbeiten. Möglicherweise war es eine Täuschung, die durch diesen überraschenden Effekt entstand, aber Little war sich sicher, dass auch dieser Holzschnitt dreidimensional war, sodass ihm das Buch nun wie ein Kasten erschien, in dem ihm die Figuren entgegentraten.

Und was für Figuren es waren!

»Vielleicht hat sich der alte Häuptling überschätzt und er kann nicht mehr?«, vermutete Tony Tanner. Seine Stimme hörte sich besorgt an. Er schaute auf die dunkelhäutige Gestalt, die schon seit einiger Zeit auf einem Platz stand, zitternd und bebend, manchmal zu einem kleinen Sprung ansetzend und dann wieder in ein leises Hin- und Herwiegen verfallend.

»Der bricht gleich zusammen, wir müssen ihm helfen. Ich bringe ihm Wasser!«, erklärte Tony entschieden und wollte aus dem Wagen steigen. Steeles Hand auf seiner Schulter hielt ihn zurück.

»Hiergeblieben. Der Alte brauchte keine Mund-zu-Mund-Beatmung, und wenn er Wasser wollte, würde er es verlangen. Dieser Abo ist so zäh wie meine alten Schuhsohlen, dem geht es besser als uns.«

»Und warum macht er dann diese Mätzchen?«

»Vielleicht findet er seinen blöden Weg ja nicht mehr. Oder es ist genau so eine Show wie seine Kriegsspiele. Übrigens, wir haben gar kein Wasser mehr.«

»Was!« Tony fuhr hoch. »Wir haben kein Wasser mehr?«

Er sagte es, und indem er es sagte, verspürte er die brennende Trockenheit in seiner Kehle.

»Wäre das nicht vielleicht mal eine kleine Bemerkung wert gewesen? Meiner Kenntnis nach hält es ein Weißer in dieser Gegend ohne Wasser keine 24 Stunden aus.«

»Ich schätze, 24 Stunden ist schon ziemlich optimistisch gedacht«, antwortete Steele knochentrocken - im wahrsten Sinne des Wortes.

»Was ist das hier? Eine Kamikaze-Aktion?«, krächzte Tony Tanner.

Steele sah ihn grinsend von der Seite an. Tony wäre seinem Begleiter für diese überlegene *Hat der Kleine vielleicht Bangschiss?*-Miene am liebsten ins Gesicht gesprungen. Aber er fühlte sich schon fast zu schwach, nur daran zu denken.

»Keine Sorge«, ließ sich Steele jetzt zu einer Erklärung herab. »Ich bin davon ausgegangen, dass unser Abo hier Wasserstellen

kennt.«

»Aber er geht diesen Weg zum ersten Mal. Und es ist ein spiritueller Weg.«

»Spiritueller Weg hin, spiritueller Weg her«, spottete Steele. »Mir ist noch kein Fall bekannt, dass Spiritualität auf die Dauer Wasser ersetzt. Merksatz Numero eins: Trinken muss auch der frömmste Abo. Merksatz Numero zwei: Im Autokühler ist literweise Wasser. Merksatz Numero drei: Der gute alte Steele kann Kühlerwasser trinkbar machen und abgesehen davon, da draußen ... » Steele deutete nach rechts, wo sich eine hügelige Weite mit scharf eingeschnittenen Trockentälern öffnete, » ... da draußen ist Wasser zu finden, darauf verwerte ich meine seit einer Woche getragene Unterwäsche.«

Tony konnte die Wette nicht annehmen, denn in diesem Augenblick fiel Häuptling Koala auf den Rücken, hob die Arme hoch und begann zu kreischen.

Vor Littles erstaunten Augen stand in der Mitte des Holzschnitts die Gestalt des Satans. Es war ein schöner, geradezu klassisch proportionierter Körper in antiker Nacktheit, der sich dort in zierlicher, ein wenig affektierter Biegung präsentierte. Selbst die Wade, aus der statt eines Menschenfußes der Bockshuf entsprang, wirkte muskulös und ansehnlich, so als wäre dies eher Schmuck als Makel. Der Kopf des Bösen war mit langen dunklen Locken bedeckt, die ihm bis auf die starken Schultern fielen, sein Gesicht war männlich und markant, mit betonten Brauen, großen schwarzen Augen, einer großen, kühnen Nase, den weiblich geschwungenen Lippen eines großen sinnlichen Mundes und einem starken, leicht gespaltenen Kinn. Von der der Haartracht abgesehen, war es in den Augen Littles ein Gesicht, das perfekt auf faschistische Propagandaplakate der Mussolini-Ära gepasst hätte - oder auf jene Werbefotos, die in den 90ern bewusst mit diesen Motiven spielten. Ein energisches, abenteuerlustiges, aber sicherlich kein Teufelsgesicht, keine Fratze, keine grimassierende Maske. Das Antlitz eines Engels, der zu

mutig, zu kraftvoll, zu stolz, zu selbstsicher war, um Befehlen zu gehorchen.

Mit Mühe musste sich Little von der Betrachtung dieses Gesichtes lösen. Er empfand spontane und tiefe Sympathie mit diesem Wesen, und etwas wie Mitleid, wenn er an die Verbannung dieses herrlichsten aller Geschöpfe aus den himmlischen Gefilden dachte und daraus entspringend so etwas wie Misstrauen, ja Abneigung gegen diejenige Macht, die das Schöne aus ihrem Umkreis in die Tiefen der Hölle stürzt ...

Little stutzte und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Gerade als er diese Empfindungen in sich registriert hatte, schien aus dem Buch ein schwerer, betäubender Duft aufzusteigen. Little konnte nicht genau definieren, was seine Nase traf, aber es brachte sogleich Bilder mit, die, sich überstürzend, durch sein Bewusstsein taumelten: Bilder von nackten, weißen Frauenkörpern, von denen der schwere Duft von Patschuli, vermischt mit dem Schweiß des Begehrens und der Wollust aufstieg, helle fleischige Orchideenblüten, welche die Nüstern mit träge aufwölkenden Gerüchen einer Süße, die in jedem Moment in Fäulnis umschlagen kann, reizten. Es roch nach den Kaffeehäusern eifrig diskutierender Intellektuellenzirkel, die mit missionarischem Ernst und unzerstörbarer Arroganz an den Säulen der Moral nagten, nach den Wasserpfeifen in Harems, wo das Schicksal ganzer Reiche in müßiger Sinnenlust verspielt wurde.

Nur mit Mühe konnte sich Little aus dieser Vision lösen und seinen Blick auf die abscheulichen Flügel richten, die hinter dem Rücken Satans aufragten. Es waren fledermausartige Schwingen, zackig, kantig, ledrig und hart, die wie ein Foltergestell wirkten, an das eine grausame Gewalt den gefallenen Engel gebunden hatte. Sie auszubreiten, das erkannte Little, musste mit ungeheuren Schmerzen verbunden sein. Mit ihnen zu fliegen, mit ihrem Leder, mit den sausenden Knochenspitzen, die herausragten und die ein schrilles Pfeifen von sich geben mussten, dies konnte nur

ein Teil der Hölle selbst sein, die der Gefallene mit sich zu schleppen hatte. Ja, dieser Leib, diese Gestalt waren geschaffen, um von weißen, glänzenden Schwingen geräuschlos durch die tiefsten Tiefen der Schöpfung getragen zu werden, bis zu den fernsten Sternen, jenes Böse zu vernichten, dass sie nun selbst verkörperte.

Mit einem Mal hatte Little das Gefühl, unter Wasser zu sinken und ersticken zu müssen. Er schnappte nach Luft und bemerkte, dass er unbewusst den Atem angehalten hatte, weil sich in seinem Unbewussten nun Gedankenverbindungen gebildet hatten, die langsam nach Worten suchten, in die sie sich kleiden konnten, um aufzusteigen. Little dachte an seinen Vater und an Voigt, an die Psychiater, die ihn gepeinigt hatten, an seine wissenschaftlichen Kollegen, die ohne den Anflug eines Gefühles andere Geschöpfe zu Tode quälten, weil sie die Wesen als *nieder* einstuften und deren Schmerz als ungültige Währung auf dem Zahlisch der Zivilisation ansahen, er dachte an Leibowitz und die gigantische Dampfloch und dann wieder an Voigt und seinen Vater und dann sah er den Gegenstand in der Hand des Satans.

Eine kleinere Gestalt, durch Umhang und Barrett als Gelehrter kenntlich gemacht, griff begierig nach diesem Ding. Zwischen diesem älteren Mann und dem gestürzten Engel stand eine dritte Gestalt. Es war eine junge Frau, nackt oder vielmehr mit einem hauchdünnen Gewand bekleidet, dass ihre Nacktheit zwar bedeckte und sie dennoch wie eine Buhlerin hervorhob und sie dem Betrachter anpries. Das Gesicht der Schönen war nicht genau zu erkennen, aber als Little es fixierte, war er sicher, dass sie die Züge Maddalenas hatte, die dann mit seinem nächsten Wimpernschlag wechselten und Ähnlichkeit mit einer Freundin bekamen, an die Little noch heute nur mit Schmerzen zurückdenken konnte, die er aber, unter dem wohlthätigen Einfluss der Behandlung durch Doktor Dorota Tebaldi bis jetzt völlig vergessen hatte.

Die Frau trug ein schön verziertes Gefäß in ihren Händen. Es

war offen, und wie schwarzer Rauch entstiegen ihm verdrehte Leiber und verzerrte Gesichter und flohen in das Land, das - Little bemerkte es erst jetzt nach einer leichten Veränderung der Kopfhaltung - übersät war von Galgen, an denen Tote hingen, von Schlachtfeldern voller Leichen und Aasfressern und brennenden Städten, von deren Mauern Frauen ihre Säuglinge in die Speerspitzen der Belagerer warfen, um sich dann hinter ihnen herzustürzen.

Diese Frau war Pandora, daran gab es keinen Zweifel.

Und das, was der gefallene Engel in der Hand hielt, um es dem Gelehrten zu übergeben ... war das Oculum!

Little's Blick glitt an den unteren Rand der Seite. *Donum Satanae* stand dort. Satans Gabe. Satans Geschenk.

Ein Aufschrei gellte in Little's Ohren. Er zuckte zusammen, seine Hände klappten mit einem lauten Krach das Buch zu. Augenblicklich befand sich Little mitten in einer Wolke von beißendem Staub, er musste die Augen schließen und spürte auf der Zunge den zugleich faden und ätzenden Geschmack. Als er es wagte, die Augen wieder zu öffnen, stand er inmitten eines Staubhäufleins, und das Buch in seinen Händen bestand nur noch aus dem ledernen Einband.

»Hilfe«, schrie Dorkas.

Little stellte die merkwürdig veränderte Hülle des Buches zurück. Dabei fiel es wieder heraus, er musste sich danach bücken und las auf dem vorderen Einband, in schöner Schrift geschrieben: *Josef I. Rosenzweig, Schule des kabbalistischen Weistums, Berlin, Charlottenburg 9, Württembergallee 24.*

»So helfen Sie doch!«

Von Dorkas war nur der breite Rücken zu sehen, der die liegende Gestalt Troigers verdeckte. Little war mit drei Sprüngen da und kniete sich nieder. Troigers weiße Haut wirkte durchscheinend, die Adern schimmerten wie schwärzliche Erzeinschlüsse in weißem Gestein an seinen Schläfen. Die Augen wa-

ren offen, Troiger schien bei Bewusstsein, atmete aber so flach, dass es kaum zu bemerken war.

Aus Dorkas' verzerrtem Mund kam ein hilfloses Schluchzen. Er schob seinen Arm unter den Hals des alten Mannes und versuchte, seinen Kopf anzuheben. Troigers Blicke fuhrn suchend an den Regalen entlang, dann gelang es ihm, Dorkas ins Gesicht zu blicken und er mühte sich um ein Lächeln, das aber nur zu einer schmerzhaften Grimasse gefror.

»Keine Angst, mein Freund, mir geht es gut«, flüsterte Troiger kaum hörbar.

»Sie brauchen einen Arzt. Sanitäter ... Krankenhaus ...«, stammelte der völlig aufgelöste Dorkas.

»Kein Arzt, kein Arzt«, murmelte Troiger. Trotz seiner Schwäche nahm die Stimme etwas Befehlendes an. »Kein Arzt, der würde mich nur ins Hospital bringen lassen und das will ich nicht, die würden mich nur zum Sterben dabehalten. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit, wenige Tage, ich spüre das. Ich muss Ihnen etwas zeigen ... darum muss ich hierbleiben. Holen Sie Milena, bitte ...«

Was Troiger sonst noch flüsterte, konnte Little nicht mehr verstehen, denn er war aufgesprungen und lief nun durch das Labyrinth der Regale, immer links herum und kam mit dieser zeitraubenden, aber unfehlbaren Methode endlich zum Ausgang. Dort schrie er gegen tschechische Blasmusik aus dem Radio an und lockte so die Haushälterin aus ihrem Zimmer. Milena Kollar schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie Littles gestammelten und radebrechenden Bericht verstanden hatte, dann schob sie Little energisch zur Seite und ging zum Eingang der Bibliothek.

»Gehen Sie doch«, stammelte Little.

Aber die Frau schüttelte ihren Kopf.

»Nie und nimmäär. Doktor Trogäär hasst äs, wenn ich beträtä Bibliothäk!«

Little überlegte, ob er Gewalt anwenden sollte - ein eher theo-

retischer Gedanke, mit dem er seine Hilflosigkeit überspielte. Da tauchte eine schlurfende Gestalt auf, die sich sogleich als Dorkas und Troiger entpuppte, beide eng umschlungen wie ein Liebespaar, sodass der kraftlose Troiger mehr gehoben als geschleppt wurde. Dorkas keuchte und war selbst dem Zusammenbruch nahe, über sein rundes Gesicht lief der Schweiß in breiten Strömen.

Little sprang zu Hilfe und erst an der Türe nahm sich Milena ihres Patienten an, stellte ihn gegen eine Wand, verschwand und kehrte mit einem altertümlichen, hölzernen Rollstuhl zurück, setzte Troiger darauf und schob ihn durch eine Tür.

Dort blieb sie eine Weile verschwunden. Als sie zurückkam, schaute sie die beiden Männer mit offener Missbilligung an.

»Ihr Bäsuch ist nicht gut für Härrn Troigär. Abär will är sie sehen so bald wie möglich. Sie gäbän mir Telefonnummär von Hotäl ihriges und wärdä ich anrufän und nun gähñ Sie!«

Little kritzelte die Nummer auf den hingehaltenen Zettel, dann verließen sie die Villa, und in ihren Rücken waren die Blicke der Haushälterin wie die Hitze eines Flammenwerfers.

Draußen ramnte Dorkas seine Fäuste in die Manteltaschen und stapfte wortlos davon. Little folgte ihm mit kleinem Abstand. Keiner von beiden hatte das Bedürfnis nach einem Gespräch. Little ging diese seltsame Adresse nicht aus dem Kopf - kabbalistische Schule des Weistums oder Schule des kabbalistischen Weistums oder so ähnlich. Er fragte sich, wie dieses Buch in die gewaltige Bibliothek Troigers gekommen war, welches Schicksal seinen ehemaligen Besitzern beschieden gewesen war und welche Rolle Troiger darin spielte.

»Ein epileptischer Anfall!«, stieß Tony hervor und machte einen neuen Versuch, den Wagen zu verlassen. Und wieder landete die sehnige Pranke Steeles auf seiner Schulter und ließ Tony

erstarren, als hätte er dort einen Nothalt-Knopf.

Allerdings war jetzt auch Steele etwas besorgt.

Häuptling Koala, nachdem er wie vom Blitz gefällt zu Boden gestürzt war und dann mit bebenden Armen zum Himmel gegriffen hatte, spannte jetzt seinen mageren Körper zwischen Fersen und Hinterkopf und zog sich zu einer Brücke zusammen, nur um sofort wieder den Rücken auf den Boden fallen zu lassen. Staubwolken stiegen auf und verdeckten schließlich den Häuptling und seine Zuckungen.

Steele fuhr sich mit dem Handrücken über das Kinn. Es gab ein kratzendes Geräusch, das auch Tony daran erinnerte, dass er sich seit Längerem nicht mehr rasiert hatte.

Aus der Staubwolke tauchte Häuptling Koala wieder auf. Mit rollenden Augen und gefletschten Zähnen rannte er auf den Pick-up zu. Den Speer trug er hoch über der Schulter. Er hielt erst kurz vor der Motorhaube und stieß den Speer krachend gegen das Blech. Dann brach er in schrilles Triumphgeschrei aus und hämmerte auf die heiße Motorhaube, dass Tony bei dem Lärm fast die Trommelfelle platzten.

Im nächsten Moment schwang sich Koala auf die Ladefläche und schrie: »Los, ihr Käseärsche, fahrt, los, los. Worauf wartet ihr noch?«

Steele zog die Brauen hoch und warf Tony einen Blick zu. Dann fuhren sie weiter.

Tony fand in der Wasserflasche, die unter seinem Sitz verstaut war, noch einige lauwarne Tropfen. Die Menge reichte nicht aus, um die Kehle zu netzen und diente nur dazu, den Wunsch nach mehr anzufachen. Dennoch schwieg Tony. Er hatte sich geschworen, sich weder vor Steele noch vor diesem durchgeknallten Häuptling eine Blöße zu geben. Steele mochte ein harter Typ sein, aber irgendwann musste auch er Flüssigkeit zu sich nehmen und auch Häuptling Koala konnte seinem Namen nur im engen Rahmen der menschlichen Physiologie Ehre machen - ir-

gendwann musste auch dieser Widerling trinken.

Immer wieder trieb Koala nun den Fahrer zur Eile an, bis schließlich Steele der Geduldsfaden riss und er den Alten anbrüllte.

»Solange ich hinterm Lenkrad sitze, werde ich keinen Achsbruch riskieren, aber wenn ich dir zu langsam bin, dann kannst du diese Schrottkarre ja auf den Buckel nehmen!«

Worauf Koala ungerührt zurückbrüllte: »Ihr Käseärsche habt doch auch sonst niemals Zeit, warum gerade jetzt. Schneller, wir haben es eilig.«

Mit zusammengebissenen Zähnen starrte Steele über die Motorhaube und versuchte, den besten Weg zu finden. Der alte Koala hatte ja recht. Sie hatten keine Zeit. Aber sie hatten auch kein Wasser, keine Kraft und keine Idee, wo es langging.

Immerhin hatte sich Steele eine ungefähre Vorstellung verschafft, auf welchem Flecken des Kontinents sie sich befanden. Nach seiner Meinung waren sie irgendwo an der Grenze vom Nord-Territorium und Queensland, irgendwo östlich musste der Dingozaun langlaufen, irgendwo nordwestlich befand sich Alice Springs. Sie - oder genauer Koala - suchten sich einen Weg, der immer am Rand der Simpsonwüste lang führte.

Manchmal mahlten die abgefahrenen Reifen des Pick-up schon durch den roten Wüstensand und aus der rötlichen, flirrenden Weite hauchte sie trockene Gluthitze an, als hätte man dort hinten einen riesigen Ofen geöffnet. Dann wieder fuhren sie durch hellen Sand, kamen an Gestrüpp vorbei, an Baumgruppen, die an den Ufern eines versiegten Wasserlaufes wuchsen oder an Röhrichtbüscheln, die an den Rändern von Sandflecken dahingekieterten und den letzten Rest an Feuchtigkeit dieser vertrockneten Pfützen aufsaugten. Es gab hier sogar Leben - obwohl Steele sich nicht als besonderer Spurenleser ansah, erkannte er die gewundenen Schlangenzeichen oder die seltsamen Spuren - eine Zickzacklinie, beiderseits begleitet von Tatzenabdrücken - die eilig fliehende Echsen mit ihrem hin- und herwischenden Schwanz

hinterlassen.

Dieses Land war für Echsen geschaffen, für Schlangen, kleine Nagetiere und für Dingos. Dennoch empfand Steele eine seltsame Sicherheit, dass er hier nicht umkommen würde. Er kannte die Methoden, um Echsen und Schlangen zu fangen, manche waren giftig, aber die Säfte der meisten konnte man trinken. Das reichte, um sich östlich zum Dingozaun durchzuschlagen und wo der war, würde alle zwei Tage der Zaunreiter langkommen und einen aufsammeln. Alles kein Problem.

»Ich brauche was zu trinken, sonst ...«, hörte er Tony Tanner neben sich krächzen. »Sonst trinke ich den Kühler leer«, kam es über Tonys zersprungene Lippen.

Inzwischen stand die Sonne niedrig, jede Senke, die sie durchquerten, wurde schon zu einem Nest tiefer Dunkelheit. Kamen sie aus der Senke heraus, blendete die Sonne, als kämen sie aus einem Tunnel.

Häuptling Koala trommelte auf das Dach und brüllte seine Anweisungen. Er lotste den Wagen zu einer Kuppe. Dahinter erkannten sie hellbraunes Land, gestreift von den langen Schatten, die Büsche und Bäume zogen. Im Hintergrund war eine Baumreihe erkennbar.

»*Larapinta*«, rief der Häuptling triumphierend. »Weißt du, was das heißt, Käsearsch?«

»Wahrscheinlich *Leck mich an meinem Käsearsch, du verschrumpelter Hundescheißefarbe-Arsch*«, gab Steele freundlich zurück.

Daraufhin zog er den Kopf ein, denn Koala nutzte jetzt beide Fäuste zum Trommeln und hüpfte dazu noch, sodass der Wagen in seinen ausgeleierten Federn wippte.

»Falsch, es heißt *ewiges Wasser* und nun bitte zu dem Felsen weiter links, wenn der Herr die Freundlichkeit haben würde.«

Bis sie den Felsen erreichten, war die Nacht schon hereingebrochen. Der Wagen hatte nur einen Scheinwerfer, der wegen eines matt gewordenen Reflektors auch nur ein schwaches Licht gab.

Langsam tastete sich Steele vorwärts.

Koala, der plötzlich gänzlich zahm geworden war, gab knappe Anweisungen, und obwohl auch er in der Dunkelheit nicht besser sehen konnte als die anderen, brachte er den Wagen auf diese Weise bis an den Fuß einer steil aufragenden Felsformation.

Hier sprang Koala ab, noch bevor Steele den Motor abschalten konnte, schlug mit der Faust gegen Tony Tanners Tür und rief: »Komm, junger Käsearsch, ich habe ein Geschenk für dich.«

Tony wäre nicht ausgestiegen, weil er sich zu schwach fühlte. Er brachte nur noch *Ich protestiere hiermit entschieden gegen die von Ihnen gewählte Bezeichnung Käsearsch für einen Angestellten des königlich-britischen Reisedienstes. Sie sind kein Herr, mein Herr!* heraus.

Damit kippte er aus dem Wagen, weil Koala die Tür aufgerissen hatte. Der Häuptling fing ihn auf und schleifte ihn durch die Dunkelheit.

Tony stolperte, spürte nach dem weichen Sand harten Felsen unter den Schuhsohlen und witterte Wasser.

Steele kam mit einer Lampe. In dem unsicheren Licht erkannten sie eine Spalte und stiegen eine schräge Rampe in eine Höhle herab. Kühle Luft schlug ihnen entgegen, die Wände, an denen sie sich abstützten, waren feucht unter ihren Fingerspitzen.

Tony konnte es kaum glauben. Da war klares, frisches, kühles Wasser. Ein ganzer See, dessen Oberfläche das Licht der Laterne widerspiegelte und gegen die Höhlendecke warf.

»Voilà, ihr Käseärsche«, rief Häuptling Koala aus und machte die Andeutung eines Kratzfußes. »Und bin ich auch kein Herr, so weiß ich doch zu schenken wie ein solcher. Zur gefälligen Bedienung.«

Mehr wurde in der nächsten Zeit nicht gesprochen, denn alle drei Männer legten sich auf den Bauch, steckten den Kopf in das Wasser und tranken, bis sie sich kaum noch bewegen konnten. Dann rülpsten Koala und Steele ausführlich, während Tony Tanner diese Reaktion unterdrückte und dafür einen lästigen Schluckauf bekam, der sich erst legte, als ihn Koala von hinten

anschrie, sodass der Schock Tonys innere Nervenbahnen entweder vollständig veröden ließ oder wieder einrenkte.

Steele kümmerte sich inzwischen um Brennmaterial und schleppte die Vorräte heran. Zu essen hatten sie genug dabei gehabt, jetzt war der Durst auch kein Problem mehr und es entwickelte sich so etwas wie ein Festnudemahl.

Koala führte sie ein Stück weiter die Höhle entlang. Dort mündete sie in einem offenen, trockenen Felsenbassin, von dem aus man mit einiger Mühe wieder nach oben klettern konnte. Auf der anderen Seite war eine Grotte erkennbar. Koala bestand darauf, in diesem kleinen Kessel das Feuer zu machen. Es stellte sich bald heraus, dass diese Entscheidung gut war, denn mit der Nacht kam eine beißende Kälte, und obwohl die kalte Luft in diesen Kessel herabfloss, hatten sich die Felsen doch mit der Tageshitze so weit aufgeheizt, dass man ohne zu frieren schlafen konnte.

Tony legte sich längelang auf den Boden und genoss die Wärme, die aus dem Untergrund aufstieg und ihn durchströmte. Er fühlte sich völlig erschöpft, war aber dennoch guter Hoffnung, dass er nach einer Mütze voll Schlaf am nächsten Tag wieder einigermaßen seinen Mann stehen konnte.

»Dieses Wasser ist ein kleines Wunder«, murmelte Tony schlaftrunken zu Steele gewandt, der neben ihm lag. Zu seiner Überraschung antwortete Koala von der anderen Seite.

»Larapinta, ewiges Wasser. Wenn es regnet, ist dieser Sandstreifen hier ein Fluss. Er überschwemmt diese Senke und alles ist voller Wasser. Das Wasser verdunstet, aber in der Höhle ist es geschützt vor der Hitze, wenn es verdampft, kondensiert ein Teil an den Wänden und der Decke und tropft wieder zurück. Darum bleibt dieser Vorrat bis zum nächsten Regen.«

»Warst du schon einmal hier?«, fragte Steele.

»Nein, aber meine Ahnen waren hier, das ist dasselbe, als wenn ich selbst hier gewesen wäre. Sie haben die Wege angelegt und ich muss nur den Spuren der Ahnen folgen.«

»Scheint nicht immer leicht zu sein«, merkte Steele an.

»Nichts ist leicht«, gab Koala energisch zurück. »Aber heute musste ich mit den Ahnen kämpfen, damit sie mir die Erlaubnis gaben, euch hierhin zu führen.«

»Und sonst hättest du uns da draußen verdursten lassen? Mein Dank an deine großzügigen Ahnen.«

»Unfug«, antwortete Koala energisch. »Es gibt genügend andere Wasserstellen. Überall sind Dingospuren, wenn man ihnen folgt, kommt man mit Sicherheit an ein Wasserloch. Das Wasser war nicht die Hauptsache.«

»Für mich schon«, sagte Tony träge, »und was war es dann?«

Keiner der beiden sah, wie der Häuptling Koala zu der Grotte wies.

»Dort ist die Hauptsache. Ich werde es euch morgen erklären.«

Tony schlief tief und traumlos, so wie der Schlaf der Felsen sein mochte, auf denen er lag und die ihn wärmten. Er erwachte, als er neben sich ein Murmeln hörte. Steele und Koala unterhielten sich leise. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber das graue Licht der Morgendämmerung hatte die Nacht schon vertrieben. Die Luft war kühl, der Atem der Männer stieg in weißen Wolken auf. Koala hüpfte auf und ab, um sich zu wärmen und Steele schlug die Arme um die Seiten. Als sie sahen, dass Tony die Augen geöffnet hatten, kamen sie zu ihm.

»Dauert nicht mehr lange«, sagte Koala. »Bis dahin gehen wir hoch.«

Sie krochen aus dem Felskessel und setzten sich oben hin, um die ersten wärmenden Strahlen der Sonne aufzufangen.

»Es war eine kalte Nacht«, sagte Koala unvermittelt. »Solche Nächte nennen wir Zwei-Hunde-Nacht. Früher haben wir Dingos als Decken benutzt. Sie wärmen gut, an den Geruch muss man sich allerdings gewöhnen.«

Als die Sonne schon etwas höher gestiegen war, schaute Koala über die Schulter in den Kessel und nickte dann mit dem Kopf.

»Es ist soweit«, verkündete er dann. »Folgt mir.«

Er rutschte zurück in die Vertiefung und Steele und Tony folgten ihm. Koala setzte sich und beobachtete aufmerksam die Grotte. Sie lag noch im Dunkeln, aber mit jeder Minute schob sich das Sonnenlicht näher an sie heran.

»Nicht lange und ihr werdet es sehen. Ich habe mit den Ahnen gekämpft, damit ihr es sehen und verstehen könnt«, sagte Häuptling Koala.

Dorkas und Little streiften durch die Stadt, ohne wirkliches Interesse an den vielen Sehenswürdigkeiten zu haben. Das Wetter war kalt und regnerisch, der Neckar floss schwarz durch das Tal und ließ sie alleine durch den Anblick seiner manchmal glatten, manchmal durch Böen geriffelten Oberfläche frösteln. Die zahlreichen Touristen schienen sich in Nichts aufgelöst zu haben. Die beiden Männer standen alleine im Hof des Schlosses, schauten auf die regengepeitschte Fassade und auf die Bäume, die ihre letzten Blätter den heftigen Böen als Tribut anheimgaben.

Von Troiger hatten sie seit zwei Tagen nichts gehört. Dorkas hatte sich ein Herz genommen und angerufen, aber niemand hatte abgehoben. Er war sich nicht einmal sicher, ob Troiger überhaupt noch lebte.

Der Gedanke daran erfüllte Dorkas mit Trauer. Obwohl er Troiger erst seit wenigen Tagen kannte, gab es ein tiefes Verständnis, sogar eine Freundschaft zwischen ihnen und Dorkas empfand den Verlust dieses neu gefundenen Freundes tief und schmerzlich. Er fragte sich, wie sein eigenes Leben oder das Troigers verlaufen wäre, wenn sie sich schon vor ein paar Jahren kennengelernt hätten. Sicherlich ganz anders und bestimmt nicht schlechter. Nein, nicht schlechter. Dorkas fühlte die Nässe, die durch die Schulternähte seines abgetragenen Mantels in sein Hemd und bis auf seine Haut durchdrang.

»Wollen Sie vielleicht noch ...?«, fragte er bedrückt.

Little schüttelte den Kopf. »Nein, meinerwegen können wir gehen. Suchen wir uns eine Gastwirtschaft, ich brauche was Warmes, und Sie sehen auch so aus, als könnten sie das gebrauchen.«

Dorkas rieb sich die tropfende Nase.

»Sicher doch«, sagte er lustlos und trabte hinter Little her. Das alles zehrte an seinen Nerven. Das Schloss mochte unter anderen Umständen seine Begeisterung in höchste Höhen getrieben haben, jetzt wirkte es so anregend wie der Besuch in einem Krankenzimmer.

»Wir dürfen nicht den Mut verlieren«, murmelte Dorkas, mehr zu sich selbst gewandt. Aber der Wind riss die Worte von seinen Lippen und trieb sie zu Little.

Der drehte sich um.

»Welchen Mut?«, antwortete er nur.

Als die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg in die Grotte fanden, erkannte Tony Tanner plötzlich farbige Flächen an den Wänden. Er schaute zu Häuptling Koala hinüber, aber der rührte sich nicht vom Fleck und wartete, bis die Grotte vollkommen in Sonnenlicht getaucht war. Der Wanderung der Schatten nach zu urteilen, würde dieser Zustand einer kompletten Erhellung nicht lange dauern, weniger als eine Stunde, so schätzte Tony.

Koala gab seinen beiden Gefährten einen knappen Wink und betrat die Grotte. Jetzt, aus unmittelbarer Nähe betrachtet, offenbarten die Wände ihre Zierde aus Tausenden, sich teilweise gegenseitig überdeckenden Malereien. Es war schwer, in diesem Wirrwarr von Linien und Flächen einzelne Figuren zu erkennen.

Erst nach einer Weile erkannte Tony, dass immer wieder seltsame Gestalten mit übergroßen Köpfen, von denen weiße Linien ausgingen, gemalt worden waren. Zuerst hielt er die Linien für Haare, dann bemerkte er, dass sie sich wie Leitungen über die

Wände hinzogen und mit den Linien anderer ähnlicher Figuren trafen. Es schien fast so, als würden diese seltsamen Figuren ein Netz bilden. Obwohl erkennbar war, dass viele verschiedene Eingeborene hier ihre Malereien an die Wände gesetzt hatten, schien es doch eine eindeutige Konvention bei der Darstellung dieser Figuren, die Tony bei sich *Netzmacher* nannte, zu geben. Immer wurden sie mit viel grüner Farbe dargestellt, immer hatten sie statt Augen nur zwei Linien auf ihren runden Gesichtern, die Nase fehlte völlig, dafür war der Mund wie eine rundliche Schnauze dargestellt und es schien, als würden Zähne aus den Lippen ragen.

Koala betrachtete die Malereien ebenso aufmerksam wie die beiden anderen, berührte an manchen Stellen den Fels und fuhr dann mit den Fingerspitzen einzelnen Linien nach, wobei seine Lippen leise unverständliche Worte murmelten.

»Heiliger Ort«, flüsterte er schließlich. »Ein heiliger Ort der Ahnen. Meine Vorfahren erzählten mir davon. Ich habe ihn noch nie betreten und ihr seid die ersten Weißen, die ihn zu sehen bekommen.«

Der Ort mochte so heilig sein, wie er wollte, Tony Tanner fühlte sich darin ausgesprochen unwohl. Je länger er hier verweilte, desto deutlicher traten die einzelnen Figuren hervor, als wären es Tiere, die sich erst langsam zutraulich dem Fremden nähern. Er erkannte die Ähnlichkeit dieser Malereien mit den Bildern von Gainsworth. Einem gestrengen Professor der Kunstgeschichte hätte er diese Meinung gegenüber kaum aufrecht halten können, sie war weder nach Stil noch nach Material noch nach Form und Inhalt eindeutig beweisbar und dennoch sagte Tonys Instinkt, dass er hier vor einer Verbindung stand, die Zeiten und Kontinente überbrückte. Der Gedanke hatte nichts Erhabenes, er wirkte lediglich Furcht einflößend, denn die Monstrositäten auf den Bildern des englischen Malers vereinten sich mit den Schreckgestalten, die den Visionen australischer Ureinwohner entsprungen waren.

Immer noch fuhr Koala murmelnd über Umriss und Linien, presste die Stirn auf Farbflächen, verstummte und riss sich wieder los, einen plötzlichen Schwall halb gesungener, halb gemurmelter Worte von den wulstigen Lippen lassend.

Steele näherte seine Lippen Tonys Ohr.

»Unser Abo ist jetzt offensichtlich völlig durchgeknallt.«

Tony schüttelte den Kopf und schob Steele aus der Grotte hinaus. Draußen drückte er ihn auf die Schulter, bis sich Steele setzte, und legte zugleich den Finger auf den Mund. Schweigend schauten sie zu, wie die Schatten den heiligen Ort wieder in Besitz nahmen. Koala tauchte aus dem Halbdunkel auf, stierte mit hervorquellenden Augen um sich, rannte dann mit einem schrillen Schrei aus dem Kessel und verschwand.

»Und Tschüss«, kommentierte Steele sarkastisch, um dann zu fragen: »Was sollte diese Aktion vorhin eigentlich bezwecken?«

»Wir durften ihn nicht stören«, erklärte Tony Tanner seine Handlungsweise. »Er lernte gerade die Geschichten seiner Vorfahren.«

»Er lernte was ...?«

»Die Geschichten aus der Traumzeit.«

»Er lernt sie, indem er die Malereien mit seinen schmutzigen Fingern antatscht? Dafür würde ihn jeder *Rettet die Kunst der Eingeborenen*-Fuzzi in Europa oder den USA steinigen«, zweifelte Steele mit sarkastischem Unterton.

»Diese lästige Rasse von Gutmenschen hat hier keine Bedeutung«, gab Tony Tanner zurück. »Das ist Koalas Land, das ist Koalas Kunst, und er macht das Richtige damit.

Verdammt, das ist keine Kunst, das ist tägliches Leben, die Eingeborenen haben keine Museen und kein gläubiger Christ würde darauf verzichten, eine Marienstatue zu berühren, bloß weil so ein intellektueller Schnarchsack das als Kunstfrevl bezeichnen würde. Es ist so ...« Tony stockte und musste sich die Worte erst zurechtlegen. Es war schwer, das, was der Instinkt erkannt hat, in diese Verpackung zu verstauen, ohne dass dabei einiges zu

Bruch ging.

»Also nehmen wir mal, an Maler hat eine Idee von dem, was er malen will ... er geht hin, stellt sich vor die Leinwand und führt den Pinsel - Farben, Linien, Umrisse, was weiß ich. Irgendwann ist er fertig und wir stellen uns davor und zerbrechen uns den Kopf, um zu verstehen, was er eigentlich darstellen wollte. Bei Koala ist es umgekehrt. Er fährt über die Linien, reibt an den Farben - es sah ja ganz so aus, als ob er die Malereien nachmalen wollte. Und er hat es gewisserweise auch getan und dabei hat er erkannt, was die Künstler damit ausdrücken wollten, er hat die Ideen und Visionen seiner malenden Vorfahren in sich aufgenommen.«

»Scheint keine gute Story gewesen zu sein, sonst hätte er nicht so aus der Wäsche geschaut«, sagte Steele.

»Ich fürchte, das alles ist keine gute Story, sonst würden wir sie mehr genießen als wir es tun!«

Sie mussten lange warten, bis Koala zurückkehrte. Er war erschöpft und über und über mit Sand und Erde bedeckt. Unter der Schmutzschicht glaubte Tony ein Schmuckstück zu erkennen, das ihm bisher noch nicht aufgefallen war, irgendein klumpiges Ding, das an einem geflochtenen Seil um den Hals des Häuptlings hing. Aber sicher war sich Tony nicht.

Koala ignorierte die beiden Weißen völlig, trank, aß und saß dann in einiger Entfernung in der Hocke und starrte in die Weite.

»Ich habe die Erzählungen der Ahnen gehört«, erklärte er dann unvermittelt, nachdem er wie von der Tarantel gestochen aufgesprungen und zu Tony und Steele gerannt war. »Es waren keine guten Geschichten. Sie haben mir Angst gemacht. Ich werde sie euch erzählen, aber nicht alles, denn ich haben keine Worte für manche Dinge und andere Dinge kann ich in meiner Sprache benennen, aber nicht in der Sprache der Käseärsche. Meine Ahnen sagen, dass Fremde kommen werden, die die Felsen spalten, bis sie so klein sind, dass man die Stücke nicht mehr sehen kann.«

Koala schaute auf die Gesichter Tonys und Steeles und beide schauten ebenso verwirrt zurück.

»Die Weißen«, sagte Tony plötzlich, »die Weißen und die Kernspaltung. Die Kernspaltung ist gemeint. Wie bei Demokrit und seinem Stück Käse ...«

»Die Fremden werden tiefe Wunden in den Leib der Erde schlagen und ihre Lebendigkeit zerstören. Wenn das geschehen ist, werden aus den Löchern grüne Ameisen kommen, riesige Ameisen, und sie werden alles Lebendige weiß machen, weiß, kalt und tot.«

Tony erinnerte sich an Gainsworth, der auch von Ameisenspuren geredet hatte.

Er wollte Koala antworten, aber dann unterbrach ihn ein Lärm, der langsam anschwell und sich zum infernalischen Dröhnen steigerte.

Das Brausen sauste heran und durchrüttelte die Erde.

Das Geräusch schwoll an, wurde zu einem Donnern und Dröhnen, einem Heulen und Pfeifen, das die Ohren zu betäuben drohte. Tony Tanner konnte sich die Quelle dieses höllischen Lärms nicht vorstellen. Bilder monströser Maschinen oder gigantischer drachenartiger Echsen blitzten durch seinen Kopf. Sein erster Impuls war, zu fliehen. Dann aber besann er sich und rannte zusammen mit Steele, der keine Sekunde gezögert hatte und Häuptling Koala auf einen niedrigen Hügelkamm zu, der ihnen die Sicht nahm.

Als er sich keuchend neben Steele auf den Boden warf, war der Lärm so gewaltig, dass er wie Knüppel auf die Ohren einschlug und die Luft zu harten Stoßwellen zu verdichtete.

Tony starrte ungläubig und blickte dann zur Seite, wo Koala Augen und Mund aufriss und den staunenden Steele mit zusammengekniffenen Augen, wie ein Schütze vor dem Abziehen, konzentriert beobachtete.

So etwas hatte Tony Tanner noch nie im Leben gesehen. Was

da in weniger als hundert Metern Entfernung an ihnen vorüberzog, erinnerte an ein Flugzeug, aber es war von gigantischer Größe und es flog unmittelbar über dem Boden, sodass Tony sofort an einen Absturz dachte und berechnete, wie weit die Wolke des explodierenden Kerosins wohl alles zu Asche verwandeln würde.

Aber es war kein Absturz. Das Fluggerät zog mit hoher Geschwindigkeit vorbei, und Tony versuchte, während ihm das Herz bis zum Hals schlug, sich alle Einzelheiten einzuprägen.

Ihm war klar, das dieses Gerät in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Ort stand, zu dem sie hinstrebten. Es flog - oder schwebte in dieselbe Richtung.

Tony Tanner kannte sich, berufsbedingt, ein wenig mit Flugzeugen aus. Also konnte er schätzen, dass sich das Fluggerät mit einer Geschwindigkeit fortbewegte, die höher war als die Abhebebeschwindigkeit eines Jumbojets oder selbst einer Concorde. Zwischen 400 oder 500 Stundenkilometern mussten es demnach sein. Wenn Tony sich weiterhin die größten Flugzeuge, die er gesehen hatte, vor Augen führte, sechsmotorige Antonows oder die B-52 des Strategischen US Bomberkommandos, die er einmal zu Gesicht bekommen hatte, als es irgendeinen Kriegserinnerungstag mit königlicher Anwesenheit zu feiern gegeben hatte, dann war dieses Monster da vorne noch um einiges größer.

Tony bemerkte, dass der Rumpf Ähnlichkeiten mit einem Flugboot hatte. Die Piloten saßen in einer rundum verglasten Kanzel, die ihnen auch freien Blick nach unten gewährte. Tony Tanner glaubte, für eine Sekunde zwei oder drei Gestalten hinter frei stehenden Instrumentenborden erkennen zu können. Das Ding war ein Hochdecker, auf den enorm langen und enorm breiten Flügeln saßen drei oder vier Turbinen pro Seite, da war sich Tony nicht sicher. Die Heckflosse ragte so hoch, dass sie auf jedem Flughafen den Tower übertroffen hätte, das Höhenleitwerk war weit oben angebracht.

Als das Ding auf ihrer Höhe war, spürte Tony den heulenden

Sog, den es ausübte und merkte, wie sich neben ihm die Sandkörner in diese Luftströmung stürzten und über seine Haut schmirgelten. Er klammerte sich am Boden fest. Sein Hemd flatterte und zerrte, als wollte es ihn mitreißen.

Die Beobachtungen waren wie Schnappschüsse, die jemand automatisch macht, um sie sich erst hinterher, nach dem Ereignis, in Ruhe anzuschauen und dann erst alles zu begreifen.

Es waren nur einige Sekunden vergangen, da geriet das Fluggerät schon außer Sicht, verborgen von der aufwirbelnden Staubschlepe, die es wie einen Lindwurm hinter sich herzog.

Die drei Männer husteten und würgten, als sich der Staub in ihre Richtung bewegte und sie mit rötlichem Puder überzog. Aus der Ferne rollte noch der Turbinendonner, der endlich erstarb.

»Wahnsinn«, hustete Steele. »Ein Ekranoplan.«

»Ein was?«

»Ein Ekranoplan. Ein ... ein Bodengleiter, ein Bodeneffekt-Flugzeug.«

»Ich verstehe immer noch nichts«, erklärte Tony Tanner.

Sie waren aufgestanden und gingen die wenigen Schritte bis zu der Stelle, über die das Fluggerät hinweg gebräust war. Deutlich waren die Verwirbelungen auf dem Boden zu sehen. Wo Büsche gestanden hatten, waren sie von dem Sog ausgerissen worden. Es wirkte tatsächlich so, als hätte sich eine Riesenraupe durch das Land gewälzt.

»Also?« Tony Tanner schaute Steele auffordernd an. »Was ist ein Ekranoplan oder ein Bodengleiter oder ein Gleitzeug oder was auch immer?«

»Im 2. Weltkrieg hatten die Deutschen riesige Transporter, sechsmotorige Dornier-Flugboote, die ihre Afrika-Armee versorgten. Diese Dinger rauschten im Tiefflug über das Mittelmeer, weil die Piloten merkten, dass sie auf diese Weise Treibstoff sparen konnten. In den 70er oder 80ern haben die Westdeutschen Versuche mit kleinen Flugbooten gemacht, die über der Ostsee

operieren und Schnellboote ersetzen sollten. Aber die Sowjets bauten nach dem Prinzip einige große Flugzeuge und nannten sie Ekranoplane. So weit ich mich erinnere, wurden sie über dem Kaspischen Meer eingesetzt. Die US-Aufklärung bekam zwar per Satellitenbild mit, dass da irgendwas Großes mit riesiger Geschwindigkeit über das Wasser sauste, aber was es war, bekamen sie erst heraus, als die UdSSR schon nicht mehr existierte.«

»Aber das gerade eben, das war kein russisches Ekrandingsbums?«

»Nein, das Ding vorhin war drei- oder viermal so groß wie die sowjetischen Geräte.«

»Bei dieser Staubfahne müssen diese ... diese Ekranoplane doch auf jedem Satellitenbild deutlich zu erkennen sein«, mutmaßte Tony Tanner. Steele schaute ihn nur kurz an und zuckte mit den Schultern.

»Na und? Die australischen Roadtrains wirbeln auch Staub auf. Was kümmert es einen Bildauswerter, ob so eine Staubfahne auf einer offiziell bekannten Piste entsteht oder irgendwo sonst. Vielleicht hat ein Fahrer sich ja eine neue Route erschlossen?«

»Aber kein Lastwagen zieht eine solche Staubschleppe hinter sich her.«

»Wissen wir das wirklich? Im Übrigen sollten wir uns über eine Sache klar sein - die Genies in Langley sind vor allem eine Erfindung von Hollywood. Ist doch klar - wenn ich aus dem Weltraum Fotos machen kann, auf denen ich unterscheiden kann, ob drei Araber, die zusammenstehen, den Scheitel links oder rechts tragen, dann komme ich mir ganz clever vor. Aber ich weiß noch nicht, was in den Köpfen vorgeht. Reden die drei Araber über ein Geschäft, über Frauen, über Pferde oder über einen Terroranschlag - diese Frage werden mir die Bilder nicht beantworten. Der Witz ist - drei oder vier Bücher, die sich kritisch mit der CIA beschäftigen, wurden im Auftrag der CIA geschrieben. Vordergründig wird über mangelnde demokratische Kontrolle abgejammert und darüber, dass die CIA-Agenten auf raffi-

nierte Weise böse Dinge tun. Aber was damit gesagt werden soll, ist schlicht: Wir können so was, nehmt euch in acht. Das ist die Botschaft.«

»Nun ja, vom CIA hatte ich eigentlich auch keine Hilfe erwartet«, resümierte ein frustrierter Tony Tanner.

»Immerhin haben wir jetzt einen Lotsenservice - immer der Spur nach«, erklärte Steele und stapfte zurück zum Wagen.

Jetzt erst fiel Tony auf, dass Häuptling Koala keinen Ton gesagt hatte. Einerseits fand er das ganz erfrischend, kamen aus dem Mund des alten Aborigines doch vorwiegend Bosheiten über die Käseärsche. Auf der anderen Seite hatte Koala Tony und Steele an einen heiligen Ort seiner Ahnen geführt und ihnen dadurch Vertrauen erwiesen. Das war für Tony Grund genug, sich bei Koala zu erkundigen, ob alles klar sei.

Der Häuptling zuckte beim Klang von Tonys Stimme zusammen und schaute ihn aus seinem staubgepuderten Gesicht an.

»Der Wurm aus Staub wird den heiligen Weg fressen«, flüsterte Koala.

Zuerst verstand Tony nicht. Dann sagte er: »Es waren doch nur ein paar Büsche und geknickte Bäume und ...«

Energisch schüttelte Koala den Kopf. Für einen Moment war er von einer Staubwolke umgeben, die aus seinen Haaren aufstieg.

»Es ist eine Prophezeiung. Es ist das, was die Vorfahren gesehen haben.« Koala verstummte, schien zu überlegen. Dann brüllte er plötzlich los: »Alles geschieht so, wie die Ahnen es gesehen haben. Ich bin Zeuge. Meine Augen haben es gesehen. Der weiße Dreck lässt die grünen Ameisen aus der Erde.« Damit wandte sich Koala abrupt ab, stampfte davon, drehte sich noch einmal um und rauschte zurück zu Tony, als wolle er ihm wüste Beschimpfungen ins Gesicht schreien. Aber Koala blieb stumm. Für einen unendlich scheinenden Moment starrten sich Häuptling Koala und Tony Tanner an, dann drehte sich der Farbige um und ging zum Wagen. Tony folgte ihm. Er beobachtete, wie aller

Zorn, der Koala eben noch aufgebläht hatte wie einen Ballon voll hochexplosivem Gas, langsam entwich und der Gang des alten Mannes schleppend wurde, wie er in sich zusammenfiel und mühsam und stumm auf die Ladefläche des Pick-up krabbelte.

Sie versorgten sich mit Wasser und fuhren los.

»Was war das eben?«, fragte Steele nach einiger Zeit. »Sah aus, als wollte Häuptling Koala einen Mord an einem Käsearsch begehen.«

»Ja«, bestätigte Tony, »den Eindruck hatte ich auch fast. Er wollte mir stellvertretend für alle Weißen eins auf die Glocke geben. Er behauptet, die Ahnen hätten dieses Fluggleitdings gesehen.«

Steele antwortete nicht und starrte über die Motorhaube auf die Spur von ausgerissenen Büschen und geknickten Bäumen, denen sie folgten.

Schließlich überschritten sie endgültig die Grenze zur Simpsonswüste und rollten über rötliche Dünenlandschaft. Die Eintönigkeit des steten Auf und Ab schlug Tony ebenso auf die Stimmung wie die Hitze.

Der Himmel hatte sich mit einem grauen Schleier bedeckt, durch den die Sonne als weißlicher Fleck brannte. Die Luft war trocken und saugte den Schweiß von der Haut wie Löschpapier. Nach einigen Stunden hatte Tony das Gefühl, seine Zunge läge wie ein totes, aufgeblähtes Stück Fleisch in seinem Mund. Zum Glück war ihr Wasservorrat ausreichend und er konnte viel trinken. Aber die Empfindung, ausgedörrt zu werden, blieb und steigerte sich mit jeder Stunde, die sie sich vorwärts kämpften. Schließlich reichte Tonys Notvorrat an Ausreden und Selbstbeschwichtigungen nicht mehr und er musste sich eingestehen, dass es nicht an der Hitze lag oder an der trockenen Luft.

Es war irgendetwas anderes, das hier über der Wüste lag und ihm das Mark aus den Knochen saugte, ihn schwächte und ihn zugleich aufblähte.

»Wenn das so weitergeht, sehe ich aus wie das Michelin-Männ-

chen«, verkündete Tony mit träger Stimme und betrachtete seine aufgedunsenen Finger, die so dick geworden waren, dass sie unangenehm aneinander scheuerten, wenn er sie nicht ganz bewusst abspreizte.

»Das macht die Hitze«, erklärte Steele. Es klang nicht überzeugend. Auch er registrierte, dass irgendetwas vorging. Vielleicht war er nicht so sensibel wie Tony Tanner, vielleicht nicht so hysterisch, vielleicht war er einfach besser in Form. Aber Steele entging nicht, dass etwas Trübes, Niederdrückendes in der Atmosphäre lag, eine Pestilenz der Seele, die jeden Gedanken bleischwer machte und jede Entscheidung durch den zähen Sirup von Zweifel und Zaudern festklebte wie eine Stubenfliege.

So wusste Steele nicht einmal, wie lange er gebraucht hatte, um sich zu einer Rast durchzuringen. Es mochten Stunden gewesen sein, in denen er stumpf am Lenkrad gedreht hatte und auf den Pfad glotzte, dem sie folgten. Vielleicht hatte er den Gedanken gehabt und ihn sofort verwirklicht, er wusste es nicht.

Es war inzwischen dunkel geworden. Häuptling Koala hockte als dunkle Masse auf der Ladefläche und machte keine Anstalten abzustiegen, und die beiden anderen hatten keine Lust, ihn dazu aufzufordern. Steele zwang sich mit aller Energie, die er noch in sich spürte, auf den Weg von routinemäßigen Handgriffen. Er holte Holz vom Wagen, entzündete ein Feuer und begann, die unvermeidlichen Nudeln zu kochen.

Solange er nicht nachdachte, sondern sich blind auf die vertrauten Handgriffe verließ, war alles in Ordnung. Sobald er aber für eine Sekunde von diesem Pfad abwich, schien Steele wieder in einem Sumpf festzustecken und musste sich mühsam dazu zwingen, mit dem Löffel, den er in der Hand hielt, den Inhalt des Topfes anzurühren oder etwas Holz ins Feuer zu werfen.

Koala trat in den gezackten, unruhig springenden Bereich des Feuerscheins. Er trug weiteres Feuerholz unter dem Arm.

»Das Feuer ist gut«, murmelte er. »Das Feuer verbrennt alles

Böse.«

Damit begann er, rund um ihr Lager vier kleinere Feuer anzuzünden.

Tony Tanner fragte sich, ob die Wirkung auf Suggestion beruhte oder ob etwas anders im Spiel war. Jedenfalls fühlte er sich nach kurzer Zeit so erfrischt wie seit Stunden nicht mehr.

Häuptling Koala setzte sich zu ihnen, nahm wortlos seine Ration in Empfang und verspeiste sie.

»Kennt ihr die Geschichte von Molly Kelly?«, fragte Koala unvermittelt. Er erntete nur erstaunte Blicke aus zwei Augenpaaren. Koala achtete nicht darauf, als wäre die Antwort schon vorher für ihn klar gewesen.

»Keine aufregende Geschichte - Molly Kelly, Mischling, Mutter aus dem Stamm der Mardudjara, Vater weißer Wanderarbeiter. Mit 14 wurde sie aus Jigalong abgeholt und nach Moore River gebracht. Ein Lager, zweitausend Kilometer entfernt, in dem unsere Kinder zusammengepfercht wurden, um sie umzukrempleln. Molly haute ab und ging die ganzen zweitausend Kilometer zurück, zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Cousine. Neun Wochen unterwegs und die Weißen mit Spurensuchern hinter ihnen her. Sie hat es geschafft. Aber nach einigen Jahren haben sie die Weißen wieder geschnappt, wieder das Lager und Molly haute wieder ab, mit ihrer kleinen Tochter, die ältere musste sie bei einer Verwandten im Lager lassen. Sie kam wieder durch.«

»Ich glaube ... ich hab da mal einen Film ... oder zumindest eine Vorankündigung«, sagte Tony Tanner zögernd in das Schweigen.

»Na und?«, blaffte Koala grob zurück. »Es gab einen Scheißfilm und es gab ein Scheißbuch, nach dem der Scheißfilm gemacht wurde. Ich würde mir mit dem Papier von dieser Schwarte nicht mal den Arsch abwischen wollen.« Koala starrte vor sich und begann mit den Fingern im Sand zu wühlen.

»Das Schicksal meines Volkes auf dem Nachttisch von Käseär-

schen, Bettlektüre für diese Drecksäcke von Liberalen, die sich vor lauter Betroffenheit routinemäßig in die Designerhose pissen. Ich könnte kotzen!«, brach es aus ihm heraus. Seine Faust krallte sich um einen Sandklumpen und schleuderte ihn weit in die Dunkelheit.

Im flackernden Schein des kleinen Feuers konnte Tony Tanner das Gesicht des alten Mannes nicht genau erkennen. Es war verzerrt, aber er wusste nicht, ob es Zorn oder Trauer war, die sich in den veränderten Zügen einen Ausdruck schafften. Tony war sicher, dass er etwas sagen musste, dass er etwas tun musste, um der Spannung ein Ventil zu verschaffen. Zwischen den drei Männern herrschte eine Stimmung, als müsste jeden Moment eine Prügelei ausbrechen.

»Wenn dir unsere Käsearschgesellschaft nicht passt, Häuptling«, kam Steeles ruhige Stimme aus dem Dunkeln, »dann kannst du dich ja von uns scheiden lassen. Du bekommst die Kinder und den Hund und die Hälfte vom Wasser und dann zieh Leine.«

»Falsch, ganz falsch«, giftete Koala zurück. »Ich kann nicht Leine ziehen, ich gehöre hier hin, es ist mein verdammt Land und dieses Land ist ein Teil von mir wie mein Blinddarm oder meine Leber. Ihr könnt eure Käseärsche wieder in ein Flugzeug setzen, die Ozonschicht zerblasen und euch in euer Scheißamerika oder euer Scheißeuropa verziehen, aber ich muss bleiben, das wollte ich euch nur mal klarmachen.«

»Ist angekommen«, sagte Steele. Seine Stimme war immer noch so gelassen und kühl, als würde er sich mit einem sehr höflichen Hotelboy unterhalten.

Tony Tanner räusperte sich. Die krallenartigen Narben auf seiner Schulter begannen zu schmerzen, ein stechender Schmerz, als würde ihm ein Unsichtbarer einen Stachel ins Fleisch stechen, um ihn vorwärtszutreiben.

»Also, ich fürchte«, begann Tony zögernd und lauschte etwas erstaunt dem Klang seiner eigenen, kratzigen Stimme, so als

würde sie ihm Mitteilungen machen, die sein bewusstes Ich noch nicht kannte, »... das mit der Scheidung wird wohl nicht so einfach.«

»Warum nicht? Ich kann aufstehen und gehen!«, polterte Häuptling Koala.

»Wohl wahr«, hörte sich Tony sagen. »Du könntest auch darauf verzichten zu atmen oder zu essen. Aber dann erfüllst du deine Aufgabe nicht.«

»Komm du mir nicht mit meiner Aufgabe. Du nicht und auch kein anderer Käsearsch.«

»Dein heiliger Zorn in allen Ehren, Häuptling Koala«, fuhr Tony Tanners Stimme fort, »aber er nutzt weder dir noch jemand anderem, nicht einmal einem räudigen Kaninchen irgendwo in seinem Bau irgendwo auf diesem Kontinent. Du hast uns die Bilder gezeigt, die deine Ahnen auf die Felsen gemalt haben. Ich verstehe nichts davon - aber eines habe ich gesehen - dieses seltsame Wesen mit den sechs Beinen und dem schwarz-weißen Fell. Nicht zwei Beine, nicht vier, sondern sechs. Und kein schwarzes Fell und kein weißes Fell sondern ein schwarz-weiß geflecktes Fell. Also werden wir uns jetzt, verdammte Scheiße noch mal, zusammenraufen, oder wir können die ganze Sache vergessen.«

Es folgte ein erstauntes Schweigen und dann fragte Koala: »Ich habe euch nichts von dem Wesen mit den sechs Beinen gesagt. Ich selbst habe erst durch einen Traum davon erfahren. Woher weißt du davon?«

»Ich weiß es eben«, antwortete Tony Tanner und das war tatsächlich die einzige Antwort, die er geben konnte.

Keiner sprach noch ein Wort. Sie starrten in die langsam verglimmenden Feuer, schlugen zum Schutz gegen die Nachtkälte die Arme um sich und zogen die Beine an und irgendwann schliefen sie alle ein.

In der Nacht kam ein heftiger Wind auf. Im Halbschlaf krochen

die Männer in den Schutz des Pick-up, um dessen Kanten und Ecken der Wind heulte. Sandkörner rieselten auf sie nieder und Steele hatte kurz den Gedanken, dass dieser Wind sämtliche Spuren des Ekranoplans verwischen würde.

Am Morgen sah sich Tony von einer rötlichen Sandschicht bedeckt. Der Sand war in seinen Ohren, in seinen Haaren, unter seinen Fingernägeln und in seiner Nase. Als er den ersten Schluck trank, würgte er einen Pfropfen aus Schleim, Sand und Wasser herunter.

Steele hatte versucht, den Motor zu starten und musste feststellen, dass der Vergaser verstopft war. Mit einem Knurren begann er mit der Reinigung, stellte dann fest, dass der Sand sich in weitere Leitungen hineingedrückt hatte, und kündigte eine längere Reparatur an.

Während Steele in der geöffneten Motorhaube verschwand, streifte Tony in der Umgebung herum.

Er fand Häuptling Koala, der auf einer Sanddüne sah und regungslos in eine Richtung starrte. Tony hatte wenig Lust, dem alten Mann zu begegnen und wollte einen weiten Umweg machen, aber Koala bemerkte ihn, stand auf und ging zu Tony.

»Der heilige Weg ist zerstört«, sagte Koala anstelle eine Begrüßung.

»Und was heißt das?«

»Ich weiß es nicht. Es ist noch nie geschehen. Immer hat es die heiligen Wege gegeben. Ich konnte sie sehen mit meinem inneren Augen. Aber dieser Weg ist zerstört, er ist zerrissen, ich kann ihn nicht mehr weitergehen.«

Trotz der Hitze überkam Tony bei diesen Worten ein Frösteln. Der Himmel war von grauem Dunst bedeckt, durch den die Sonne nur als schwacher heller Fleck erkennbar war. Trotz der weiten und flachen Wüstenlandschaft nahm der Dunst alle Sicht und umzingelte sie mit matter, stumpfer, trüber, undurchdringlicher Luft. Es hatte etwas Feiges, wie das lauernernde Umkreisen von Hyänen und es erfüllte Tony mit einer hilflosen Wut. Er

wünschte sich einen Knüppel, um damit schreiend auf den Dunst loszustürmen und ihn in Stücke zu schlagen.

Aus der Ferne glaubte er plötzlich ein Geräusch zu hören. Er erstarrte und lauschte, konnte aber weiter nichts mehr vernehmen. Koala schaute Tony erstaunt an und hatte selbst wohl nichts gehört.

Plötzlich, als würde ihm ein Schleier von den Gedanken gerissen, wurde Tony klar, dass sie ganz nahe am Ziel waren. Irgendwo in der Nähe, hinter diesem Schleier trüber Luft, entstand ein Hyleg. Bisher war das für Tony nichts als ein seltsam klingendes Wort gewesen, um das der Conte di Saloviva auf seine etwas zeremonielle Art viel Aufhebens machte und das in dem Weltbild der Fraternidad eine zentrale Rolle spielte. Aber jetzt spürte Tony Tanner am eigenen Leib, das etwas vor sich ging. Etwas Bedrohliches, etwas Ungutes, etwas Gewaltiges. Er hatte noch das seltsame metallische Donnern im Ohr, er spürte die drückende Atmosphäre und die sonderbar schmeckende Luft, die das Atmen schwer machte. Tonys Unruhe stieg, er begann auf etwas zu warten, das in der nächsten Sekunde geschehen konnte und doch war jede Sekunde unendlich und quälend lang. Seine Nerven schienen durch die Haut zu wachsen und die elektrische Spannung aus der Luft zu saugen.

»Du spürst es auch«, sagte Koala plötzlich. Von hinten hörten sie das vergebliche Orgeln des Anlassers und daraufhin das wilde Fluchen Steeles.

»Und er spürt es auch«, fügte Häuptling Koala hinzu.

»Ja ...« Tony schaute sich um. Alles in ihm kribbelte, sein Herz pochte, als könnte er das Knistern einer Zündschnur hören, alles in ihm drängte zur Flucht. Nur weg von hier, nur irgendwie einen Abstand zwischen sich und diesem Ort bringen. Er versuchte ruhig zu bleiben, biss die Zähne zusammen und musste sich der Bilder erwehren, die ihm durch den Kopf rasten. Es waren undeutliche Erinnerungen an mittelalterliche Gemälde, an Höhlenklüfte, aus denen Flammen blakten und an grinsende, missge-

staltete Teufel, die schreiende Menschen in diesen Abgrund stürzten. Und er dachte an die Gemälde von Gainsworth, die genau das illustrierten, was Tony Tanner jetzt empfand.

Mit einem Krachen zündete der Motor des Pick-up. Eine schwarze Abgaswolke zog über die Wüste und Steele hämmerte auf die Hupe.

Tony schob sich wieder auf den Beifahrersitz. Zu seinem Erstaunen kletterte Koala auch in das Führerhaus und setzte sich auf den schmalen Notsitz, der über dem Getriebetunnel angebracht war.

Er deutete die Richtung an.

»Der Weg ist zerstört. Aber ich kann die Reste sehen.«

»Warum tun wir das eigentlich?«, knurrte Steele. »Wir könnten uns doch jeden Tag mit dem nackten Hintern auf eine heiße Herdplatte setzen, das wäre doch irgendwie entspannender.«

Es gab eine Tatsache, die Dorkas das Warten auf Troigers Anruf noch schwerer machte. Dorkas zermartete sich den Kopf darüber, betrachtete die Sache von allen Seiten und in allen Einzelheiten und dennoch blieb ein Rest Misstrauen gegenüber Little bestehen. Dorkas selbst vermochte nicht einzuschätzen, ob sein eigenes Misstrauen nur ein Rest war oder eine ziemlich große und ziemlich störende Masse an Misstrauen. Vor allem misstrauete Dorkas seinem Begleiter Little, weil der mit seiner ganz speziellen Sensibilität Dorkas Misstrauen registriert haben musste, sich aber nichts anmerken ließ.

Die Sache wurde von Troiger in die Wege geleitet, aber Little war es, der sie zum Problem machte, indem er eine entsprechende Frage mit einem *Och, nichts* antwortete und damit log. Aber vielleicht log er ja nicht, sondern wusste es wirklich nicht und dann hatte entweder Troiger einen Irrtum begangen oder etwas war mit Little geschehen, das zu Sorgen Anlass gab.

Dorkas rieb sich müde über die Stirn und rutschte auf der harten Parkbank, um seinem gefolterten Gesäß eine Entlastung zu gönnen. Heidelberger Parkbänke schienen einen ganz besonderen Härtegrad zu besitzen. Vielleicht lag es ja auch an einer gewissen Verweichlichung, die durch den Komfort von Collesalvetti hervorgerufen worden war.

Dorkas war allein. Little hatte sich verabschiedet, um zwi- schendurch zum Hotel zurückzukehren und sich zu erkundigen, ob Troiger angerufen hatte.

Dorkas schaute der kleiner werdenden Gestalt Littles nach, bis ein kahles Gebüsch ihn verdeckte. Ein leichter Nieselregen setzte ein, und Dorkas schlug den Mantelkragen hoch. Noch einmal suchte er sich alles zusammen, was er wusste und versuchte, es zu bewerten. Sie beide, Dorkas und Troiger hatten in der Bibliothek gestanden und sich unterhalten. Plötzlich war Troigers Gesicht von einem seltsamen Ausdruck des Schreckens verzerrt worden und der alte Mann war zusammengebrochen. Als sich Dorkas über ihn beugte, hatte Troiger etwas wie *Ich habe ihn verraten* geflüstert. Dorkas erinnerte sich, dass er geschrien hatte und dass hinter ihm, wo Little gestanden hatte, das Klappen eines Buchdeckels zu vernehmen gewesen war. Dann war Little gegangen, um Hilfe zu holen und Dorkas hatte Troiger beim Aufstehen geholfen und sie waren gemeinsam durch die verwinkelten Gänge der Privatbücherei geschlurft. In dieser Zeit hatte Troiger es ihm erzählt, aber Dorkas war sich nicht sicher, ob Troiger wirklich klar im Kopf gewesen war oder ob er einfach wirres Zeug gefaselt hatte. Dorkas grunzte, klatschte sich auf die Schenkel und wiegte den Kopf. Eine Kindergärtnerin, die mit ihren Schützlingen auf einem Spaziergang war, spähte zu dem kuriosen Mann hinüber und trieb die Kleinen dann zu größerer Eile an. Dorkas bemerkte nichts davon.

Nein, Troiger war völlig klar im Kopf. Selbst als er zusammenbrach, hatte das nichts mit einer geistigen Schwäche zu tun. Es war eine körperliche Reaktion auf einen Schreck, der Troiger

durch Mark und Bein gefahren war. Als Dorkas ihn gefragt hatte: »Was ist Ihnen?«, da antwortete Troiger: »Ich habe es vermasselt.« Dorkas verstand den Begriff vermasselt nicht, aber aus dem, was Troiger danach sagte, wurde klar, dass es um einen ganz fürchterlichen Fehler ging, den Troiger sich zuschrieb. Zuerst hatte Dorkas befürchtete, es ginge um die Berechnungen der Energieströme und der Hylegs. Aber dann schlurften sie durch die Bücherei und hatten diese ungewohnte Nähe zweier, sich aneinander klammernder Menschen, die für beide zugleich peinlich und irgendwie doch angenehm gewesen war.

Dorkas hatte das Gespräch noch wörtlich im Gedächtnis. Er hatte sogar noch den Klang von Troigers Stimme im Ohr und gewann dadurch die Sicherheit, dass Troiger ganz klar im Kopf gewesen war.

»Ich fürchte, Ihr Begleiter hat etwas in die Finger bekommen, was er niemals sehen sollte. Er nicht und kein anderer Mensch«, hatte Troiger gesagt. Auf Dorkas verständnislose Nachfrage hatte Troiger etwas unwillig *Ein Buch natürlich* geantwortet und ihm war anzumerken gewesen, dass ihn die ganze Angelegenheit persönlich sehr erregte.

Endlich begann Troiger zu erzählen. Von einem alten Freund namens Josef Israel Rosenzweig, der ihm 1937 seine Bibliothek vermacht hatte.

»Rosenzweig hatte panische Angst davor, dass die falschen Leute seine Sammlung in die Finger bekommen könnten.«

»Welche falschen Leute?«, hatte Dorkas etwas naiv gefragt.

»Semberger, von Altmeyer und die.«

Die Namen hatten Dorkas nichts gesagt, aber Troiger hatte ihm etwas weitschweifig erklärt, dass die Nationalsozialisten ein starkes Interesse an Esoterik gehabt hätten.

»Natürlich redet man nicht darüber und lässt sich über soziokulturelle Voraussetzungen im marxistischen Sinn aus oder übt sich in Vulgärpsychologie. Hitler als verkappter Homosexueller, Himmler als halb homosexuelles Muttersöhnchen und so weiter.

Da hat doch vor einiger Zeit so ein englischer Professor behauptet, Hitler habe nur einen Hoden gehabt«, hatte Troiger gesagt. Das Thema war Dorkas unangenehm und er hatte nur mit einem undeutlichen Murmeln geantwortet.

»Wissen Sie, was es bedeutet, dass Hitler nur einen Hoden hatte? Gar nichts, außer vielleicht, dass Hitler Engländer war ... verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht persönlich ...«

»Keine Ursache«, kam die Antwort von Dorkas. »Ich halte von diesem ganzen Kram auch gar nichts.«

»Eben. Mit diesem ganzen Mist verdeckt man nämlich nur die eigentlichen Lehrmeister dieses Wahnsinnigen - Lanz von Liebenfels, der Thuleorden, dieser gesamte Sumpf aus Esoterik, Astrologie, Rassismus, Antichristentum. Satanismus. Sagen Ihnen der Name Hartwig Hundt-Radowsky etwas?«

»Nie gehört«, lautete die Antwort eines neugierig gewordenen Dorkas.

»Rosenzweig hat seine Dissertation über Hundt-Radowsky geschrieben. Eine ziemlich widerwärtige Gestalt - ich meine natürlich Hundt-Radowsky. Hat sich gegen 1840 irgendwo bei Bern totgesoffen. Vorher hat er Bücher geschrieben, in denen er verschiedene Vorschläge machte, wie man die Juden am praktischsten ausrottet, als Sklaven an die Engländer verkaufen, die Frauen ins Bordell und so. Außerdem hat er die weißen Juden erfunden. Die Engländer zum Beispiel waren weiße Juden, und natürlich war auch Deutschland - er war Deutscher - voller weißer Juden. Das waren diejenigen, die zwar nicht wirklich Juden waren, aber eigentlich doch Juden, weil sie diesem Hundt-Radowsky nicht in den Kram passten.«

»Die Juden als Superbösewichter. Das ist nicht besonders originell.«

»Absolut nicht. Sie waren für Hundt-Radowsky ungefähr das, was die Deutschen oder die Nazis für einen braven Hollywoodproduzenten von heute ist. Egal. Rosenzweig fand jedenfalls heraus, dass Hundt-Radowsky, bevor er durch seinen Suff vollends

auf den Hund kam, eine eifrige Korrespondenz mit Auerthaler hatte. Auerthaler hat Hundt-Radowsky mit Geld versorgt, obwohl ihm klar sein musste, dass dieser es nur in Alkohol anlegen würde.«

»Er hat also mitgeholfen, dass sich dieser Hund zu Tode getrunken hat?«

»Rosenzweig hat das vermutet. Es ist so, dass Auerthaler Hundt-Radowsky diese antisemitischen Geifereien mehr oder weniger gestohlen hat. Er hat den weißen Juden durch den Seelenjuden ersetzt und konnte dadurch theoretisch jede Form von Vernichtung gegen jeden rechtfertigen, der ihm im Weg stand. Der Seelenjude war die Erbsünde. Manche Menschen waren ohne diese Erbsünde, das war die Elite, die über jeglicher Moral stand. Moral, also christliche Moral war sowieso nur ein Trick des Judentums. Wo Hundt-Radowsky Jesus noch zum Arier gemacht hatte, schaffte Auerthaler den Nazarener ab.«

»War dieser Auerthaler so etwas wie ein Satanist?«, hatte Dorkas vorsichtig gefragt.

»Sie haben es mit Ihrem Scharfsinn sofort erkannt, mein teurer Freund. Auerthaler war bekennender und praktizierender Satanist. Gott war für ihn nichts als ein unverschämt überheblicher Judenbengel, und Luzifer war der Lichtengel, der sich gegen diese himmlische Judenmischpoche stellte und dafür fürchterlich gestraft wurde. Die Hölle war also mehr oder weniger der einzige Ort ohne Juden. Lauter arische Teufelchen, es muss besser gewesen sein als bei einer SS-Feier. Verzeihung ... kleiner Scherz sollte das sein. Auerthaler gründete in Wien einen esoterischen Zirkel, der sich einer gewissen notorischen Beliebtheit wegen seiner Orgien erfreute. Es gab unerfreuliche juristische Untersuchungen, weil bei diesen Orgien einige junge Mädchen zu Tode gekommen sein sollen. Dass die Mädchen Sarah oder Rachel hießen, sollte eigentlich niemanden besonders verwundern.«

»Sehr interessant«, war es von Dorkas gekommen, der inzwischen schon gekeucht hatte, weil er das Gewicht von Troiger

kaum noch halten konnte. Trotzdem war es wirklich interessant, was Troiger erzählt, nur verstand Dorkas den Zusammenhang nicht und er sagte es auch.

»Der Zusammenhang wird gleich deutlich werden, mein Freund. Auerthaler soll angeblich den Verstand verloren haben, so genau weiß man es aber nicht. Er starb unter unklaren Umständen in einem brennenden Haus. Sein Nachlass wurde von Mitgliedern seines Zirkels verwaltet und schließlich kam er zu einem Wiener Buchhändler - Salomon Fischel, da sage noch einer, das Schicksal oder der Zufall hätte keinen Sinn für Ironie. Von diesem Fischel kaufte Rosenzweig die Bücher. Die andere Seite der Geschichte ist, dass sich der Zirkel der Satanisten auflöste, aber natürlich nicht verschwand. Es bildeten sich verschiedene Gruppen, Zirkel und Orden, die sich teilweise gegenseitig magisch oder sehr handfest bekriegten. Um es kurz zu machen, sie bildeten genau jenen Humus aus Rassismus, Größenwahn, Geilheit, Verklemmung und Erwählungsfantasien, in dem das Pflänzlein Adolf Hitler aufwuchs. Hitler und Wien, ein sehr interessantes Thema.«

Troiger verstummte.

»Mein Freund Rosenzweig saß also auf dem Erbe von Auerthaler und seiner Satanistenbrut und fügte die Bücher der Bibliothek seiner Schule des kabbalistischen Weistums ein. Er fand das außerordentlich witzig. Nun gut, ich komme jetzt zum Kern der Sache.«

Dorkas verschränkte die Arme und zog, wie eine verärgerte Schildkröte, den Nacken so weit es ging in den hochgeschlagenen Mantelkragen hinein. Diese Parkbank im herbstlich vernieselten Heidelberg war sicherlich nicht der Ort, an dem er die *German Gemütlichkeit* in ausreichendem Maße genießen konnte. Dennoch passte der Ort zu der Stimmung, in der sich Dorkas gerade befand, und aus dieser Tatsache heraus wäre ihm im Moment gar kein anderer Ort eingefallen, der seinen Bedürfnissen eher entgegengekommen wäre. Mit der Ausnahme eines walisi-

schen Friedhofs um Mitternacht vielleicht.

Den vorsichtigen Seitenblick, den Little ihm zuwarf, registrierte Dorkas nicht. Er legte das Kinn auf die Brust und erinnerte Little an eine Mischung aus Napoleon bei Waterloo, Mussolini, der befriedigt den Beifall der Menge entgegennimmt, zusätzlich mit etwas Patton, der über Taktik brütet und einem Schuss *Der Denker* von Rodin. Alles in allem keine Mischung, die Little zu besonderem Entzücken herausgefordert hätte - zumal er selbst einiges hatte, über das er nachdenken musste. Little hatte einen üblen Verdacht, was ihren Gewährsmann Troiger anging, eine Vermutung, die ein anderes Licht auf die Fraternidad warf und es zudem schwer machte, Dorkas, dessen Freundschaft zu Troiger ebenso so groß war wie das Vertrauen, das er in den Deutschen setzte, zu einer Aussprache zu bewegen.

Little schabte nervös mit den Sohlen über den nassen Asphalt des Parkweges. Er holte tief Luft, um den einen entscheidenden Satz herauszupressen und sank dann wieder in sich zusammen. Nein, dieser Moment war nicht geeignet, um Dorkas die Wahrheit über seinen Freund Troiger zu sagen.

»Ich gehe mal ins Hotel. Horchen, ob ein Anruf von Troiger gekommen ist«, erklärte Little und erhob sich. Als Antwort kam nur ein kurzes Gurren, als akustischer Blankoscheck, auf dem er sich alle Varianten selbst notieren konnte. Zögernd drehte sich Little um und ging dann den Weg in Richtung Parkausgang entlang.

Dorkas rollte das Kinn ein wenig zur Seite, so, dass er Littles kleiner werdender Gestalt mit den Augen folgen konnte, bis sie hinter einem Busch, in dessen kahlen Ästen letzte Blätter wie die Notsignale Schiffbrüchiger flatterten, verschwand. Ein Schauer überlief ihn. Es war weniger die Kälte als das, was Troiger ihm gesagt hatte.

Es war nicht so, dass Dorkas aus purer Lebensfreude vor sich hinmurmelte, noch aus einem eklatanten Mangel derselben, obwohl die Gesamtlage eher letztere Variante wahrscheinlich ge-

macht hätte. Er wiederholte vielmehr jenes Gespräch, das die Ursache seiner Besorgnis war. Dorkas konnte sich an jedes Wort erinnern, er hatte sogar noch den Klang und den Tonfall von Troigers Stimme im Ohr, als würde in seinem Kopf ein Tonband abgespielt.

»Sie hätten Rosenzweig kennen sollen«, hatte Troiger seine Ausführungen fortgeführt. »Er war groß, blond, blauäugig, sozusagen das Ideal jedes arischen Rassisten, er war gebildet, intelligent, charmant, hatte Beziehungen und verfügte über beträchtliche Geldmittel. Das erklärt, warum er der Machtergreifung der Nationalsozialisten zuerst mit einer Art von amüsiertem Ekel zuschaute, sozusagen das übliche Naserümpfen des Intellektuellen, wenn die Massen aufmarschieren. Er hatte Hitlers Buch gelesen, ich meine *Mein Kampf* und ich glaube, er fühlte sich in gewisser Weise geschmeichelt - zu einer derartig verworfenen Rasse zu gehören, wie die Nazis es von den Juden behaupteten, das war für Rosenzweig so ungefähr, als wäre er Mitglied der übelsten Räuberbande des Universums. So eine Art von kindischer Romantik gehörte auch zu seinem Wesen. Im Übrigen hielt er Hitler nicht für einen Politiker, sondern für einen der vielen, durch den Weltkrieg traumatisierten Künstler, die in der Nachkriegswelt genau das richtige Material fanden, um es nach ihrem Willen zu formen. So lebte er also einige Jahre unbehelligt, als seine Glaubensbrüder schon übelsten Schikanen unterworfen waren. Ich fürchte, in dieser Hinsicht war er nicht besonders solidarisch. Aber eines Tages kam er in meine Wohnung und wirkte völlig aufgelöst. Wissen Sie, mein Freund, ich erkannte das daran, dass Rosenzweigs Binder keinen perfekten Knoten hatte. Ansonsten hatte er sich wie immer völlig in der Gewalt, aber diese Einzelheit sagte mir, dass etwas passiert sein musste. Ich konnte niemals herausfinden, was es war. Jedenfalls eröffnete mir Rosenzweig, dass er seine Schule des kabbalistischen Weistums aufgelöst hätte und das Land verlassen würde. Er hatte sich entschlossen, in die Türkei zu gehen, genauer, nach Istanbul. Dann ver-

traute er mir etwas an und nahm mir einen heiligen Eid ab. Am nächsten Tag verschwand er. Er hatte mir versprochen, sich brieflich bei mir zu melden, aber ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.«

Hier wollte Troiger weitersprechen, aber seine Stimme versagte, der letzte Satz hauchte aus und wirkte wie eine zerflatternde Rauchfahne aus einem Scheiterhaufen, der aus Freundschaft und Vertrauen aufgetürmt ist.

»Das war sicherlich sehr schwer für Sie«, hatte Dorkas ziemlich hilflos gemurmelt. Und dabei hatte er sich doch gefragt, wann Troiger endlich auf den Kern der Sache kommen würde.

Aber jetzt hielt es Dorkas nicht länger auf der unbequemen Parkbank. Er stand auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und stemmte sich gegen die Nieselböen. Die Nässe drang durch die aufgeplatzten Seitennähte in seine Schuhe, aber Dorkas nahm es als eine geradezu naturnotwendige Ergänzung zu den Unbilden des Wetters.

Während er Schritt vor Schritt setzte, dachte er nach. Er hatte sich ermahnt und die modernen Kommunikationsmöglichkeiten genutzt, um in Collesalvetti Erkundigungen über Hundt-Radowsky einzuziehen. Troiger war in allen seinen Behauptungen bei der Wahrheit geblieben. Dorkas hatte zwar nichts anderes erwartet, war aber heimlich dennoch beruhigt gewesen. Das aber war jetzt nicht das Problem, dessentwegen er seine Stirn in grüblerische Falten zog. Er dachte vielmehr an diesen hasserfüllten Antisemiten Hundt-Radowsky, der sich selbst zu einem geistigen und moralischen Wrack herabgesoffen hatte, als hätte sich sein Hass, sein geballter Antisemitismus, plötzlich umgewendet und hätte ihn selbst an der Gurgel gepackt und geschrien *Du bist doch selbst der Jammerjud, der dreckige, und nun vernichte dich gefälligst selbst, denn für dich darf kein Platz sein in der Welt*. Diese Überlegung wiederum führte Dorkas zu der Frage, ob der Mensch zum Gut-Sein zugleich ein wenig Glücklich-Sein brauchte, damit er nicht mit den heißen Kohlen des Selbsthasses nach den ande-

ren werfen musste, um sein seelisches Gleichgewicht zu erhalten. Von dort aus kam Dorkas zu dem christlichen Mythos vom Fall Luzifers - Dorkas wunderte sich selbst ein wenig, warum sich gerade diese Gedanken in seinem Kopf bildeten, aber sie schienen recht logisch in seine Überlegungen zu passen - des von Gott am meisten geliebten Engels, der von Ehrgeiz besessen war und was ist Ehrgeiz anders als eine Form des Sich-selbst-nicht-Mögens, weil man hier ist und nicht ein Stück weiter oben. Das Christentum, oder vielmehr die Religionen an sich, schienen hier der Wahrheit mal wieder sehr nahe gekommen zu sein, denn wen mag man sich unglücklicher vorstellen als den Satan, während menschliche Güte ja immer auf dem Fundament eines kleinen Fetzens Glück steht, das da heißt, der Erlöser ist für dich gestorben oder Gott ist groß oder Zeus ist gnädig oder was auch immer.

Andererseits war es wohl so, dass es das Böse gar nicht zu geben schien, weil kein Mensch und erst recht nicht Luzifer, dieser pubertäre Dauerrebell, wirklich etwas Böses tut, sondern immer nur etwas, das er für gut hält, auch wenn die Gesellschaft oder die Richter oder die Siegermächte es als böse einstufen. Und für den Notfall berief man sich auf ein übergeordnetes Gutes, das seinen güldenen Schein auf das Böse warf und es zu einer Vorstufe des Guten machte. Manche Menschen schienen das Gute gepachtet zu haben. Eltern beispielsweise. Sie erzogen ihre Kinder, für die Erziehung das Böse in Reinform sein konnte, um das Gute einer vollendeten Erziehung zu bewirken, in der Hoffnung, dass sich die Kinder irgendwann einmal für jeden Rutenstreich bedanken werden und ihren eigenen Kindern eine gleichartige Behandlung angedeihen ließen. In diesem Moment wehte Dorkas kurz eine Erinnerung an eine dunkle Kammer an - er wusste nicht genau, woher diese Erinnerung kam, vielleicht war sie Teil seiner Kindheit gewesen, vielleicht real, vielleicht als Drohung, vielleicht als Furcht. Aber sie stand vor seinem inneren Auge als Kontinent des Schreckens, auf den man den kleinen

Dorkas verbannen konnte, eine Menagerie von Albtraumgestalten, die nur darauf warteten, aus seinem Kopf zu springen und ihn zu zerfetzen. Hiob - Dorkas hämmerte den Namen wie einen Sicherungsnagel ein, um der bedrängenden Erinnerung zu entfliehen. Hiob - das Theodizee-Problem - der Gott, der die Menschen prüft, der das Böse schickt oder es zumindest zulässt, weil sein Allmachtsblick das Gute hinter dem Hügelkamm des Bösen zu erkennen mag, während sein Geschöpf sich noch in Qualen windet und wenig göttliche Fürsorge darin zu erkennen vermag, dass es nun von Krebsgeschwülsten aufgefressen werden darf ... Die Moslems waren zumindest in der Urform ihrer Religion konsequenter und belästigten ihren Gott nicht mit menschlichen Kindereien. Allah gab und nahm, weil er Allah war. Dorkas vermochte, wenn er sich den Zustand der Welt anschaute, ein wenig von dem Duft islamischer Mystik aufzunehmen. Angesichts einer recht gedankenlosen Religionslosigkeit der westlichen Zivilgesellschaft und einem offiziellen, hinter Wortklauberei und äußerlichem Brimborium versteckten, kalt berechnendem Atheismus, schien ihm alleine der Gedanke, dass es so etwas gibt wie eine höhere Instanz, als Kostbarkeit. Mochte dieser Gott gütig sein oder sich keinen Deut um seine Geschöpfe scheren, es reichte zu wissen, dass er da war. Von hier aus, und weil ihn unbewusst die Impulse einer inneren Pein erreichten, gelangte Dorkas zu dem Bild eines Atheisten, dem im tiefsten Höhlensumpf der Dreizack eines eifrigen Unterteufels in den Gottesleugnerarsch gerammt wird und der darob in Jubelgesänge ausbricht, weil die Tatsache, dass er in der Hölle gelandet ist, ihm endlich als Beweis für die Existenz Gottes dient, was den Atheisten nicht nur zum Gläubigen, sondern zum Glücklichen macht, wodurch zu Dorkas Verwirrung die Hölle ein Ort des individuellen Glücks, mithin zum Paradies geworden wäre und also mitnichten mehr als Hölle zu bezeichnen wäre. Es sei denn, der Teufel wäre dem Kosmos erhalten geblieben, während Gott, vielleicht aus bloßem Ekel über seine missratenen Geschöpfen gestorben wäre, was

aber wiederum bedeuten würde, dass er nicht Gott war, weil Gott nicht aufhören kann, zu existieren und sich natürlich andererseits die Frage eröffnete, was das Böse, also der Teufel, ohne den Gegenspieler bei dem kosmischen Match anfangen sollte, außer auch seinerseits vor lauter Langeweile einzugehen.

An dieser Stelle drängte sich Dorkas nun eine seltsam wichtige Frage auf, nämlich ob er es riskieren sollte, sich hinter diese dicke Buche zu stellen und seine ächzende Blase von verdauten Überresten der zwölf morgendlichen Tassen Tee zu entlasten oder ob er damit in Gefahr geriete, sich außerhalb der Zaunpfähle der Kultur zu bewegen und des Exhibitionismus verdächtigt zu werden.

Eine Weile überlegte Dorkas und wog Gut und Böse ab, bis er nervös auf der Stelle trippelte und sich schließlich von seinem Instinkt hinter den Baum gezogen fühlte. Die Situation war ihm ebenso peinlich wie fremd und er stand vor einigen handwerklichen Problemen, bis er unter gymnastischen Verrenkungen alle Maßnahmen soweit getroffen hatte, dass er sich nun ganz der Erleichterung widmen konnte.

Das getan setzte Dorkas seine Stoffhüllen wieder in den Zustand des Vorher zurück und steckte sodann vorsichtig den Kopf heraus, um eventuelle Passanten vermeiden zu können. Schließlich gewann er mit hüpfenden Schritten den nassen Weg und schritt geradewegs aus. In ihm brummte mit tiefem Bass die Befriedigung, eine urmännliche Handlung vollzogen zu haben, geradezu eine Initiation in die Gefilde echten Mannestums. Die Euphorie schwand schlagartig, als er einer Gestalt ansichtig wurde, die sich ihm näherte. Der Verdacht, dieser Mensch könne seine Aktion trotz aller Vorsichtsmaßnahmen beobachtet haben, floss Dorkas wie Eiswasser den Nacken herab. Er drehte sich um und stiefelte eilig in der Gegenrichtung davon. Aber ein unbewusster Impuls zwang ihn dazu, sich noch einmal umzuschauen. Der Unbekannte war Little, der nun seinerseits die wenig verwechslungsfähige Außenansicht von Dorkas erkannt hatte und die

Hand zum Winken hob.

Dorkas versenkte erneut seine Hände in den Taschen, wartete auf den heranschleudernden Little und spulte die Erinnerung an sein Gespräch mit Troiger weiter ab.

Dorkas hatte, während er mit dem hilflosen Troiger dem Ausgang der Bibliothek zugestremt war, über die Doppeldeutigkeit der Wendung *Er vertraute mir etwas an* gegrübelt. Hatte Rosenzweig Troiger ein Geheimnis anvertraut oder einen Gegenstand?

Schließlich hatte Dorkas etwas zögernd gefragt.

Troigers Antwort kam erst nach einer Weile. Er hatte inzwischen so geschwächt gewirkt, dass Dorkas Zweifel hatte, ob sie überhaupt die Tür noch erreichen würden. Schließlich strafften sich Troigers Züge wieder. Man konnte merken, wie sich der kranke Greis mit ungeheurer Energie und einem Willen, den Dorkas nur bewundern konnte, selbst wieder aufrichtete.

»Sowohl als auch«, hatte Troigers Antwort gelautet. »Es war ein Buch. Aber eben nicht irgendeines. Es handelte sich um ein Exemplar aus dem Fundus der Wiener Satanistenloge. Um ein ganz spezielles Exemplar. Rosenzweig hatte durch einige Bekannte erfahren, dass die Abteilung XIII des Reichssicherheitshauptamtes von dem Buch wusste und intensiv danach suchte.«

»Die Abteilung Esoterik der SS, sehe ich das richtig?«, hatte Dorkas nachgefragt.

»Absolut. Die Leute, die Otto Rahn bei seinen Gralsforschungen unterstützt hatten, die nach Beweisen für die Welteistheorie suchten und in Tibet esoterische und rassistische Forschungen betrieben. Sie können sich denken, werter Freund, dass Rosenzweig es nicht für opportun hielt, dieses satanistische Werk in die Hände der neuen Machthaber fallen zu lassen.«

»Ich nehme an, dass dieses Buch etwas ganz Besonderes war.«

»In der Tat«, hatte Troiger genickt. »Wenn ich einen modernen Vergleich wählen darf, es wäre gewesen, als hätte man den Nazis eine Atombombe geschenkt. Manchmal denke ich, dass die

V-Waffen, diese gegen Ende des Krieges immer propagierten Siegwaffen, die von der Propaganda angekündigt wurden, als ob sich diese Hoffnung auf ... na ja, lassen wir das.«

»Warum bekamen gerade Sie dieses Buch?«

»Ich war Rosenzweigs bester Freund. Er vertraute mir und er wusste, dass ich von meiner Stellung her - alte Offiziers- und Beamtenfamilie - ziemlich sicher war. Soweit in der Hitlerzeit überhaupt jemand sicher sein konnte, meine ich. Er nahm mir einen heiligen Eid ab, dieses Buch zu bewahren und nicht herauszugeben und dafür zu sorgen, dass niemand auch nur einen Blick in dieses Buch werfen würde, einschließlich meiner eigenen Person.«

»Warum vernichtete Rosenzweig das Buch nicht einfach, wenn er es für derart gefährlich hielt?«, wollte Dorkas wissen.

»Sie wissen doch, die Juden und ihr Respekt vor dem geschriebenen Wort«, kam die Antwort. »Rosenzweig hätte es nicht über sich gebracht. Im Übrigen ... wissen Sie, wie oft man zwischen 1933 und 1945 versucht hat, Hitler zu töten? Es war mehr als ein Dutzend Mal. Und wer hat Hitler schließlich getötet? Er selbst!«

»Ich verstehe nicht ganz ...«

»Es ist doch offensichtlich, mein werter Freund: Nur Hitler konnte Hitler töten. Und Rosenzweig war der Überzeugung, dass dieses Buch sich nur selbst vernichten könne. Aberglaube sicherlich, aber er wollte es nicht riskieren, diesen Aberglauben durch Versuch zum Faktum zu machen.«

»Ich nehme an, Sie haben die Geschichte mit dem Buch nicht geglaubt?«, forschte Dorkas nach.

»Nun, ich kannte Rosenzweig und seine manchmal etwas exaltierten Gedankenkonstruktionen. Wissen Sie, Rosenzweig war in gewisser Weise ein typisch Jüdisch-Berliner Mischmasch.«

»Mischm...???«

Für Dorkas klang das Wort wie Mischna und er vermutete einen hebräischen Spezialausdruck, der ihm bisher unbekannt gewesen war.

»Eine Mixtur, werter Freund. Er war in durchaus orthodoxer Tradition aufgewachsen. Sein Großvater, glaube ich, war ein sehr strenggläubiger Rabbi. Da haben wir die Spitzfindigkeiten, die Wortklauberei und die Wortmystik. Rosenzweig kannte den Sohar auswendig. Aber er erlebte auch den Zusammenbruch des Kaiserreiches, diese Fiebrigkeit, dieses Gefühl, das alles, an das man vorher glaubte, zu Klump gehauen ist und man nun zu neuen Ufern streben darf und zugleich muss. Wissen Sie, die goldenen Zwanziger - für die einen waren das die Tingeltangel-Girls mit Bubikopf und kurzen Paillettenkleidern und für andere fand der Tingeltangel auf geistiger Ebene statt. Alles war schrill und aufgereggt und überspitzt. Ein bisschen wie Rosenzweig eben. Aber ich musste feststellen, dass Rosenzweig untertrieben hatte.« »Die Sache mit dem Buch stimmte also?«

»Nun, ich stellte fest ...« Troiger senkte seine an sich schon leise Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern, »... das Buch wandert.«

»Wie bitte??«

»Das Buch wandert. Ich stellte es in den *Giftschrank* im Obergeschoss. Dort stehen Hitlers *Mein Kampf*, einige satanistische Bücher, die Werke von Sade ... und eben dieses besagte Buch. Aber eines Tages fand ich es in einem Regal im Untergeschoss. Es war aus dem verschlossenen Schrank verschwunden und dort unten, neben einigen Werken, die ich öfter aufschlug, aufgetaucht. Ich stellte es sofort wieder zurück, aber als ich nach einigen Wochen den Schrank erneut öffnete, war es wieder verschwunden und ich fand es nach Jahren im ersten Stock wieder. Seitdem ist es allerdings verschwunden.«

»Das klingt so, als ob das Buch aufgeschlagen werden WOLLTE«, mutmaßte Dorkas.

»So ist es, und wissen Sie warum? Es enthält einige Holzschnitte, darunter auch, von seiner eigenen Hand geschnitten, ein Selbstporträt des ...« Hier verklang Troigers Stimme zu einem Murmeln, aber Dorkas hatte verstanden und wurde von einem

Schauern geschüttelt.

»Vorhin«, fügte Troiger noch an, »vorhin überkam mich das fürchterliche Gefühl, nein, es war eher eine Gewissheit, das ich meinen Eid gebrochen habe.«

»Sie meinen ... mein Begleiter ...?«

»Wenn es so sein sollte, dann ist er eine Gefahr. Rosenzweig versicherte mir, einer seiner Schüler, ein Blinder, habe die entsprechende Seite versiegelt. Aber die Kräfte, die diesem Buch innewohnen, werden Wege finden, um dieses schwächliche Hindernis zu überwinden. Und wenn ihr Herr Begleiter ..., dann ... dann ...«

»Ich verstehe!«, hatte Dorkas gesagt.

»Was verstehen Sie«, kam die Stimme Little und riss Dorkas aus seinen Gedanken. Ohne es zu wollen, musterte Dorkas den Amerikaner mit größerer Aufmerksamkeit, als es bei dieser kurzen Trennung angebracht war. Little bemerkte es nicht, denn seine Gedanken waren mit einem schweren Problem beschäftigt.

»Troiger hat angerufen. Wir sollen sofort zu ihm kommen und uns beeilen. Anscheinend geht es ihm schlecht.«

»Dann los!«

Dorkas stapfte den Weg herunter, zögerte und drehte sich dann um, weil er die falsche Richtung gewählt hatte.

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir zu Troiger gehen sollten«, sagte Little plötzlich. Dorkas machte noch drei Schritte, dann blieb er wie angewurzelt stehen und starrte Little an.

»Nicht zu Troiger gehen? Ich verstehe nicht ganz«, stammelte er.

»Troiger ist ein Nazi. Oder war einer, besser gesagt. Oder er hat zumindest von den Nazis profitiert, um seine Bücherei aufzubauen.«

Dorkas kam langsam näher. Ohne die Sohlen von Boden zu heben, wie ein Pinguin, schlurfte er heran, bis er so nahe vor Little stand, dass die äußerste Ausbuchtung seiner Leibesfülle an den Gürtel des Amerikaners stieß.

»Wie kommen Sie zu dieser Behauptung?«

»Weil er in seiner Bücherei Werke hat, die Exlibris mit eindeutig jüdischen Namen haben und Adressen aus Berlin.«

»Das beweist doch gar nichts.«

»Für mich schon«, stieß Little hervor. Seine eigene Stimme klingelte ihm seltsam schrill in den Ohren.

»Was für Namen denn?«

Diese Frage hatte Little befürchtet. Er wusste, dass es einen Namen gab, er lag ihm auf der Zunge, aber immer, wenn er zugreifen wollte, löste sich der Name wieder in Nichts auf, in einen bloßen Nachhall, dem man keinen Ton zuordnen konnte. Little lauschte mit angestrengt gerunzelten Brauen in sich und formte unbewusst mit den Lippen eine Reihe von Namen.

»War der Name vielleicht Rosenzweig?«, half ihm Dorkas mit lauerndem Unterton.

Energisch schüttelte Little den Kopf. Nein, Rosenzweig war es sicherlich nicht.

»Unfug, alles Unfug«, grollte Dorkas im Weitergehen. »Kommen Sie, Herr Little. Für meinen Freund Troiger lege ich meine Hand ins Feuer.« Für Sie allerdings nicht mehr, ergänzte er insgeheim und hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

Hinter ihm trottete Little, der sich fragte, warum er diesen Aufstand überhaupt gemacht hatte, welcher Teufel ihn geritten hatte, eine derart blöde und unbewiesene Anschuldigung gegen ein Mitglied der Fraternidad zu erheben. Der Spalter, fuhr es ihm durch den Kopf, der Versucher, der Verführer, der Spalter ... Er lauschte in sich, horchte in sich, grub sich um und schauderte zurück, weil er einen Schatten registrierte, etwas in ihm selbst, das ihm unbekannt schien und von dem er nicht wusste, ob es schon immer zu ihm gehört hatte.

Troiger empfing beide Besucher an seinem Schreibtisch. Sein Handschlag war so schwach und zugleich so kalt, als wäre alles Lebendige aus ihnen gewichen und hätte sich in Troigers Augen, die wach und scharf blickten, konzentriert. Er zog eine Schubla-

de auf und suchte nach einem Schlüssel. Als er ihn gefunden hatte, erhob er sich mit Dorkas' Hilfe, ließ die Lade aber offen stehen.

»Gehen wir, wir haben einen weiten Weg«, flüsterte Troiger und schob sich an den Regalwänden entlang. Nachdem sie sich eine lange Zeit durch die Gänge zwischen den Regalen vorwärtsbewegt hatten, kamen sie zu einer Wand. Troigers zitternde Greisenhand begann, das schmale Stück freier Tapete abzuklopfen. Nach einigen Versuchen klang es hohl, und er bat Dorkas, eine Tapetetür aufzudrücken. Der Raum dahinter reichte gerade aus, um die Tür zur Hälfte aufschwingen zu lassen. Dann stieß sie gegen eine massive Stahltür, auf der Dorkas in altertümlicher Schrift das Wort *Luftschutz* erkannte. Troiger konnte den richtigen Schlüssel in das Loch stecken, um ihn zu drehen, brauchte er wieder Hilfe.

Quietschend schwand die Stahltür auf. Kalte Luft, voller Mordergeruch und Feuchtigkeit schlug ihnen entgegen.

»Auf der rechten Seite ist ein Lichtschalter«, erklärte Troiger. Dorkas tastete und drehte schließlich den altmodischen, lautstark klackenden Bakelitschalter. Einige Glühbirnen leuchteten auf. Trotzdem brauchte Dorkas eine Weile, bis er in dem dunklen Loch, vor dem er stand, Einzelheiten ausmachen konnte. Dann erst erkannte er eine steile Eisentreppe, die tief unten in einem weiß gekalkten Gang endete.

»Müssen wir da nach unten ...«, erkundigte er sich überflüssigerweise und ohne Hoffnung.

»Stellen Sie sich einfach vor, mein Freund, die Engländer würden einen Luftangriff fliegen ... dann werden Sie liebend gerne in dieses Loch klettern, ich spreche aus Erfahrung«, antwortete Troiger sarkastisch.

»Ich danke Air-Marshall Harris für seine Mithilfe«, knurrte Dorkas und schob sich dann, das Hinterteil voraus, vorsichtig die Treppe hinunter. Little wollte Troiger helfend unter die Arme greifen, registrierte aber eine kaum merkliche, wohl auch

unbewusste Abwehrbewegung des alten Mannes und lenkte seine hilfreiche Geste zu einem verlegenen Nasereiben um.

Es dauerte lange, bis sie unten waren, und manchmal schien es, als hätte sich Troiger zu viel zugemutet. Aber er kam doch unten an, schwankte zur Wand und lehnte sich gegen den feuchten Stein. Seine Stirn war mit Schweißperlen bedeckt und er atmete keuchend in der stickigen Feuchte.

»Gehen wir«, flüsterte Troiger endlich. »Hier entlang.«

»Was zum Teufel ist das!«

Steele hatte es zuerst gesehen und starrte mit weit aufgerissenen Augen zur Seite.

Tony Tanner zuckte aus einem Halbschlaf, in dem er die letzten Stunden ihrer Fahrt verbracht hatte. Er tauchte aus einem Albtraum auf, in dem ihm irgendjemand ein Telegramm in die Hand drücken wollte. Tony kannte den Inhalt der Meldung, die da lautete *Dein Vater ist tot*, aber er wusste auch, dass sein Vater erst tot war, wenn er das Telegramm entgegen nähme. Und so presste er die Fingernägel in die Handfläche und weigerte sich, die Botschaft zu akzeptieren, während der gesichtslose Überbringer seinerseits bemüht war, mit einer furchtbaren, schicksalhaften, unbesiegbaren Hartnäckigkeit ihm das Telegramm zu übergeben.

Unbewusst registrierte Tony den Unterton von Panik in Steeles Stimme. Er versuchte, die Augen zu öffnen, aber seine Lider waren verklebt und er kämpfte einen höllischen Moment lang, noch halb im Traum, mit dem gesichtslosen Boten, der ihm das Papier auf die Augen legen wollte. Endlich schimmerte Licht durch seine Wimpern, seine Augen standen offen, aber Tony brauchte noch weitere Sekunden, um sich klar zu werden, dass er eingeschlafen war, einen Albtraum gehabt hatte, dass die Realität anders war.

Neben ihm knurrte Häuptling Koala, der ebenfalls eingedöst war: »Was ist los, Käsearsch? Kannst Du nicht mal mehr diese stinkende Blechkiste fahren?«

Steele hatte soeben, begleitet von einem wilden Fluch, den Motor abgewürgt.

Dann erkannte Tony Tanner, was Steele schon vor ihnen bemerkt hatte. Oder vielmehr ES traf auf Tony Tanner. Zuerst war es nur ein leises Heulen, das wie das Geräusch einer sehr weit entfernten Sirene klang. Es war kaum wahrnehmbar, aber es wirkte dennoch furchterregend wie das Menetekel einer Katastrophe. Dann legte sich ein Grollen und Donnern über den schrillen Grundton und der wandelte sich ebenfalls zu einer hysterischen Melodie von Kreischen und Winseln.

»Nein, das darf nicht sein«, kam es stöhnend über Koalas aufgesprungene Lippen. »Das gehört nicht hierhin.«

»Aha, ein Naturschauspiel-Käsearsch«, giftete Steele, der sich wieder völlig im Griff hatte.

Dafür gerieten die beiden anderen an den Rand der Panik, während das dumpfe Grollen lauter wurde und die Luft in Schwingungen versetzte, die wie die Berührung von Fingern auf der Haut spürbar wurde.

Tony stierte durch die Frontscheibe und bemerkte, wie sich aus seinem ausgetrockneten Körper kalter Schweiß durch die Poren drückte. Vor ihnen war eine Wand - eine gigantische rötliche Wand, die den Raum von Horizont zu Horizont umfasste, bis an den Himmel reichte und die schnell näher kam. Bis ihm klar wurde, dass es sich nicht um eine wandernde Felswand handelte, brauchte Tony eine Weile. Es war aufgewirbelter Wüstenstaub. Ein Sturm. Eine Sturmfront, die den Staub aufsaugte und ihn bis in die Flughöhe der Passagierjets schleuderte.

Jetzt konnte Tony die Bewegung in der Wand erkennen. Es war ein ständiges rasendes Wirbeln und Kreiseln, das vor den Augen flimmerte und zugleich den Eindruck völliger Kompaktheit und zerquetschender Massivität erweckte.

Es wurde dunkel, ein fahles, schwefelgelbes Licht legte sich über die Landschaft. Die Mauer rückte immer näher, schob sich unaufhaltsam heran. Jetzt war ihre obere Begrenzung durch die Oberkante der Frontscheibe verdeckt, jetzt nahm sie auf beiden Seiten die Sicht, als wollte sie den Wagen umzingeln, jetzt brachte das Grollen den Wagen zum Vibrieren und das schrille Heulen schnitt in die Trommelfelle.

Die drei Männer starrten auf die herangleitende Wand. Sie waren erstarrt. Jeder Fluchtimpuls erlosch und die Angst schien ihre Muskeln mit Blei auszugießen. Bei jedem Schlag ihrer pochenden Herzen glaubten sie, die Wand wäre da, aber jede Sekunde schob das Zusammentreffen von sich, verlängerte die Folter, vergrößerte die Furcht. Es war nun, als würden sie mit einem Flugzeug im senkrechten Sturzflug dem Boden zurasen.

Steele krallte sich an das Lenkrad. Keine Panik, keine Panik, die Panik ist der Feind, die Angst ist der Gegner, hämmerte es durch seinen Kopf, aber es waren Meldungen in einer Sprache, die er nicht mehr verstand, während seine Hände mit leichenweißen Fingerknöcheln um das Plastik würgten.

Für Tony Tanner war diese Wirklichkeit nur die Neuauflage seines Traumes. Irgendwo in seinem von Panik durchblitzten Hirn trommelte die Nachricht: Glaub einfach nicht daran, dann trifft es nicht ein ... und zugleich kreischte es in seinen Ohren und der Klang formte sich zu Bildern dämonischer Fratzen, die aus der Sandmauer auf ihn schauten, mit offenen, verzerrten Mündern, aus denen jeder Hass und jedes Leid der Welt in schrillen Klängen entwich und mit Geiergier und Skelettkrallen auf Tony zustürzte.

Hauptling Koala setzte zu einem Lied an. Seine Stimme versagte, er räusperte sich, begann aufs Neue und sang mit einer Stimme, die leise begann und sich dann zu einem Widerspruch gegen das Inferno des Sturmes steigerte. Er ist jetzt endgültig durchgeknallt, fuhr es Tony durch den Kopf, als der alte Mann mit ge-

ballten Fäusten, vorgebeugt, seine Worte herausbrüllte. Aber Koala hörte nicht auf, sondern wurde lauter und lauter und schien auf dem Toben der Elemente emporzusteigen.

Die Wand war direkt vor ihnen, aber vielleicht war sie mit ihrer riesigen Größe auch noch meilenweit entfernt, vielleicht noch diese Sekunde oder diese oder dann diese ...

Plötzlich zersplitterte für Tony die Zeit, zerlegte sich in Einzelstücke, als würde in seinen Augenhöhlen eine Hochgeschwindigkeitskamera arbeiten. Er registrierte, wie die ersten Sandkörner die Motorhaube erreichten, er bemerkte deutlich, wie der stumpfe Lack abgeschliffen wurde und das blanke Blech im Schwefellicht aufglomm. Er sah, wie sich die Sandfront über die Motorhaube schob, wie sie die Frontscheibe berührte und deren unteren Teil zu einer undurchsichtigen Fläche zerschmirgelte.

Dann warf sich Tony blitzschnell zur Seite, legte seine Hand auf das Gesicht Koalas, verschloss mit seinen Fingern dessen aufgerissenen Mund und die flache Nase und riss den alten Mann zur Seite, drückte ihn unter sich und warf sich schützend über ihn. Zugleich legte er sich die freie Hand über das eigene Gesicht und bemerkte, dass er sich tatsächlich die Handfläche blutig aufgeschunden hatte. Tony presste sich in den Rücken Koalas, Steele warf sich über ihn und dann war es da und Tony dachte nur noch: Das war's dann wohl und verflucht noch mal, Lucille, einmal in diesem Leben hätte ich so gerne noch einmal deine Haut gespürt und Verzeihung, Mama, dass dein Sohn derartige Gedanken hat, wenn er stirbt.

Der Sturm traf den Wagen mit einer Wucht, die jedes Verstehen aus den Köpfen der drei Männer wischte. Jeder der drei spürte den Anprall, als wäre der Wagen mit hoher Geschwindigkeit gegen eine Mauer geknallt, und mit dem nächsten Herzschlag war ihr Bewusstsein nichts als ein weißes Blatt, auf dem die rasenden Elemente ihren Schrecken schrieben.

Der Wagen wurde mit der Motorhaube hochgehoben, stieg fast senkrecht auf, wollte nach hinten kippen und krachte dann doch

wieder nach vorne. Er schwankte, taumelte, vibrierte, schien mit unglaublicher Geschwindigkeit weiter vorwärts zu stürmen.

Von allen Kanten des Wagens tönte schrilles Pfeifen, unerträgliches Winseln, ein penetrantes Jaulen, untermischt mit dem dumpfen Dröhnen und Donnern, das die gesamte Atmosphäre füllte.

Tony Tanner spürte, wie dieser Höllenlärm ihn mit jeder Sekunde näher an den Abgrund des Irrsinns trieb. Die Geräusche umspülten ihn wie eine Säure, drangen in ihn, stachen ihn. Der Lärm hatte die Gestalt feiner Sandkörner, er stach in Tonys Haut, er rieselte in Tonys Ohren, er presste sich unter Tonys Lider, er pinselte den Geschmack von grauer Asche auf Tonys Zunge.

Über ihm lag starr der Körper Steeles, unter sich konnte Tony das Zittern des Eingeborenenhäuptlings Koala spüren. Einen Augenblick lang blitzte ihm das Bild pompejanischer Vulkanopfer durch den Sinn - graue, versteinerte, ineinander verkrallte Überreste von Menschen, die sich in eine furchterfüllte Gemeinsamkeit geflüchtet hatten, bevor die Gewalt der Natur ihre Existenz auslöschte. Vielleicht würde man sie irgendwann auch so finden, drei hitzegedörrte, sandbedeckte Mumien, die schon durch ihren Anblick die drei Männer, die sie einmal gewesen waren, lächerlich machten, als müssten sie sich ihres irdischen Lebens schämen.

Bei jedem Atemzug geriet feiner Sand in Tonys Nase und brannte auf den Schleimhäuten. Das Kreischen des Windes wurde jetzt zur großen Stille, aber es war keine wirkliche Stille, sondern ein Gewicht, das über seinem Scheitel schwebte und das ihn zerquetschen wollte, würde er auch nur mit einer Wimper zucken. Tony spürte den hirnzerschmetternden Lärm wie einen Feind im Nacken, er durfte sich nicht umdrehen und ihm ins Gesicht sehen, dann wäre alles vorbei, aber er konnte auch nicht reglos bleiben und den stummen Atem des Gegners spüren. Es gab keinen Ausweg.

Doch, es gab einen Ausweg. Tony konnte den letzten Rest an

Tony Tanner fortwerfen wie alte Klamotten und den letzten Schritt in den Abgrund tun. Dort war Ruhe, dort wartete Frieden. Es musste köstlich sein.

Etwas Hartes ritzte Tonys Haut. Die Empfindung war so verschieden von dem Prickeln und Rieseln der Sandkörner, dass Tony instinktiv stutzte. Was konnte das sein? Diese Härte hatte etwas von Auflehnung, von Widerstand, etwas, das sich dem Toben des Sturms nicht beugte. Mühsam versuchte Tony, seine Gedanken zu sammeln. Es musste sein Ring sein. Oder besser, es musste der Ring Benevoglios sein, den Tony Tanner nun trug. Die Erinnerung an Benevoglio stieg langsam auf, näherte sich, wie eine Kerze, die durch einen dunklen Gang herangetragen wird.

Plötzlich bemerkte Tony eine Änderung in dem Toben und Tosen des Sturms. Mühsam suchte er nach der Ursache dieser Änderung, langsam nur wurde sie ihm deutlich. Die Stille war nur noch Stille, der Lärm war nichts als ein Echo, das er wie einen Propfen in seinen Ohren trug.

Tony richtete sich auf, musste dabei Steele zur Seite drücken und versuchte, die Augen zu öffnen. Sie waren von einer verhärteten Mischung aus Sand und Tränen verklebt. Nur mit Mühe konnte er schließlich blinzeln. Er wollte sich mit den Händen die Kruste von den Augenrändern fortreiben und bemerkte im letzten Moment, dass auch seine Hände völlig sandbedeckt waren.

Der Sturm war vergangen wie ein Albtraum nach dem Erwachen. Nur ein feiner Dunst von Sand, der immer noch in der Luft schwebte und das Atmen schwer machte, blieb als letztes Zeugnis des Geschehens.

Sand war in Tonys Gehörgängen, knirschte zwischen den Zähnen, saß wie ein Korken in Nase und Hals, rieselte aus seinem Haar, rieb zwischen seinen Fingern, scheuerte an seinem verschwitzten Rücken. Er zog Häuptling Koala aus dem Sand hervor, der die halbe Fahrerkabine füllte, und arbeitete sich dann durch die Tür nach draußen. Er sank bis zu den Knöcheln in

denm feinen Sand ein, hatte einen Augenblick lang sogar Angst, er könne wie in Treibsand vollständig versinken. Dann drückte sich Tony Tanner den Daumen gegen den Nasenflügel und blies sich einen Propfen aus der Nase und stemmte dann die Hände auf die Knie und würgte Sand aus der Kehle. Die beiden anderen machten dasselbe. Es bot sich ein Bild als müssten sich einige übereifrige Säufer vor einer Kneipe erleichtern.

Als sie sich wieder aufrichteten und sich anschauten, erschrecken sie. Der Sand bedeckte ihre Gesichter wie eine Maske, die alle individuellen Züge gelöscht hatte. Die Augen schienen wie in Panik aus der rötlichen Haut hervorzuleuchten.

Nach kurzem Überlegen ging Steele zum Wagen, riss den Fahrersitz aus der Verankerung und begann, die durchgesessene Polsterung zu zerfetzen.

Die Aktion war so absurd, dass Tony sicher war, Steele habe jetzt den Verstand verloren. Die Vorstellung war ebenso erschreckend wie der Gedanke an die Wiederkehr des Sturmes. Steele war die Stütze des Unternehmens, ohne ihn waren sie verloren. Schlimmer noch. Ein durchgeknallter Steele war ebenso lebensgefährlich wie eine Stange Dynamit mit brennender Lunte. In Tonys Kopf wirbelten die Gedanken. Er musste sich von hinten an ihm heranschleichen, ihn niederschlagen und irgendwie fesseln. So war er wenigstens keine Gefahr mehr für Koala und ihn.

Wie eine mechanische Puppe stakte Tony vorwärts, bis er im Rücken von Steele war. Der achtete nicht auf ihn, sondern wühlte, ein armer Irrer mit zerfetzten Nerven in der Polsterung des Sitzes herum. Tony trat näher und suchte sich den Punkt in Steeles Nacken aus, den er treffen musste. Koala stand abseits und schauten den beiden anderen zu.

Tony sog die aschig schmeckende Luft ein und spannte die Muskeln.

»Das sollte es sein«, sagte Steele und holte einen Knäuel gelblicher Kunststofflocken aus dem Sitz. Er drehte sich zu Tony Tanner um, der direkt hinter ihm stand und ihn anstarrte.

»Ich brauche den Wasserkanister«, krächzte Steele. Der Blick seiner blauen Augen war kühl und gelassen wie immer und zeigte nichts von dem Funkeln des Wahnsinns, das Tony erwartet hatte. Er zog es vor, den Wasserkanister zu holen und Steele gewähren zu lassen.

»Hier, vorsichtig!«, befahl Steele und hielt in der einen Hand den Kunststoffballen, die Fingerspitzen der anderen hielt er genau darunter.

Jetzt verstand Tony. Er goss vorsichtig etwas von der Flüssigkeit, die für sie jetzt wertvoller als Gold war, auf den Ballen. Der saugte sich voll, zugleich konnte Steele unter minimalem Wasserverbrauch seine Fingerspitzen reinigen.

»Dann darf ich mal«, sagte Steele und begann, den Sand von Tonys Augen, Lippen und Nase zu entfernen. Es war eine Wohltat, und Tony merkte, dass er erst jetzt wieder klar sehen konnte.

»Sieht bescheuert aus«, kommentierte Steele, nachdem er mit der Vorsicht einer geübten Krankenschwester sein Werk beendet hatte. »Und jetzt bin ich dran.«

Gehorsam übernahm Tony nun Steeles Part. Es sah tatsächlich etwas seltsam aus, so als hätten sie die Mützen übergestreift, mit denen sich Polarforscher gegen die Kälte schützen.

»Ich schaue mir den Motor an«, sagte Steele, als er fertig bearbeitet war, womit er zugleich entschied, dass sich Tony um Koala zu kümmern hatte.

»Darf ich?«, fragte Tony vorsichtig, als er sich Häuptling Koala mit dem neu angefeuchteten improvisierten Kosmetikschwämmchen näherte. Der Aborigine schien in einem Schockzustand zu sein, denn er antwortete nicht und ließ die Prozedur der Reinigung wie ein gehorsames Kind über sich ergehen. Es war für Tony etwas seltsam, diesem bockigen, widerborstigen alten Mann in dieser geradezu intimen Situation gegenüberzustehen. So nahe war er nur Lucille gekommen, und das schien endlos lange her zu sein, oder Francine, aber das gehörte zu einer Vergangenheit, die sich von ihm abschälte wie alte Haut.

»Alles klar?«, fragte er, nur um etwas zu sagen und trat einen Schritt zurück.

»Es war der Atem der Ameise!«

»Wie bitte?«

»Es war der Atem der grünen Ameise!«, wiederholte Koala leise, als würde er nur zu sich selbst sprechen.

»Gehört das zu den Geschichten der Traumzeit?«

Koala riss die Augen auf und schob sein Kinn vor.

»DAS ist meine Geschichte aus der Traumzeit, du Käsearsch«, brüllte er unvermittelt los. »Die Ahnen haben zu mir gesprochen. Ich hörte ihre Stimmen in dem Heulen des Sturmes. Sie haben mir diese Wahrheit gesagt, ich werde sie weitertragen, damit sie in Erinnerung bleibt.«

»Wer soll sie in Erinnerung behalten und wer soll sie weitertragen?«, fragte Steele sarkastisch vom Wagen her. »Wenn die grüne Ameise aus der Erde kommt, ist sowieso alles im Arsch, hast du doch selbst gesagt.«

»Es war ja nur von dem Atem der grünen Ameise die Rede. Conte Saloviva sprach übrigens auch von außergewöhnlichen meteorologischen Phänomenen in der Nähe entstehender Hylegs - Überschwemmungen, heiße Sommer ...«

»Politiker, die gequirelte Scheiße labern, ein Fernsehprogramm, das nur blöde ist und Werbung, die Scheiße als Butter verkauft und geglaubt wird. Ich weiß, ich weiß!« In Steeles Stimme vibrierte eine Wut, die seine Worte in Tonys Ohren wie Sägezähne schmerzen ließen. Steele starrte auf die Motorhaube, blieb einen Moment starr, bebend vor Wut, dann hatte er sich wieder unter Kontrolle. Er ließ die Motorhaube zukrachen.

»Wandertag, Mädels«, sagte er.

Das kam so schnell und trocken wie ein Fausthieb in Tonys Magenröhre, und der brauchte einige Sekunden, bis er die Wirkung spürte.

»Heißt das, wir sollen ... wir müssen ...«

Steele hob die Hände und umfasste die ganze Weite der endlo-

sen roten Wüste.

»Taxi, Taxi«, brüllte er dann mit voller Lautstärke. »Scheint keines zu kommen«, fuhr er einen Moment später sarkastisch fort. »Und da ich zumindest hier auch keine Schienen entdecken kann, halte ich es für überoptimistisch und Zeitverschwendung, auf den nächsten Zug zu warten. Also werden wir wandern. Denn der Motor ist im Eimer. Die schönste Mischung aus Sand und Öl und Kugellager, die ich je in meinem Leben betrachten durfte.«

»Wir stecken ganz schön in der Tinte«, sagte Tony, nachdem er den Schock überwunden hatte.

»Eher im Sand. Ist aber so. Wir haben noch einen guten Wasservorrat, an Proviant nehmen wir nur das Nötigste. Ich würde sagen, wir sind nicht gänzlich ohne Chance, aber eine Lebensversicherung würde uns auch keiner verkaufen.«

Der Aufbruch fand dann erstaunlich schnell statt. Sie verteilten die Wasserkanister und den Proviant - Koala wurde ungehalten, als er merkte, dass ihn die beiden anderen entlasten wollten, und bestand darauf, dasselbe Gewicht zu schleppen. Die Laune des Häuptlings hatte sich seltsamerweise gebessert. Er deutete in eine Richtung.

»Der alte Weg schwindet. Ich kann ihn nur noch in Teilen erkennen, aber er wird uns dennoch leiten.«

Damit stapfte er los.

Tony und Steele folgten ihm. Sie versanken bis zu den Knien im Sand und kamen nur mühsam vorwärts, bis Koala sie auf eine rippenförmige Sanddüne leitete. Das Laufen war noch immer anstrengend, aber jetzt saugte nicht jeder Schritt an ihrer Kraft wie an einem verendenden Akku.

Tonys Hoffnung, dass sich der Sand von ihrer Haut lösen würde, erfüllte sich nicht. Die feine rötliche Masse steckte in jeder Pore, als wäre sie mit einer Tätowiernadel aufgetragen worden. Seine Zehen rieben aneinander wie Sandpapier, es begann zu

schmerzen, dann drückten sich Blasen aus der Haut und irgendwann später platzten diese Blasen und Tony spürte, wie der Sand über das rohe Fleisch scheuerte und die Hautfetzen sich bei jeder Bewegung an der Schuhkappe rieben. Seine Füße schienen in einem Topf mit kochendem Wasser zu stecken. Bei jedem Schritt musste sich Tony überwinden und die Zähne sandknirschend zusammenbeißen. So seltsam es war, begrüßte er diesen Zustand sogar heimlich. Er hielt ihn davon ab, über ihre Situation nachzudenken - drei Männer in der Mitte von nirgendwo, mit einem recht beschränkten Wasservorrat und einer äußerst bescheidenen Vorstellung von ihrem Ziel.

Koala schienen die Strapazen am wenigsten auszumachen. Er marschierte bedächtig, aber ausdauernd, lief manchmal sogar ein Stück oder bestieg eine höhere Düne, um Umschau zu halten. Steele ließ sich nichts anmerken, aber auch er hatte sich die Füße wund gelaufen, wie Tony an manchen Bewegungen des anderen erkennen konnte.

Sie liefen bis zur Dämmerung und warfen sich dann an der Stelle, wo sie standen, in den Sand. Als Tony seine Schuhe auszog, war er sicher, seine Füße nie wieder in diese Hülle zurückschieben zu können. Sie opferten etwas Wasser, um die Wunden zu reinigen, tranken ihre Ration und kauten einige harte Nudeln.

Dann lag Tony trotz seiner brennenden Füße auch schon in einem Halbschlaf oder eher in einer Form von Erschöpfungsohnmacht. Durch die Schleier seiner Müdigkeit hörte er die Stimme des Häuptlings Koala, der sagte: »Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Er lebt in Melbourne als Bauarbeiter. Ich glaube, er würde sich zu Tode schämen, wenn er jemandem gestehen müsste, dass sein Vater als stinkiger Abo nach Art der Ahnen lebt ...« Es folgte eine lange Stille, dann erklang Steeles Stimme. »Es gibt viele Arten, seine Kinder zu verlieren. Aber diese ist sicherlich die Grausamste.«

Als Tony hochfuhr, schien Steeles Stimme eben erst verklungen zu sein. Es war völlig dunkel, kein Stern stand am Himmel.

Die Luft war empfindlich kalt, aber der Sand strahlte immer noch eine dumpfe Wärme aus. Tony Tanner brauchte eine Weile, um sich zurechtzufinden. Schließlich erinnerte er sich daran, wo er war und warum er hier war. Und jetzt fiel ihm auch wieder ein, was ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Es war ein sehr weit entferntes Geräusch, das sich in seinen Traum geschoben hatte. Als Tony darüber nachdachte, war er sicher, dass es das Rotorengeräusch von Hubschraubern war. Diesen Klang erkannte er inzwischen schon im Schlaf.

Er lauschte und konnte nichts hören außer dem ruhigen Atem von Häuptling Koala, der eine Armlänge entfernt neben ihm lag. Von der anderen Seite kam ein leises Rascheln. Steele war also auch wach geworden.

»Hubschrauber, was?«, flüsterte Steele.

Tony nickte, dann wurde er sich klar, dass Steele dies nicht erkennen konnte und er flüsterte: »Ich glaube ja, aber ich bin mir nicht sicher.«

»Sie sind irgendwo in der Nähe, vielleicht suchen Sie uns.«

Darüber, wer *sie* waren, herrschte Einigkeit. Der Gedanke hatte für Tony keinerlei Reiz, und obwohl er ihn für unwahrscheinlich hielt, ließ er sich nicht verdrängen, steckte in seinem Kopf fest und hinderte ihn am schlafen.

Hellwach und zugleich todmüde und erschöpft wartete Tony Tanner auf den kommenden Tag. Er war wohl doch wieder eingedöst, denn er schrak hoch, als sich beim ersten Anzeichen der Morgendämmerung eine Gestalt neben ihm bewegte und im nächsten Moment mit der Dunkelheit, die in einer Kuppe lagerte, verschmolz. Der Platz von Koala war leer. Hatte sich der Alte abgesetzt? Wollte er sie hier allein lassen? Der Gedanke machte Tony ebenso frösteln wie die eisige Luft.

Zumindest die Kälte schwand mit den ersten Sonnenstrahlen und wandelte sich innerhalb einer halben Stunde in Hitze, die bei steigendem Sonnenstand die Luft zum Kochen brachte.

Koala blieb verschwunden. Steele und Tony kamen überein,

dass sie auf ihn warten würden - für einige Stunden wenigstens. Sie verzogen sich in den Hang einer kleinen Düne, wo es etwas Schatten gab und gruben sich in den Sand.

»Warum hat sich Koala verzogen«, murmelte Tony mehr zu sich selbst.

»Wird schon Gründe haben«, kam die unerwartete Antwort von Steeles Seite.

»Hoffentlich wissen wir diese Gründe auch zu schätzen.«

Damit war alles gesagt. Tony hatte viel Zeit nachzudenken. Er schwankte zwischen Zorn über Koala und Sorge. Was er sich auch immer an Gründen für das Verschwinden des Alten denken mochte, er fand keinen, der ihn wirklich zufriedenstellen konnte. Vielleicht war Koala ja schlicht durchgedreht oder er war ein Verräter oder ... oder ... oder

Die Hitze trieb solche Gedanken hervor wie den Schweiß, der aus den Poren trat und mit dem Sand eine rötliche Schicht bildete.

Die Zeit verrann zäh. Inzwischen bedeckte grauer Dunst den Himmel und nahm ihm die Möglichkeit, die Tageszeit am Sonnenstand zu erkennen. Ein Geruch von kalter Asche lag in der Luft, jeder Atemzug erweckte in Tony Bilder von rauchenden Ruinen, die in der Nähe lagen. Er schloss die Augen und versuchte zu schlafen. Aber er fand keine Ruhe, sobald seine Aufmerksamkeit nachließ und er einzudösen schien, nutzten tausend unerfreuliche Gedanken diese Gelegenheit, aus ihren nun geöffneten Zellen zu entwischen und ihn zu bestürmen. Warum gehen wir noch weiter, fragten sie, was sollen wir überhaupt bewirken, welches Risiko gehen wir ein, nur um behaupten zu können, wir hätten es bis zum Ende versucht ... Tony wischte das lästige Gedankengesocks ärgerlich zur Seite und beschloss, sich auf die Vision eines kühlen Bieres zu konzentrieren. Und dies half ihm auch ganz gut. Innerlich stieß er mit Pillbury an - und musste verzweifelt grinsen.

Weder Steele noch Tony nahmen Koalas Rückkehr wahr. Sie

zuckten erst zusammen, als der Alte plötzlich neben ihn war.

Koala nahm vor ihnen Aufstellung, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Füße her, Käseärsche«, herrschte er sie im Kasernenhofton an. Er trug einen improvisierten Behälter aus Rindenstreifen, in dem Tony einige Wurzeln und Blätter erkennen konnte.

Der Aborigine ließ sich nicht dazu herab, ihnen sein Verschwinden zu erklären - es erklärte sich im Grunde selbst, als er seine Beute aus dem Behälter holte.

Er hielt Tony und Steele ein holziges Gewächs mit langen dünnen Wurzeln vor die Nase.

»Los, kauen, die Wurzel. Nicht runterschlucken, giftig, spuckt mir das Zeug in die Hände.«

Tony starrte den Häuptling nur an und versuchte, eine freundliche Formulierung für etwas wie *Leck mich doch* zu finden. Zu seinem Erstaunen brach Steele ohne Zögern einen Teil seiner Wurzel ab und steckte sie in den Mund. Dass sie scheußlich schmeckte, war seiner Miene deutlich anzusehen. Und Tony konnte es selbst merken, als er mit einem Seufzen Steeles Beispiel folgte. Die Wurzel hatte einen leichten Lakritzgeschmack, der sofort von einer ätzenden Bitterkeit überdeckt wurde, als würde Säure den Mund füllen. Nach kurzem Kauen zerfiel die harte Wurzel zu einer ekelhaft mehligten Masse, die Tony in die erwartungsvoll hingehalteten Hände Koalas spuckte. Der rieb die Masse zwischen den Handflächen, bis sie wieder zäh geworden war, dann drückte er sie auf die wunden Stellen an Tonys und Steeles Füßen. Es brannte wie Feuer, und nur mit Mühe konnte sich Tony davon abhalten, schreiend aufzuspringen. Aber dann verschwand das Brennen und eine wohl tuende Kühle breitete sich aus.

Nachdem Koala alle Wundstellen entsprechend behandelt hatte, drückte er Streifen von Blättern über die Masse.

»Es dauert eine Weile, dann werden eure Füße nicht mehr geschwollen sein«, erklärte er.

»Und um dieses Zeug zu holen, bist du stundenlang durch die Wüste gestapft?«, sagte Steele anerkennend.

»Ich kann euch zwei fetten Käseärsche ja nicht tragen«, schnappte Koala und verzog sich in eine Kuhle in ihrer Nähe. Nach einer Weile wurde er unruhig und kam wieder zum Vorschein.

»Wir sollten gehen«, sagte er. »Ich kann nicht richtig abschätzen, wie hoch die Sonne steht, aber wir sollten trotzdem aufbrechen.«

Tony war das nur recht. Das Warten zehrte an den Nerven, und bei der stickigen Hitze herumzuliegen, hatte keinerlei Erholungswert. Sie nahmen ihr Gepäck und zogen los. Der Wasserkanister, den Tony mit zwei improvisierten Riemen auf dem Rücken trug, war merklich leichter geworden. Sie hatten sich nach einer kurzen Beratung entschlossen, ihre Wasservorräte nicht zu rationieren. Steele war der Meinung, dass es keinen Sinn machte, halb verdurstet durch die Wüste zu schwanken und dann im entscheidenden Moment zu schwach und zu verwirrt zu sein, um effektiv eingreifen zu können. So hatte Tony zwar Hunger, der ließ sich jedoch noch ganz gut aushalten, aber keinen Durst. Zugleich wusste er bei jedem Schluck, den er im Laufe des Marsches trank, dass nicht nur dieser Kanister spätestens am nächsten Tag leer sein würde. Wenn Koala dann nicht in der Lage war, irgendwo Wasser aufzutreiben - und das erschien Tony in dieser schier endlosen rötlichen Sandödnis höchst unwahrscheinlich, dann war diese hier nichts als eine weitere Variante einer Kamikazeaktion. Aber Koala hatte Pflanzenzeugs gefunden, und wo Pflanzenzeugs war, da war höchst wahrscheinlich auch Wasser.

»Habt ihr das gehört?«

Tony, aus seinen trüben Gedanken aufgefahren, blieb stehen und hob lauschend den Kopf. Deutlich hatte er etwas gehört. Es klang wie fernes Donnern, schien aber zugleich ganz nah zu sein, als würde es direkt neben seinem Ohr erzeugt. Ein hartes, krachendes, kollerndes Geräusch, bei dem er sofort an nieder-

stürzende Felsbrocken denken musste.

Steele zuckte nur die Achseln und stapfte unbeirrt weiter. Koala, der an der Spitze ging, drehte sich um und schaute Tony misstrauisch an.

Sie haben es also nicht gehört, dachte Tony, und nun denken sie, ich würde langsam durchknallen. Verärgert biss er die Zähne zusammen und beschleunigte den Schritt, bis er wieder direkt hinter Steele war. Er war sicher, sich nicht getäuscht zu haben, auch wenn er anscheinend als Einziger das Krachen vernommen hatte. Die Narben an seiner Schulter begannen zu schmerzen.

Wie lange sie so weitergingen, konnte Tony nicht mehr sagen. Die graue Farbe des Himmels hatte an Intensität gewonnen. Der Dunst war so dicht geworden zu sein, dass das Sonnenlicht nur noch trübe hindurch sickerte. Auch auf dem Boden nahm ihnen der Dunst die Sicht und schien sie wie eine Glocke zu bedecken. Es war windstill, nur manchmal trieb eine Böe rötlichen Sand von den Dünenkämmen und ließ ihn als waagerechten Schleier in der Luft tanzen oder packte ihn auch, wie von plötzlicher Wut besessen und wirbelte ihn zu Sandhosen auf, die wie Kreisel mit großer Geschwindigkeit über die Wüste jagten und sich im nächsten Moment in einer Staubwolke auflösten.

Kein Laut war zu hören, wenn man von dem Geräusch der Schritte im Sand absah, einem Schnaufen oder dem leisen Gesang, der manchmal von Koalas Lippen kam. Der alte Häuptling wirkte seltsam unkonzentriert. Sein Gesang brach plötzlich ab, dann setzte er mit neuer Melodie neu ein, als hätte der Alte den Text vergessen.

Das Donnern ließ Tony zusammenfahren. Es war fast schmerzhaft laut, es erschütterte jede Zelle seines Körpers wie eine Explosion und dennoch wusste er, dass es von weit herkam. Es war nicht einmal die Lautstärke, die so furchterregend wirkte, sondern die Mitteilung eines Berstens, von Zerreißen, Zerschmettern und Zerstören, die in diesen Klängen enthalten war und die Tony fast den Atem raubte. Er musste stehen bleiben und die

plötzliche Panik abschütteln, die ihn überkam. Seine Schulternarben sandten mit einem Mal wilden Schmerz durch seine Nerven, das Bild von Speeren oder Pfeilen, die ihn getroffen hatten, war so wirklich, dass er herumfuhr und suchend nach dem Angreifer stierte.

Steele war unterdessen ungerührt weitergegangen. Koala allerdings hatte den Kopf etwas geneigt, während sein Gesang abgebrochen war und er hatte sich umgedreht und auf Tony geschaut.

Die Hitze wurde fast unerträglich. Es war das trockene, alles verderbende Glühen eines riesigen Schmelzofens, das ihnen die letzte Kraft aus dem Körper sog. Die Luft wurde immer trüber, sie verdickte sich zu Schlieren, die in der Nähe vorbeiglichen wie Gespenster und sich aufzulösen schienen, wenn man sie genauer zu erkennen versuchte.

»Es gibt kein Lied mehr«, brüllte Koala plötzlich mit sich überschlagender Stimme. Er hob die Arme gegen den grauen Dunsthimmel und schüttelte, wutkreisend und mit den Füßen trampelnd, dass er sofort in dem aufwölkenden Staub fast verschwand, den Speer.

»Es gibt kein Lied mehr, der Weg ist zerstört und das Ende der Lieder ist gekommen, es ...« Koala verfiel in seine Muttersprache, dann konnten die Worte seinem Zorn und seiner Verzweiflung keine Form mehr geben und er brach in ein wortloses, tierisches Gebrüll aus.

Hilflos sah Steele diesem Ausbruch zu. In diesem Moment wusste er, dass Koala recht hatte. Auf eine ganz fundamentale, nicht durch Gedanken erfassbare Weise hatte der alte Häuptling recht mit dem, was er tat, und mit einer Mischung aus Erschrecken und Bewunderung erkannte Steele, dass es das Land, das er unter den Füßen hatte, diese endlose rote Wüste, diese Wälder, diese Felsen, diese Tiere, all das, was in Jahrmillionen erwachsen war und sich zu einer Gestalt geformt hatte, zu einem lebendigen Wesen, einem Kontinent, der mit den Berufenen sprechen

konnte, ihnen Träume senden, ihnen Lieder und Tänze und Malereien eingeben - dass all das sich Koala ausgewählt hatte, um seinen Zorn, seinen Schmerz, seine Empörung, seine Verzweiflung hinauszuschreien, als wäre dieser alte dunkelhäutige Mann, der jetzt vor ihm stand, den Kopf in den Nacken gelegt, die Arme wie in Krämpfen gegen den Himmel zuckend, mit offenem Mund brüllend, kreischend, schreiend, mit zerfetzenden Stimmbändern schreiend, immer heiserer werdend, das letzte Sicherheitsventil oder der letzte Zeuge oder der letzte Ankläger.

Und jetzt drehte auch noch Tony Tanner durch! Steele hatte während der ganzen Zeit das ungute Gefühl gehabt, dass sein Begleiter seelisch angeknackst war. Und nun wurde es offensichtlich, nun fing auch Tony Tanner an zu brüllen und wirbelte um die eigene Achse, als stünde jemand hinter ihm. Dann ließ er seinen Kanister fallen und rannte los. Bevor Steele eingreifen konnte, war Tony an ihm vorbei gespurtet, mit einer Geschwindigkeit, die nach den Anstrengungen der jüngsten Zeit völlig überraschend war. Steele schrie ihn an, aber Tony achtete nicht darauf, hatte es vielleicht in dem inzwischen zum krächzenden Klagegeheul gewordenen Geschrei Koalas nicht einmal gehört. Steele schaute hinter Tony her, der den Kamm einer flachen Düne überquerte, für einen Moment außer Sicht geriet und dann auf der anderen Seite die nächste Düne hochrannte. Jetzt spätestens musste ihm die Lunge schmerzen, jetzt mussten die Schenkel wie Feuer brennen. Kühl und gelassen beobachtete Steele die Szene. Er hatte seine Berechnungen gemacht und wartete darauf, dass Tony in dem nachgebenden Sand der Dünenflanke einknicken würde. Aber Tony Tanner rannte weiter, wühlte sich zum Kamm hoch, während er mit jedem Schritt Sandlawinen lostrat, die die steile Böschung herabrieselten. Er gewann den Kamm und verschwand erneut außer Sicht.

Steele stieß eine unterdrückte Verwünschung aus. Seine Berechnungen waren wertlos gewesen. Nichts stimmte mehr, gar nichts. Er fingerte die Schnalle des Gürtels los, der ihm als Trag-

hilfe diene. Hinter ihm fiel der Kanister in den Sand. Er gab ein dumpfes Geräusch von sich, als der Wasserrest gegen die Innenwand schwappte. Steele rannte los. Nach einigen Sprüngen hatte er Koala erreicht, packte den Alten bei den Schultern und schüttelte ihn.

»Es reicht«, brüllte Steele den Häuptling an. Dann hetzte er hinter Tony Tanner her. Der Sand brachte ihn ins Straucheln, Steele fiel auf den Bauch und rutschte in die Mulde zwischen den Dünen. Sofort war er wieder hoch, aber als er nun die Dünenflanke hochrannte, wurde ihm klar, dass seine Berechnungen nicht einmal für ihn selbst stimmten. Seine Beine versagten, er musste sich mühsam, Schritt für Schritt hocharbeiten, war fast am Ende seiner Kraft, als er oben angelangt war. Das Gebrüll hinter ihm hatte aufgehört. Koala begann nun ebenfalls in Steeles Richtung zu gehen. Keuchend erreichte Steele den Kamm. Der Dunst vor ihm schien sich zu verdichten, war zu einem Nebel geworden, der näher kam und jede Sicht nahm. Einmal noch konnte Steele die inzwischen ferne Gestalt Tonys erkennen, der mit unverminderter Geschwindigkeit in den Nebel hineinrannte.

Schwer atmend folgte ihm Steele. Er mäßigte nun sein Tempo und passte seine Schritte dem Untergrund besser an. Auf diese Weise kam er mit weniger Anstrengung schneller vorwärts. Dennoch wurde er von Koala eingeholt und sogar überholt. Der alte Häuptling tauchte keuchend hinter Steele auf und, statt die Düne hinunterzulaufen, warf er sich wie ein Klippenspringer nach vorn und rutschte in einer Sandlawine in die Mulde. Noch diese Düne, fuhr es Steele durch den Kopf, und dann kann ich nicht mehr. Die Erkenntnis machte ihn wütend und zugleich war er zu erschöpft, um wirklich wütend zu sein.

Halb betäubt vor Erschöpfung erreichte Steele hinter dem vorstürmenden Koala den Dünenkamm. Er sah aus den Augenwinkeln, dass der alte Häuptling zurückprallte, als wäre er gegen eine Mauer gerannt. Dann war Steele oben. Er sah Tony Tanner, der reglos einige Schritte vor ihm stand und dann erkannte

er, dass sie an ihrem Ziel angekommen waren.

Die Luft in dem Gang roch modrig. Sie legte sich schwer auf die Lungen, sie brachte einen schlechten Geschmack auf die Zunge und sie wirkte bedrückend wie eine böse Vorahnung. Wenn Dorkas seine Empfindungen genau prüfte, und er hatte Zeit dazu, denn Troiger war noch weit von jeder Form von Ansprechbarkeit entfernt, dann musste er sie als Resignation bezeichnen. Es war eine schlaffe, matte Mutlosigkeit, die bereit war, alles zu ertragen, weil ihr jede eigene Entscheidung genommen war. Dorkas spürte, wie sich trotz der Kühle Schweißperlen auf seiner Stirn sammelten und wie der Schweiß höchst unerfreulich aus seinem Nacken den Rücken herabrann.

Sich um Troiger zu kümmern, schien ihm unangebracht. Der hilfällige Greis mochte das als Aufdringlichkeit empfinden, und so schaute Dorkas auf den Boden, kratzte mit der Schuhspitze über den morschen Beton und ging einige Schritte hin und her. Im trüben Schein der nackten Glühbirnen konnte er gerade eben noch die Treppe, die sie heruntergekommen waren, und einige Meter Gang zu beiden Seiten erkennen. Wenn er zur einen Seite ging, vernahm er aus dem Dunkel das Echo seiner eigenen Schritte, was Dorkas zu der Vermutung veranlasste, dieser Teil des Ganges sei vermauert, verschüttet oder ein toter Stollen. Wenn er zur anderen Seite ging, glaubte er dagegen einen leisen Luftzug zu verspüren, der ihn sicher machte, dass sich der Weg in die Dunkelheit fortsetzen werde.

Troiger machte eine schwache Bewegung mit der Hand und Dorkas trat zu ihm.

»Gehen Sie dort entlang«, hörte er Troiger flüstern. »Auf der rechten Seite ist ein Schaltkasten. Sie müssen ihn öffnen und den Schalter nach unten legen. Zu dumm, dass ich nicht an eine Taschenlampe gedacht habe. Als ich das letzte Mal hier unten war, hatte ich eine dabei und konnte den Kasten richtig verschließen ... Er hat einen drehbaren Verschluss mit einem Griff. Sie müssen den Griff abheben und den Verschluss dann drehen, dann lässt

sich der Kasten öffnen ... Haben Sie mich verstanden, mein Freund?«

Dorkas murmelte eine Zustimmung, obwohl er von den Anweisungen weniger als die Hälfte verstanden hatte, weil ihm zu viele Begriffe völlig unbekannt waren. Für einen Moment hatte er den Wunsch, den Auftrag an Little weiterzugeben. Dieser stand etwas abseits, in der Zone, wo das Licht in die Dunkelheit des Stollens verrann, und schien über etwas nachzusinnen. Dann wies Dorkas diesen Gedanken von sich. Er wäre so gern ein Feigling gewesen, weil das seiner eigentlichen Natur vollkommen entsprach, aber er wollte alles vermeiden, was Troiger zusätzlich belasten könnte.

Also machte sich Dorkas mit kleinen Schritten auf den Weg, trat in die Dunkelheit und ließ seine rechte Hand an der feuchten Wand entlang gleiten. Jeder Schritt führte in tiefer in die lastende Finsternis. Wenn er sich umdrehte, lag der beleuchtete Teil des Ganges schon weit hinter ihm und die Gestalten Troigers und Littles wirkten klein und unnatürlich wie Modellfiguren in einer Vitrine.

Während er sich umschaute, lief Dorkas weiter, und als er sich zurückdrehte, prallte er gegen einen Widerstand. Ein Kasten gab ein lautes blechernes Scheppern von sich, Dorkas war mit der Stirn dagegen gelaufen und sah im ersten Moment Sterne. Mit dem eingeübten Reflex des Brillenträgers rückte Dorkas seine Sehhilfe zurecht und bemerkte zu seiner Erleichterung, dass das lebensnotwendige Nasengestell nicht verbogen war.

»Ist alles klar?«, klang die Stimme Littles von hinten.

»Ja, danke der Nachfrage, ich habe den Kasten gefunden!«

Letztere Bestätigung war angesichts des weithin hallenden Schepperns, dessen Echo sich in dem Gang verlor, ziemlich überflüssig.

Nach einigem Tasten fand Dorkas den Drehgriff, suchte nach der richtigen Position, ruckelte und versuchte es weiter. Als die Tür des Kastens endlich aufging, wäre Dorkas fast rückwärts ge-

stürzt, weil er inzwischen schon mehr mit Kraft als mit Feingefühl agiert hatte. Der Gedanke, dass er vor sich einen Schaltkasten voller blank liegender elektrischer Anschlüsse hatte, ließ Dorkas zögern. Dann war er sich sicher, dass ihn Troiger gewarnt hätte, würde eine Gefahr bestehen. Dann überlegte er sich, dass Troiger in seinem Zustand der völligen Erschöpfung eine Warnung durchaus vergessen haben könnte. Endlich kam er zu dem Ergebnis, dass er in Gefahr geriet, hier Wurzeln zu schlagen und so tastete er nach dem Schalter. Seine Fingerspitzen berührten glattes Holz, umfassten einen Griff und mit Schwung zog Dorkas den Schalter in die untere Position. Blaue Funken sprühten ihm entgegen und blendeten ihn, es gab einen Knall und ein Geruch von Ozon stieg auf. Aber an der Decke leuchtete eine Lampe und plötzlich war der Gang von einer Seite zur anderen in Licht getaucht.

Zumindest für die an die Dunkelheit gewöhnten Augen von Dorkas schien es so, auch wenn tatsächlich die Beleuchtung alles andere als überzeugend war und durch den Ausfall einiger Lampen, die in Abständen von zwei Metern unter der Decke hingen, wurde der Zustand auch nicht besser.

»Warten Sie, wir kommen schon!«, rief Little. Er hatte seinen Arm unter denjenigen Troigers geschoben, der entweder zu verduzt oder zu schwach war, um Widerstand zu leisten und bewegte sich nun langsam auf Dorkas zu. Der fand Zeit, sich umzusehen. Dem Schaltkasten genau gegenüber befand sich ein Gang, der nach einigen Metern an einer schlampig aufgeschichteten Ziegelmauer endete. Offensichtlich war dies früher der eigentliche Eingang zu dem Gängesystem gewesen. Denn um ein solches handelte es sich, wie die vielen Abzweigungen auf beiden Seiten zeigten.

Die Wände zeigten Reste von weißer Kalkfarbe, und als Dorkas einen Schritt zurücktrat, konnte er auch noch die Beschriftung entziffern, die an die Wand gemalt war.

Schutzraum 1 stand dort über einem schwarzen Pfeil, der nach

links wies. Dann gab es noch eine ... *mm ... tur* und ein *Bef ... um Lu ... lage*, die beide in derselben Richtung lagen.

»Das hier war das Befehlszentrum für die Luftabwehr«, erklärte Troiger, als er in Begleitung Littles herangekommen war. Die kurze Rast hatte dem alten Mann gut getan. Seine Stimme klang fester und sein Atem ging nicht mehr so mühsam und rasselnd wie noch eben.

Dorkas trat wie selbstverständlich neben Troiger und fasste hilfreich dessen Arm, ohne zu registrieren, dass er Little dabei ein wenig zur Seite drückte. Der blieb stehen, schaute dem fortschlurfenden Paar nach und empfand plötzlich, dass tief in seinem Inneren eine Blase von kochender Wut aufstieg und an die Oberfläche drängte. Die aufschäumende Wut ließ ihn erzittern, sie nahm Littles Denken und Fühlen vollkommen in Besitz. Automatisch formten seine Lippen eine Folge von leise geflüsterten vulgären Beschimpfungen. Erst ein Schmerz führte ihn aus dieser Benommenheit zurück. Verwundert betrachtete Little seine blutenden Handflächen - er sich bei geballten Fäusten die Fingernägel in das eigene Fleisch gestoßen. Was war mit ihm los? Was war das, was sich in ihm eingenistet hatte, in einer dunklen Ecke kauerte und ihn aus dem Hinterhalt des Unbewussten anzuspringen schien? Little wusste nicht, wie lange er gestanden hatte, völlig mit sich selbst beschäftigt und verzweifelt darum bemüht, so etwas wie ein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Als er nun aufschaute, bemerkte er Dorkas und Troiger, die ein ganzes Stück weitergekommen waren und sich nun zu ihm umgedreht hatten. Little ging auf sie zu und empfand es als Segen, dass ihm seine Beine gehorchten.

»Ist etwas? War Ihnen nicht gut?«, fragte Dorkas. Little bemerkte in der Stimme des anderen keine persönliche Besorgnis, dafür etwas wie ein kühles wissenschaftliches Interesse.

»Es war nichts«, antwortete er nach einigem Zögern. Und nach einem weiteren Zögern fügte er hinzu, selbst erstaunt, seine Stimme noch einmal zu hören: »Ich scheine ein wenig durch den

Wind zu sein. Ich bin irgendwie ... irgendwie ... ich weiß nicht ...«

Troiger und Dorkas starrten Little an, dann wandten sie sich gegenseitig zu.

»Das Buch«, flüsterte Dorkas, sodass nur Troiger ihn hören konnte.

»Ich habe versagt, ich habe mein Gelübde gebrochen!«

»Wir wissen nicht, warum solche Dinge geschehen«, zischelte Dorkas zurück. Er fand sich in der unbehaglichen Situation, Little zu verteidigen und Troiger beruhigen zu müssen. »Herr Little besitzt eine Reihe ganz außerordentlicher Fähigkeiten, die seine Psyche nicht mit der eines anderen Menschen vergleichbar machen, verstehen Sie? Egal, was passiert, er kann es auf andere Art verarbeiten als wir oder andere.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, seufzte Troiger mit einem letzten Blick auf den betrübt dastehenden Little und schlurfte weiter.

Nach kurzer Zeit hatte Dorkas jede Orientierung verloren. Ihr Weg führte sie durch verschiedene Gänge, und spätestens nach der dritten Treppe und dem zweiten Durchgang wusste Dorkas, dass er alleine hier niemals wieder herausfinden würde. Stellenweise verströmten die Stollen einen leisen Geruch nach Wein. Troiger erklärte, dass der Berg, in dem sie sich befanden, seit Jahrhunderten genutzt wurde, um Wein oder anderes Handelsgut zu lagern, um sich oder Waren zu verbergen oder um ungelesen von einem Ort zum anderen zu gelangen. Zuletzt waren Luftschutzbunker und bombensichere Befehlszentralen eingerichtet worden. Dabei deutete Troiger auf eine offene Tür, an der sie gerade vorbeikamen. Dorkas blickte auf einen leeren, voll beleuchteten Saal, an dessen Wänden sich drei aufsteigende Reihen von Sitzen entlangzogen. In der Mitte waren Tische und hohe, schmale, senkrechte Tafeln. Kopfhörer lagen auf den Tischen, Zettel mit hastig gekritzelt Notizen bedeckten den Boden. Es machte den gespenstischen Eindruck, als wären die Menschen, die diesen Raum bevölkert hatten, vor einem Augenblick noch

an ihren Plätzen gewesen.

»Seit 1945 hat keiner mehr dieses System betreten. Die Amerikaner hatten Angst, dass man sie hier in eine Falle locken würde. Also mauerten sie den Haupteingang zu und sprengten die anderen Ausgänge.«

»Und nur Sie allein haben diese Gänge betreten?«

»So ist es. Wir sind da.«

Troiger deutete auf eine Doppeltür aus blau gestrichenem Eisen. Mit Mühe konnte Dorkas einen ihrer Flügel bewegen. Ein kühler Hauch ließ ihn frösteln. Dahinter war ein dunkler Raum. Er musste erstaunlich groß sein, denn das Echo des quietschenden Türflügels verlor sich in weiter Ferne.

»Ein Materiallager der Luftwaffe«, erklärte Troiger und tastete dabei mit erstaunlicher Sicherheit nach dem Schaltkasten. Die Beleuchtung flammte auf und entriß der Dunkelheit einen Raum von Sporthallengrößen mit allerdings recht niedriger Decke.

»Der Anblick ist etwas gewöhnungsbedürftig«, sagte Troiger entschuldigend, als Dorkas und Little mit hängenden Schultern und aufgerissenen Augen vor der seltsamen Konstruktion standen, die den Großteil des Raumes füllte.

Der Anblick war nur schwer in Worte zu fassen. Er war atemberaubend und überwältigend und verwirrend und beängstigend. Es war alles zu groß, zu seltsam. Es lag da, vor ihren Augen, unbestreitbar und real, und über allem lag eine Endgültigkeit, die den Willen erschlaffen ließ.

Ein Hubschrauber stieg auf. Tony Tanner bemerkte als Erster die blinkenden Positionslichter, die aus dem Dunst stachen. Es war ein riesiger Frachthubschrauber russischer Bauart, der sich träge in die Luft erhob und dann verschwand. Die Luft vibrierte von dem Wirbel seiner Rotoren. Als deren Hämmern leiser wur-

de und schließlich erstarb, fiel eine unheimliche Stille über den Ort.

»So sieht das also aus«, sagte Tony Tanner.

Vor ihnen, in einer Ebene, die etwas unterhalb ihrer Position lag, öffnete sich ein gewaltiges Loch. Ein breiter Fahrweg schraubte sich spiralförmig die Wand entlang in eine Tiefe, die unerkennbar blieb, weil graue Dunstschleier über ihr lagen. Auf der anderen Seite, mehrere Hundert Meter entfernt, standen dreistöckig gestapelte Wohncontainer neben Nissenhütten und hoch aufragenden Fabrikationsanlagen. Sie waren nur schwer sichtbar, denn die Luft über dem Loch flirrte und wallte, als würde dort unten eine gewaltige Kochplatte glühen. Jetzt erst, als er dieses Phänomen bemerkte, wurde sich Tony Tanner bewusst, dass es wesentlich kühler geworden war.

»Keiner zu Hause«, knurrte Steele und schritt auf den Rand des Loches zu. Tony folgte ihm. Koala zögerte, setzte sich aber dann doch in Bewegung und folgte den beiden anderen mit steifen Schritten.

Der Blick nach unten erregte Schwindel, weniger wegen der Tiefe als wegen der bewegten Luftmassen, die tanzten und wogten, manchmal aufzukochen schienen und die Luft zu Schlieren verformte. Der Dunst in der Tiefe des Kessels lag scheinbar ruhig, aber als Tony genauer hinblickte, erkannte er, dass die graue Masse langsam aber stetig nach oben kroch. Und als er nun einen weiteren Blick in diesen Kessel warf, der in die Erde gewühlt worden war, bemerkte Tony ein leises Schwanken am Rand des Dunstdeckels - wie Wellenschlag, der einen Strand trifft. Oder wie die leise Antwort auf ein Atmen tief unten.

Hier, direkt am Rand des Loches, war es empfindlich kalt. Ihr Atem stand als weiße Wolke über ihren Köpfen. Durch den Sand führten Kettenspurten geradewegs auf den Rand zu. Baumaschinen, Planiertrauben, Bagger und Lastwagen waren auf diese Weise in das Loch gestürzt worden, wo sie zerschmettert auf der umlaufenden Fahrbahn lagen.

»Wo mag das Ekranoplan sein?«, fragte Tony, als sie das Loch umrundeten und auf die Wohncontainer zugingen.

Steele deutete schweigend in das Loch.

»Um ein solches Trumm zu starten, braucht man eine Wasserfläche oder eine Asphaltpiste. Beides ist hier nicht vorhanden. Also liegt es da unten.«

»Mitsamt dem radioaktiven Material.«

»Da unten wird eine ganze Menge von dem Zeug sein«, vermutete Steele kühl. »Genug, um alle Umweltschützer dieser Erde in den Wahnsinn zu treiben.«

»Und genug, um uns zu vergiften.«

»Nein, die Strahlung wird nicht austreten. Jedenfalls nicht in den nächsten hundert Jahren oder so.«

»Und warum hatten es diese Typen so eilig zu verschwinden, dass sie sogar ihr Material zurückgelassen haben?«

Steele warf Tony einen schrägen Blick zu.

»Warum sollten sie sich die Mühe machen, diesen Schrott wieder zurückzutransportieren? Sie haben genug Finanzen, um sich jede Stunde neue Maschinen zu kaufen. Dieses Zeug ist denen doch völlig schnurz. Sie haben ihren Job erledigt, und jetzt machen sie sich vom Acker, damit die Verbindung zwischen ihnen und diesem Loch hier nicht sofort erkennbar wird.«

»Aber sie sind hier noch nicht fertig«, wagte Tony die entscheidende Bemerkung.

Steele konnte nur zustimmend mit dem Kopf nicken.

»Nein, noch ist das hier nicht ganz fertig. Da drüben sind Leitungen - ich bin sicher, dass hier überall in den Böschungen Sprengsätze installiert sind. Damit werden sie dieses Loch irgendwann in der nächsten Zeit soweit planieren, dass man nichts mehr erkennen wird als eine leichte Vertiefung irgendwo in dieser roten Wüste. Keinem wird etwas auffallen.«

»Und bei dieser Sprengung wird der gesamte radioaktive Staub aufgewirbelt.«

»Nein, sie werden schön dafür sorgen, dass nichts davon in die

Atmosphäre kommt. Vermehrte Radioaktivität würde in den nächsten zwei oder drei Tagen so weit gewandert sein, dass irgendwo ein Messgerät anschlägt. Und damit haben sie die Medien am Hals, die Politik, die Geheimdienste. Nein, sie haben kein Interesse daran, Aufsehen zu erregen. Ihr Werk geschieht im Verborgenen. Sie polieren die Oberfläche und nagen in der Tiefe alles zu Staub, genau wie Holzwürmer, so ist das.«

Der Weg um das Loch herum schien kein Ende zu nehmen. Vielleicht war es die Erschöpfung einer Wüstenwanderung, vielleicht hatte er sich über die Entfernung getäuscht. Jedenfalls war Tony Tanner kurz vor dem Zusammenbruch, als sie endlich das erreichten, was wohl einmal die Wohnsiedlung der Arbeiter gewesen sein musste.

Hunderte Männer hatten hier gearbeitet. Neben einer Tür hing ein Plan, aus dem hervorging, dass in drei Schichten rund um die Uhr und an sieben Tagen gearbeitet worden war.

»Sie hatten es eilig«, stellte Steele fest.

Für Tony war das nichts Neues. War es nicht genau das gewesen, was ihnen der Conte eingebläut hatte? Die Zeit ist knapp, der Gegner steht kurz vor der Verwirklichung seines Planes. Trotzdem war es niederschmetternd, in dieser engen Gasse zwischen den aufgetürmten Wohncontainern zu stehen, die unwillkürlich an eine Straße zwischen Hochhäusern denken ließ und sich das Übermaß an Macht, Berechnung und Entschlossenheit vor Augen zu halten, das diesen Ort erschaffen hatte.

Als sich Tony im Glas eines Fensters gespiegelt sah, erschrak er über den Mann, der mit hängendem Kopf, hängenden Schultern und schlurfendem Schritt das Bild eines todmüden, besiegten Boxers bot. Er straffte sich und schaute sich nach Steele um.

Der war zwischen zwei Containerblöcken verschwunden. Das krachende Geräusch einer eingetretenen Tür führte Tony zu ihm. Steele stand vor einem mannshohen Tresor, aus dem Kabelstränge herausliefen und durch eine Öffnung in der Wand über den Rand des Loches führten.

»Das hier muss es sein«, erklärte Steele. »Hier drinnen ist die gesamte Zündanlage. Zeitautomatik und Energieversorgung. Wir müssen nur die Kabel durchtrennen.«

»Nichts leichter als das«, antwortete Tony Tanner, der neben einem der Kabelstränge kniete und die metallische Umhüllung prüfte. »Wir brauchen nur so etwas wie ein Spezienschweißgerät. Das hier ist nämlich ein Metallgeflecht.«

Mit einem Fluch ging auch Steele in die Knie und testete persönlich die Leitungsstränge. Sie waren aus irgendeinem Verbundmaterial, in dem ein Metall mit einem Kunststoff eingearbeitet war. Er biss sich auf die Lippen. Langsam verschwand die kühle Überlegung aus Steeles Bewusstsein und machte einer hilflosen Wut Platz. Er brauchte eine der Baumaschinen. Aber die lagen hinabgestürzt in dem Loch. Vielleicht konnte er eine aufrichten, man konnte den Sand wegschaufeln, eine Maschine aufrichten, mit dieser Maschine einen Bagger aufrichten, mit dem Bagger die Kabel durchtrennen. Das ging. Vielleicht. Steele glitten diese Überlegungen durch den Kopf und im selben Moment dachte er: Vergiss es, du hast verloren. Das war die Wahrheit, aber er konnte sie nicht akzeptieren. Er klebte an seiner Wut, hilflos zappelnd wie eine Fliege auf dem Leim.

»Wir müssen verschwinden«, hörte er die Stimme Tony Tanners. »Wir können hier nichts mehr tun. Wir sind zu spät. Die Sache ist gegessen.«

»Diese Sache«, brüllte Steele plötzlich aus vollem Halse, »ist ein gottverdammter Hyleg und es könnte der Letzte sein, also ist hier gar nichts gegessen und ich werde nicht akzeptieren, dass hier jemand den Defätisten spielt, also ...«

Ohne sich weiter um Tony Tanner zu kümmern, stürmte Steele aus dem Container und verschwand. Krachen und Scheppern deuteten darauf hin, dass er nach irgendetwas suchte.

Auch Tony machte sich auf die Suche. Direkt an den Containern begann der Weg, der im Inneren des Lochs in die Tiefe führte. Dort hatte Tony einige Fahrzeuge gesehen. Und die stan-

den brav auf ihren vier Rädern, teils mit offenen Türen, als wären sie dort gerade von den Nutzern geparkt worden. Auf dem Weg kam Tony an der Fabrikationsanlage vorbei. Es war eine Zusammenstellung aus Silos, Sieben, Waschanlagen und Förderbändern. Aus der Entfernung sah die Anlage eindrucksvoll aus. Als er davor stand, sah Tony Pappschildchen an Elektromotoren und Hydraulikventilen hängen. *Achtung, vor der ersten Inbetriebnahme unbedingt ...* las er. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, mit einigen Schaufeln Dreck und einem Sandstrahlgebläse die Anlage optisch auf alt zu trimmen. Aus der Luft sah das sicherlich auch entsprechend aus. Aber kein Aufklärungsbild hätte die Aufschrift dieser Zettel lesbar machen können. Und nun kam es nicht mehr darauf an. Resigniert ließ Tony den Zettel fahren, den er in der Hand hielt, und schritt weiter.

Schon der erste Versuch war ein Volltreffer. Tony fand einen *Hummer* mit offener Tür, der Zündschlüssel steckte. Lediglich die Sitzeinstellung ließ Wünsche offen, aber das regulierte Tony sehr schnell.

Vorsichtig drehte er den Schlüssel. Er dachte für einen Moment an eine Bombe, die jetzt hochgehen würde, aber das Beben stammte von dem schweren Motor, der vor ihm zum Leben erwachte. Die Nadel des Tankanzeigers kletterte auf *F*. Trotzdem blieb Tony skeptisch. Das alles war zu einfach. Inzwischen hatte ihn seine Lebenserfahrung gelehrt, misstrauisch zu werden, wenn irgendetwas zu seinen Gunsten verlief. Dann dachte er an den Hubschrauber, dessen Abflug sie noch gesehen hatten. Und nun ergab alles einen Sinn. Die meiste Arbeiter waren schon verschwunden, die letzten brachten die Sprengladungen an oder kontrollierten sie, fuhren so schnell wie möglich zurück an die Oberfläche und rannten zu dem wartenden Hubschrauber. Mit einem Geländewagen, und sei er so schwer wie das ratternde Gerät, in dem Tony gerade saß und im Getriebe nach dem Vorwärtsgang fahndete, konnte keiner die Sprengung verhindern. Mit einem der schweren Bagger vielleicht. Darum lagen die ja

auch tief unten im Loch.

Bevor Tony endgültig losfuhr, kam ihn noch ein Gedanke und er stieg noch einmal aus. Als er schließlich hupend zwischen die Container fuhr, war die Rückbank mit Wasserkanistern, Limonadenflaschenstapeln und Proviantpaketen gefüllt, die er aus anderen Wagen eingesammelt hatte. Er hätte auch einen Grill und einige Steaks aus einem kleinen Kühlschrank mitnehmen können, aber das erschien ihm übertrieben.

Als auf sein mehrmaliges Hupen keiner seiner Begleiter auftauchte, stieg Tony aus. Das Geräusch dumpfer Axtschläge klang ihm entgegen, als er zögernd auf den Container mit der Sprengzentrale zuging.

Innen bearbeitete Steele einen Kabelstrang mit einer Axt. Er holte aus, dass die Axt gegen die Decke schlug, riss sie nach unten, dass die schartige Schneide ein schrilles Pfeifen von sich gab und schmetterte das Werkzeug mit fürchterlicher Wucht auf die Kabelumhüllung. Einige Funken sprangen auf, die Axt wurde zurückgeschleudert und die getroffene Stelle sah ebenso aus, als hätte Steele sie mit einem weichen Wischtuch bearbeitet.

Der erste Blick zeigte Tony, dass Steele nicht mehr bei Sinnen war. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Nasenlöcher aufgebläht, das Gesicht verzerrt vor Wut und Anstrengung, die Adern geschwollen wie Schlangen, die sich auf der Haut von Hals und Schläfe festklammerten.

»Das Taxi ist da«, schrie Tony ihm zu.

Steele reagierte nicht, schien Tony überhaupt nicht zu bemerken. Mit dem Gebrüll eines Berserkers ließ er die Axt auf das Kabel krachen, wieder und wieder und immer wieder völlig vergeblich. Er war kein Mensch mehr, sondern eine Maschine, vielmehr ein Mensch, der von einer Maschine besessen ist.

Tony schrie ihn an, versuchte, ihm in den Arm zu fallen und wurde zur Seite geschleudert. Mit dem Mut der Verzweiflung sprang Tony schließlich Steele an. Er packte ihn von hinten, wollte ihn wegziehen von diesem Ort und resignierte im nächs-

ten Moment vor der brutalen Kraft Steeles. Der machte einige Schritte rückwärts, krachte mit Wucht gegen die Wand. Tony fühlte sich, als wäre er zwischen Hammer und Amboss geraten. Trotzdem klammerte er sich noch fester an Steele und versuchte noch einmal, ihn wegzuziehen.

Benevoglios Ring war bei dem Gerangel an Tonys Finger verrutscht, nun wurde er in Steeles Nacken gedrückt. Tony spürte, wie Steeles Körper unvermutet schlaff wurde und zusammensackte. Der Umschwung kam so plötzlich, dass Tony ins Tauseln kam und Steele kaum noch einigermaßen sanft auf den Boden legen konnte.

Der lag keuchend auf dem Rücken und blickte zu Tony Tanner auf.

»Was sollte das bloß?«, murmelte Steele.

Tony Tanner spürte, wie er rot anlief.

»Tut mir sehr leid. Ich wollte nicht unhöflich wirken, aber ich sah keine andere Möglichkeit ...«

»Das war doch Schwachsinn«, murmelte Steele, ohne auf Tony zu achten. Er hob den Oberkörper und stützte sich auf die Arme ab. »Das mit der Axt konnte doch nie funktionieren, blanker Schwachsinn, das ist ein Spezialmaterial, danach würden sich die Militärs die Finger lecken, eine Kevlarweste ist wie Esspapier dagegegen ...

Kopfschüttelnd stand Steele auf. Dann landete seine Hand auf Tonys Schulter, dass der in den Knien einknickte.

»Danke«, sagte Steele knapp, »was war das mit dem Taxi, hab eben nicht so genau drauf geachtet ...?«

Tony deutete mit dem Daumen die Richtung an.

Sie einigten sich darauf, dass Steele den Motor prüfen und sich nach weiterem Treibstoff umschaun sollte, während Tony die Suche nach Koala aufnehmen würde.

Wobei Suche zu viel gesagt war. Er brauchte nur dem Gebrüll des alten Häuptlings nachzugehen, um ihn auf der anderen Seite der Containersiedlung zu finden, wo Koala direkt am Rand des

Lochs eines Tanz aufführte, den Speer schwang und aus voller, wenn auch schon ziemlich heiserer Kehle schrie.

Als Tony Tanner näher kam, bemerkte er, dass Koala seinen Speer immer wieder zu Boden stieß und dabei helle Splitter nach oben stoben. Zuerst kam Tony die Idee, der Häuptling zerstöre in einem Anfall von Raserei ein Nandugelege. Aber dann blieb eines der weißen Gebilde an Koalas Speer hängen wurde nach oben und dann, als es sich vom Speer löste, in Richtung Tonys geschleudert. Es war ein gebleichter Totenschädel mit einem kreisrunden Loch im Dach. Tony ließ ihn liegen und strebte auf Koala zu, der ihn jetzt sah und die Intensität seines Geschreis noch steigerte. Mit Gesten forderte er Tony auf, die Schädel, die hier zuhauf lagen und die der Wind aus dem Sand befreit haben musste, zu zertrümmern.

»Die falschen Herren!« rief Koala. »Die Herren der Ameise!« Tony blickte auf das Zerstörungswerk, das Koala mit unverminderter Besessenheit ausführte. Er hatte schon viele Knochentrümmer um sich herum liegen, und die Schädel, die er noch nicht zertrümmert hatte, wiesen alle dasselbe runde Loch im Dach auf.

Tony schaute der Szene einige Momente lang zu. Dann drehte er Benevoglios Ring ein wenig und packte Koala kurzerhand am Nacken. Ein Schlag mit der Linealkante in einen rebellischen Schülernacken hätte keinen schnelleren Erfolg zeitigen können.

Koala sank in sich zusammen und blieb mit hängenden Schultern stehen, bis ihn Tony am Arm fortzog.

Sie fanden Steele damit beschäftigt, die letzten Treibstoffkanister in die Halterungen am Heck zu heben. Der graue Dunst hatte inzwischen das gesamte Loch gefüllt und kroch wie die ersten Wellen einer Flut zwischen die Container. Es war kein Nebel, sondern irgendetwas, das sehr kalt war, das nach kalter Asche roch, das alles Licht aufsaugte und von dem eine erstickende Hoffnungslosigkeit ausging.

»Machen wir, dass wir wegkommen«, sagte Steele. »Wer

fährt?«

Die Frage wurde nicht beantwortet, weder von Tony Tanner, der auf den Beifahrersitz gekrochen war, noch von Koala, der auf der Rückbank ein Proviantpaket aufriss.

»Die Konstruktion stammt nicht von mir. Ich habe sie verbessert und den modernen Erfordernissen angepasst«, erklärte Troiger mit müder Stimme. »Die erste Version stammt von Alceste de Bellincourt, einem südfranzösischen Alchemisten. Er behauptete, man könne damit den Wegen des Satans nachspüren. Er selbst und seine Werke wurden verbrannt, ich stieß zufälligerweise auf ein Blatt aus der Kopie der Kopie eines seiner Werke.«

Ächzend und knarrend bewegten sich drei tonnenschwere Erzbrocken durch den Raum. Sie waren an Trägern aufgehängt, die an Kranausleger erinnerten. Im Zentrum der Anlage stand ein schweres senkrecht Roh, in dem wohl auch der Motor verborgen war, der die Ausleger in Bewegung setzte.

So massiv und zugleich primitiv die Konstruktion auch anmutete, erkannte Dorkas sofort das prekäre Gleichgewicht, in dem die gewaltigen Gewichte waren. Eine Fliege, da war er sich sicher, die sich auf einem der Brocken von den Ausmaßen eines Automobils niederließ, konnte das Gleichgewicht und damit zugleich auch diese seltsame Maschinerie zerstören.

»Wenn die Herren bitte hinter diese Bleiwand treten würden«, flüsterte Troiger.

»Radioaktivität? Sie arbeiten mit radioaktiven Strahlen?«, erkundigte sich Dorkas besorgt.

»Kobalt«, bestätigte Troiger. »Ich konnte es halb illegal, halb mit Beziehungen aus Labors und Arztpraxen beziehen. Aber es hat mit der Zeit meinen Körper zerstört. Die Bleiwand habe ich selbst nie benutzt, sie war nur gedacht für Besucher, ich dachte mir, dass ich vielleicht einmal meine Maschine einem anderen

Menschen würden zeigen ...« Troiger brach ab und wandte sich einem kleinen Schaltpult zu. Einmal mehr empfang Little die Impulse einer fürchterlichen Einsamkeit und stellte sich die Frage, wie Troiger ein Leben unter diesen Umständen hatte führen können. Und zugleich wurde Little von einer anderen Erkenntnis erschüttert. Troiger war glücklich, mehr noch, er war selig, denn das Wissen um die Fraternidad hatte die bitteren Jahrzehnte der Einsamkeit in einem Augenblick mit Sinn erfüllt, hatte Disteln in Rosen gewandelt.

»Vorsicht jetzt bitte.« Troiger fingerte an dem improvisiertem Schaltbrett, bestehend aus einer Sperrholzplatte, auf deren einer Seite altertümliche Schalter hingen, während die Rückseite ein Wirrwarr von Drähten zeigte.

Das Licht verlosch, die Maschine knarrte unbeirrt weiter ihre Runden. Dorkas wurde schon unruhig, als plötzlich von drei Stellen blaue Strahlen aufleuchteten. Sie kreuzten den Raum, trafen auf die Erzbrocken, wurden reflektiert und vereinten sich in der Mitte der Anlage in einer Glaspypamide.

»Einen Moment noch.«

Troiger warf klackend einen weiteren Schalter um. Im Zentrum der Anlage zischte etwas, begann dann zu brodeln, Wasserdampf stieg auf und füllte die Pyramide. Nun wurde ein Geflecht von Linien, Adern und Knoten von blauer Farbe erkennbar. Das Muster dehnte sich und zog sich wie atmend dann wieder zusammen und bewegte sich, wie Algen in einer leichten Strömung.

»Das sind sie«, flüsterte Dorkas ehrfurchtsvoll. »Ein unglaublicher Geniestreich. Dieses Gerät ist für die Fraternidad unersetzbar. Sie ist ein Geschenk.«

Laut fügte er hinzu: »Sie müssen uns unbedingt in die Geheimnisse dieser Anlage einführen.«

»Alles, was dazu zu sagen ist, findet sich in meinem Manuskript in meinem Schreibtisch«, gab Troiger mühevoll zur Antwort. Dann wurden seine Atemzüge lauter. »Etwas ändert sich«,

krächzte er, »etwas geschieht, sehen Sie doch ... was nur ... was nur hat uns ... uns heute hierher geführt? Gerade heute ...«

Das Muster in der Pyramide zog sich wie unter Krämpfen zusammen, schien dann auseinanderzuplatzen und verfiel in hektisches Pulsieren. Neue Linien bildeten sich und verlöschten wieder, Punkte änderten die Farbe, bekamen ein grelles Rot, verschwanden oder wanderten. Das Ganze erweckte den Eindruck eines komplizierten Spieles, bei dem zwei Spieler ihre Züge planten, um die Absichten des Gegners zu durchkreuzen. Dann gefror das Bild mit einem Mal. Es gab keine Bewegung mehr. Gebannt schauten Dorkas und Little auf die Pyramide. Nichts änderte sich und doch spürten sie, dass in dieser scheinbaren Erstarrung gigantische Kräfte Brust an Brust miteinander rangen, dass entscheidende Ereignisse, Siege und Niederlagen, in diesen Augenblicken stattfanden.

Ein kleiner roter Punkt erschien, begann grell zu leuchten, zu pulsieren, andere Punkte und Linien mit seiner Farbe zu überziehen.

»Ein Hyleg«, murmelte Dorkas tonlos.

»Es ist in Australien«, klang die matte Stimme Troigers. »Die Geburt eines Hylegs ... was nur hat uns heute hierher geführt, warum teile ich gerade heute ... dieses ... Geheimnis ... mit ... Freunden?«

Völlig unerwartet hielt Steele den Wagen an. Eben hatten sie eine Reihe von Sandwellen überwunden und standen nun in einer weiten Senke.

»Was ist los?«, fragte Tony, der aus einem Halbschlaf aufgeschreckt war. Er schaute durch die Windschutzscheibe und erkannte nichts als rötlichen Sand, der von den Strahlen der starken Scheinwerfer aus der Dunkelheit gerissen wurde. In den leichten Unebenheiten vor ihnen verbargen sich pechschwarze Schatten wie Strauchdiebe vor einem Überfall.

Ohne eine Antwort stellte Steele den Motor ab und ließ unmittelbar darauf die Scheinwerfer verlöschen. Die plötzliche Dun-

kelheit wirkte bedrückend. Seit vier Stunden waren sie unterwegs, aber immer noch war der Himmel von grauem Dunst erfüllt, schmeckte die Luft nach kalter Asche und war die Nacht von einer Kälte und Schwärze, als hätten sich in ihr tausend hoffnungslose Nächte konzentriert.

Steele stieg aus dem Wagen und Tony folgte seinem Beispiel. Er musste sich an dem Wagen entlangtasten. Auf der anderen Seite knirschten Steeles Schritte im Sand.

»Was ist los?«, fragte Tony Tanner ein zweites Mal.

»Ich hab was gehört. Glaube ich zumindest«, antwortete Steele.

»Soll das heißen, dass jetzt ...«

»Ja«, bestätigte Steele. »Sie sprengen jetzt ...«

Noch während Steele sprach, konnte Tony es selbst hören. Es war ein dumpfes Grollen ähnlich dem Lärmen eines sehr weit entfernten Gewitters. Tony fragte sich, wie weit sie inzwischen von dem Riesenloch entfernt waren - an die fünfzig Kilometer sicherlich - und warum das Krachen der Explosionen dennoch über diese Entfernung hinweg zu ihnen drang. Es mussten gewaltige Sprengladungen sein, die dort gezündet wurden.

»Die Erdbebenwarten werden die Erschütterungen registrieren«, sagte Tony.

»Nicht, wenn nur im Sandboden Explosionen stattfinden.«

Das ferne Dröhnen dauerte an, unerbittlich wie der Trommelwirbel bei einer Hinrichtung. Plötzlich gab es ein Krachen, das schmerzhaft in die Gehörgänge fuhr und einige Herzschläge später warf es Tony Tanner um. Noch während er flach auf den Rücken fiel, hörte er durch das Pfeifen in seinen überstrapazierten Ohren, wie Steeles Hand gegen das Wagenblech schlug, in dem vergeblichen Versuch, einen Halt zu finden.

Es war keine physische Schockwelle, die Tony gefällt hatte, kein Windstoß. Nichts, was auf irgendeine Weise von einem physikalischen Instrument registriert worden wäre. Aber sein Unbewusstes oder sein Nervensystem oder seine Seele, was immer es war, war von diesen Schockwellen getroffen und gelähmt

worden. Tony lag hilflos im Sand und konnte nur in den Himmel starren.

Als würde ein Vorhang fortgezogen, verschwand der Dunst und die Sterne erschienen. Aber was war das für ein Sternenhimmel. Tony konnte sich nicht erinnern, jemals im Leben so viele Sterne in solcher Klarheit gesehen zu haben. Es gab nirgendwo genügend Schwärze, um einen Daumen darauf zu platzieren. Überall funkelten, strahlten, gleißten und blinkten die Himmelslichter. Sie schienen erschreckend nah. Hätte Tony den Arm heben können, dann hätte er die Sterne berührt, darüber gab es für ihn keinen Zweifel. Schwer atmend starrte Tony Tanner auf diese Decke aus Gestirnen, die direkt über ihm war, die ihn zu zerquetschen drohten wie ein herabgefallenes Mauerstück.

Im nächsten Moment schlug dieses Gefühl um. Aufstöhnend empfand Tony die unendliche Leere zwischen den Sternen, das schwarze, kalte tödliche Nichts, das zwischen den Lichtern lauerte. Nichts von dem, was seine Augen wahrnahmen, hatte sich geändert. Aber Tonys innere Wahrnehmung hatte sich vollständig gewandelt. Ihm schwindelte angesichts der Leere, die vor seinen Augen lag. Er versuchte, sich von der Vorstellung der unfassbaren Entfernungen zu befreien, die vor seinen Augen lagen, aber sie drängte sich ihm auf wie ein Sirengeräusch, das nicht abzustellen war. So weit, so unendlich weit, dass man Menschenleben auf Menschenleben wie eine schmale Brücke in diese Unendlichkeit hinausschieben könnte, ohne einem dieser Lichter auch nur eine messbare Winzigkeit nähergekommen zu sein.

Jetzt war sich Tony bewusst, dass er dieselben Empfindungen hatte, wie damals in seiner Kindheit, als er mit seinem Vater den Sternenhimmel betrachtet hatte. Und in diesem Moment spürte Tony Tanner, dass ihn die Erde nicht mehr halten konnte. Der Sternenhimmel war nicht über ihm, sondern unter ihm. Und er, Tony Tanner hing wie eine Fliege an der Decke, gehalten von einem schwindenden Restchen an Schwerkraft und er würde im nächsten Augenblick hinabfallen, sich überschlagend, taumelnd,

aus vollem Halse brüllend und fallen und fallen und fallen und ...

Die Erde war verletzt, sie war krank, sie spuckte die Menschheit aus wie einen bitteren Kern. Bald würden überall die Menschen anfangen zu schweben, nein, sie würden nach oben fallen, in den Himmel stürzen und mit ihnen ihre Maschinen und ihre Städte und ...

Mit äußerster Kraftanstrengung gelang es Tony, seine Hände in den Sand zu graben. Der Sand war so weit von seinen Fingerspitzen weg, Tony war schon ein kleines Stück ins Nichts gefallen, aber er klammerte sich fest und spürte doch, wie das Nichts an ihm riss und zerrte, wie es ihn einsog, wie es die Schwerkraft entfaltete, die die geschwächte Erde ihren Geschöpfen nicht mehr geben konnte.

Tony verbrachte die Nacht in einer Starre, aus der ihn in den ersten Sonnenstrahlen des Morgens Häuptling Koala weckte. Tony hörte seine Schritte und die bekannte Stimme: »Steh auf, Käsearsch, du kannst nicht die ganze Zeit hier faul im Sand liegen!«

Tony brachte einen Arm hoch und wurde von Koala mit Schwung in die Senkrechte gebracht. Seine Beine versagten den Dienst, er musste sich schwer auf den Wagen stützen. Koala beobachtet Tony mit schräg gelegtem Kopf.

»Schlechte Nacht gehabt?«, fragte er grinsend.

»Kann mich an bessere erinnern«, bemühte sich Tony um eine gelassene Antwort, während für winzige Sekundenbruchteile Namen wie Francine und Lucille durch sein Gehirn blitzten. Für die nächste Zeit war er dann völlig damit beschäftigt, seine zitternden Knie wieder in Funktion zu setzen. Während dessen fragte er sich, was nun geschehen sollte.

Koala schien Tonys Gedanken gelesen zu haben.

»Die Ahnen haben in dieser Nacht zu mir gesprochen«, sagte er.

»Keine schlechte Idee. Wo wir uns vielleicht demnächst bei de-

nen versammeln werden.«

»Sie sagten mir, dass dort, wo der Druck wächst auch der Widerstand wächst. Noch ist nichts verloren. Die grüne Ameise ist noch nicht ans Licht gekommen. Je näher die Entscheidung rückt, desto mehr Menschen werden aus dem Schlaf erwachen und sich gemeinsam dem Feind stellen. Er hat noch nicht gewonnen, wir haben noch nicht verloren. So ist das.«

Koala trat näher an Tony heran und hob einen kleinen schlüsselförmigen Gegenstand, der an einem geflochtenen Band hing.

»Du bist zwar ein Käsearsch und manchmal ziemlich vorlaut«, sagte er zu Tony, »aber abgesehen davon bist du nicht mal übel. Nimm dieses Geschenk von mir. Es soll ein Talisman für dich sein.«

Mit einer Mischung aus Rührung, Befangenheit und Erstaunen ließ sich Tony von dem alten Häuptling das Band mit dem Anhänger um den Hals legen.

»Ich habe diesen Gegenstand von meinem Großvater und der hatte ihn von seinen Vorvätern. Keiner weiß, welche Bedeutung er früher einmal gehabt hat. Wir nennen ihn *Pitspitsara*, das bedeutet in eurer Sprache *das, was die Quelle öffnet*. Ich habe das Gefühl, Du kannst dieses Ding besser brauchen als ich.«

Hinter einer Düne tauchte Steele, einen Klappspaten in der Hand, auf.

»Eines muss man den sanitären Anlagen hier lassen«, sagt er, als er neben Tony stand, »sie sind großzügig geplant und es gibt kein Gedränge.«

Unterdessen wühlte Koala in den Proviantpaketen auf der Rückbank, zerriss den Sitzbezug und improvisierte sich eine Tragehilfe, in der er mehrere Wasserflaschen und einige Tüten mit Nahrungskonzentrat unterbrachte. Die anderen beiden schauten ihm schweigend und ein wenig erstaunt zu.

»Du willst doch nicht etwa gehen?«, fragte Steele, um sich zu vergewissern.

»Ich will nicht nur. Ich werde«, gab Koala zurück. »Ich wün-

sche euch beiden Käseärschen alles Gute und viel Glück.«

»Nun wollen wir doch nicht gleich sentimental werden«, grinste Steele.

»Man sieht sich«, nickte Koala Tony zu und dann wandte er sich ab und stieg langsam die Flanke einer Düne hoch. Der leichte Wind verwehte seine Spuren, bevor Koala außer Sicht geraten war.

»Ich werde diesen alten Rassisten vermissen«, erklärte Steele und schob sich auf den Fahrersitz. »Und jetzt los, einmal im Leben wollte ich schon immer in Alice Springs unter der Dusche stehen!«

Troigers Atem kam nur noch stoßweise. Dorkas war ihm zu Hilfe geeilt, aber auch er sah, dass das Leben des alten Mannes floh.

Little bekam davon anfangs nur wenig mit. Er starrte auf die Lichterscheinungen des unterirdischen Apparats. Er erkannte Muster und war sich ganz sicher, Dorkas und Troiger sogleich genauen Bericht geben zu können, dann aber verflog das Bild, dem er sich so nah geglaubt hatte, und er wusste gar nichts mehr. Das machte ihn wütend und traurig zugleich, lähmte seinen Körper und stachelte sein Gehirn zu größerer Konzentration an.

In der Ferne entstand nun ein dumpfes Geräusch. Little war sich sicher, dass es sich um ein Erdbeben handelte. Gleichzeitig staunte er, wie wenig ihn das ängstigte. Angesichts der schwingenden Maschine, der Unwirklichkeit der unterirdischen Anlage und des vertrauten Dorkas, der wie eine massige Madonna am Boden kniete und den greisen Kopf des sterbenden alten Mannes auf seinen Schoß gebettet hatte, stellte Little fest, dass es ihm wirklich völlig egal war, ob die Welt jetzt in diesem Moment untergehen würde.

Mit dieser Erkenntnis fiel die Starre, die ihn wie ein Gipsverband umgeben hatte, von ihm ab. Von einem auf den anderen Moment fühlte er sich leicht und sogar heiter, spürte, wie er mit den Abläufen der Natur und des Weltballs verbunden war, wie er dazugehörte. Little, Teil eines gigantischen Systems aus Werden und Vergehen.

Little spürte, dass sich eine Schlange näherte. Sie schoss heran. Sie strahlte grün und weiß. Sie wühlte sich durch die Erde, durchschweißte jeden Widerstand, raste beständig und unbeirrt heran, kam immer näher, begleitet von einem immer deutlicher werdenden Wummern, das in den Ohren schmerzte. Fasziniert beobachtete Little das Ungetüm mit seinem inneren Auge. Die Schlange war armdick. Sie war unglaublich schnell. Sie peitschte sich durch das flüssige Erdinnere, nahm dann eine ganz leicht bogenförmige Bahn.

Als Little die Augen hob, sah er das Abbild der Schlange als purpurnen Strahl, der das System von Troigers Maschine durchschoss. Ein Hyleg war entstanden, Little dachte in Lichtgeschwindigkeit, irgendwo war ein Hyleg entstanden, und seine logische Verbindung zu den anderen Hylegs entstand mit ihm. Diese Bahn war die Schlange, die er sah. Schon war er in Bewegung.

Schon legte sich sein Oberkörper schräg, schon rannten seine Beine unter ihm los, öffneten sich seine Arme wie eine Greifzange, schon stolperte er auf Dorkas zu, als seinem Gehirn bewusst wurde, dass die Schlange auf sie zuraste.

In einem letzten Hechtsprung flog Little auf Dorkas zu, umhalste ihn und riss ihn mit sich fort. Längelang stürzten die Männer auf den schmutzigen Boden des Ganges. Da war die glühende Schlange schon heran und vorbei, ein gleißender Lichtblitz, der aus der einen Wand austrat und in der gegenüberliegenden verschwand.

Was von Troiger übrig blieb, war nur etwas Asche. Kein Geruch, kein Ekel. Dorkas und Little rappelten sich hoch. Langsam

gewannen die beiden Männer ihr Sehvermögen zurück.

»Wo ist ... er war doch ...?« Dorkas war zutiefst erschüttert. Irgendwann, das war ihm klar, würde der Tod auch seinen Weg kreuzen. Er hatte sich diesen Moment aber ganz anders vorgestellt. Er wollte im Bett sterben, wohl behütet von einer wärmenden Decke und auf einem sauberen, weißen Kopfkissen. Von Lichtblitzen fern der Heimat in einer Heidelberger Höhle zerfetzt zu werden, das hasste im Moment er so abgrundtief, dass er sogar die Andeutung eines Kreuzzeichens fertigbrachte, so ratlos war er. Und wieder fragte er nach Troiger.

»Ich fürchte, dass der Strahl ihn ..., ich musste Sie wegreißen, aber er blieb im Weg des Strahls ...« erklärte Little.

»Sie meinen ...?« Dorkas suchte mit den Augen die Stelle, wo er mit Troiger gekniet hatte, aber außer einer tiefschwarzen Brandspur und verglast glitzernden Stellen war dort nichts zu sehen.

»Wir haben es mit starken Kräften zu tun!« sagte Little selbstsicher. »Doch wenn wir dem guten Conte glauben können, dann fordern diese Kräfte auch wieder andere Kräfte heraus. Es kann gut sein, dass dieses Ereignis auch unsere Seite weiter erstarken lässt?«

»Da haben Sie womöglich recht!« antwortete Dorkas nach einer Weile. »Helfen Sie mir hoch. Wir müssen uns einen Ausgang suchen.«

Little half dem fetten Mann auf die Beine. Dann stiefelten sie los. Little wusste genau, wie er Dorkas zu führen hatte, obwohl er noch nie hier gewesen war. Ein diabolisches Zucken entstand um seinen Mund. Dorkas trabte brav mit aufgerichtetem Oberkörper hinter ihm her. In seinen Augen blitzte etwas wie Kampfeslust und Siegesgewissheit.

Ende des 7. Bandes

